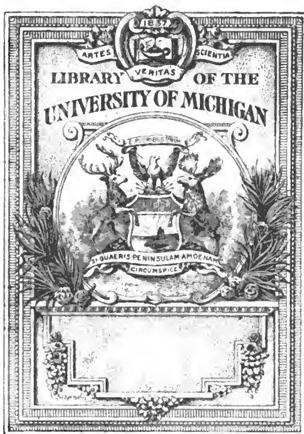
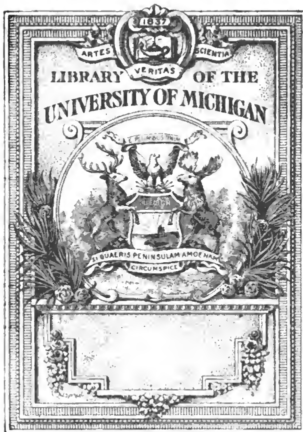
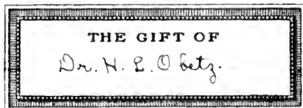
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

Stolze Naturen.

Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

„Rosanna, wie kannst Du um den Mammon trauern, als hinge mein Herz an dem Götzen dieser Welt!" rief Onkel Walter ganz unglücklich aus. „Was ist es denn, das Dich so muthlos und kleingläubig macht? Habe ich nicht das behalten, was mein Leben erhellt, erwärmt, beglückt? Kann man mir rauben, was ich hier in meiner Brust trage und was mich erhebt über alles kleinliche Erdengetriebe? Meine Bücher, meine Wissenschaft sind mir geblieben, wenn ich bescheiden leben und Abends mein Glas Burgunder trinken kann, so will ich nichts weiter, und das Einzige, was mich zeitweilig betrüben wird, ist, daß ich meinen beiden lieben Jungen nun nicht mehr helfen kann."

Freilich, Feldner und Reydewik konnten nun nicht mehr zum Professor gehen, wenn sie Geld brauchten.

Rosanna sah die beiden jungen Männer jetzt öfter und sprach mit ihnen voll Liebe und Schmerz über die gänzliche Unfähigkeit des „alten Kindes", sich mit der Sorge für den Lebensunterhalt zu befassen. Feldner theilte ihren

Kummer so ehrlich, wie nur ein glühender Bewunderer theilnehmen kann an dem Gedankengang seiner Herzenskönigin, und es rührte Rosanna die aufrichtige Liebe und Dankbarkeit gegen den Onkel Walter, die sich in dem Wesen des jungen Juristen aussprach.

„Könnt' ich nur schon Geld verdienen! Sehen Sie hier, gnädiges Fräulein, ich habe mir von Anfang an jeden Groschen notirt, den ich vom Herrn Professor bekam, denn ich habe immer seine gütige Fürsorge nur als eine Art Darlehen betrachtet," sagte er. Und dann zeigte er ihr sein Notizbuch, und in der That waren darin vielfach die kleineren und größeren Posten bemerkt, die aus der Tasche Onkel Walter's geflossen. Und wie gern hätte jetzt Feldner zurückgezahlt, wie sehnte er sich, in der Lage zu sein, Kapital und Zins mit Zinseszins dankbar abzutragen. Ihm war das Unglück des Professors ein Sporn zu angestrengter Thätigkeit, und all' seinen lustigen Kommilitonen entsagend, saß er jetzt Abend für Abend hinter der Studirlampe, um schneller sein Ziel zu erreichen.

Ob nicht Baronesse Rosanna's Augen ihm vorschwebten, ihm wie leuchtende Sterne die Richtung gaben, der er zusteuerte? Er machte es sich nicht recht klar. Rosanna war ihm die Verkörperung des Ideals, sein Herz jauchzte ihr begeistert entgegen, sie hätte sein Leben fordern können, und er hätte es mit tausend Freuden für sie gelassen; für jetzt konnte er ihr nur dienen, indem er sich zu Onkel Walter's Schutzengel machen ließ, der heimlich dafür sorgte, daß es demselben, wo es keine Einnahmen von Lorrich mehr geben würde, nicht am Nothwendigen fehle.

Oskar v. Reydewik bemühte sich nicht weniger als Feldner um Baronesse Rosanna's gute Meinung, und sie erkannte in ihrer stillen Freundlichkeit auch dankbar seinen guten Willen an, wenn derselbe sich nur nicht, wie der junge Offizier zuerst versuchte, in den gewohnten Huldigungen äußern wollte, sondern auf Onkel Walter ableiten ließ.

Die Verschiedenheit in den Charakteren der jungen Männer trat in dieser Zeit sichtbarer als sonst hervor.

„Wenn ich nur das große Loos gewänne! Wenn ich doch den alten Fürstenbrücker beerbte!" meinte der Lieutenant. Im Stillen bereute er zuweilen die Uebereilung, mit der er damals seinen ganzen Spielgewinn der Mutter geschickt hatte. Er hätte ja sonst jetzt eine Anzahl Loose kaufen können und sicher, meinte er, auf das eine oder andere gewonnen.

Auch ihn bedrückte jetzt, wo Onkel Walter's immer freigebige Hand nichts mehr für ihn thun konnte, seine gänzliche Unfähigkeit, etwas zu verdienen; der Zuschuß von der Mutter reichte nur knapp für das Nothwendigste, und es war so schwer, Verzicht zu leisten auf ein etwas behaglicheres Dahinleben.

„Ich werde mir eine reiche Frau suchen müssen! Wenn ich sie aber nicht liebe, heirathe ich sie auch nicht, und hätte sie eine Million! Was könnte mir also Geld ohne Liebe nützen?" seufzte er alle Tage. „Wäre ich doch reich!"

Onkel Walter's Gelassenheit, gegenüber dem Verlust seines ganzen Vermögens, war ihm völlig unbegreiflich, er hatte kein Verständniß für die Genügsamkeit des alten

Herrn, der immer nur von den Schätzen redete, die weder Rost noch Motten fressen, und dem es äußerst gleichgiltig war, ob er einen neuen oder alten Rock trug.

Zum Grafen Igor war Lieutenant v. Reydewik, seit dieser ihn besucht hatte, jeden Mittwoch Abend gegangen. Die Gespräche, die man dort geführt, hatten den jungen Offizier auf das Höchste interessirt und gefesselt, er war jetzt ebenso stolz, zu Graf Igor's Abenden zu gehen, wie er stolz auf seine Aufnahme im Cavalierskasino gewesen war.

Als eine besonders angenehme Seite dieses Verkehrs aber betrachtete Reydewik das Vergnügen, Baronesse Rosanna davon zu erzählen und diese mit leuchtenden Augen und rothen Wangen ihm jedes Wort vom Munde lauschen zu sehen.

Er ahnte sehr wohl, warum, und es schmeichelte ihm, des schönen, vornehmen Mädchens stiller Vertrauter zu sein. Mit aufrichtiger Genugthuung sprach er ihr seine Verehrung für Graf Igor aus, noch größere Freude machte ihm aber die Dankbarkeit, die er sehr wohl aus ihren Augen heraus las, aus ihrer Stimme hörte, wenn er ihr erzählte, wie er den Grafen gefunden, was er gesagt, womit er sich beschäftigt habe.

Daß er klug genug war, die politischen Gespräche nie zu berühren, verstand sich von selbst. Mit der ganzen Ueberhebung des jugendlichen Mannes dachte er: „Was versteht sie davon?" Und andererseits, wie hätte er sie ahnen lassen können, was man dort von den Tiefenrieds dachte und sprach?

Rosanna kam fast täglich, Onkel Walter zu besuchen, ihr Diener brachte öfter die eine oder andere kleine Delikatesse von der nach wie vor üppig besetzten Tafel Seiner Excellenz, und immer waren Lieutenant v. Reydewik und Fritz Feldner hocherfreut, Baronesse Rosanna in dem kleinen Studirzimmer des Professors zu treffen.

Für Rosanna waren diese Stunden die einzigen ungetrübten, welche sie jetzt noch erlebte. Wäre nicht Frau v. Hillberg gewesen, die in ihrer ruhigen und sicheren Art ihr immer wieder Muth einsprach, sie hätte wohl kaum sich aufrecht erhalten unter der furchtbar schweren Last, die sich erdrückend auf ihre Seele wälzte.

Der Minister v. Tiefenried hatte, so klagte er in vertrauten Kreisen selbst, in der That so große Verluste gehabt, daß er nicht wußte — er behauptete dies — wie er durchkommen solle.

Eine abermalige Hoffnung auf die Hilfe des großmüthigen Königs schien wenig Aussicht zu haben. Es verlautete, der Minister des königlichen Hauses habe auch große Summen, welche zu dem Privatvermögen Seiner Majestät gehörten, bei dem Sturze einer Bank, deren Weltruf freilich Garantien genug zu bieten schien, eingebüßt; der König, sagte man, sei tief verstimmt über diese sich häufenden Unannehmlichkeiten und Beunruhigungen, er wolle selbst seine Angehörigen nicht sehen, und die Aerzte verlangten dringend die vollständigste Befreiung Seiner Majestät von Allem, was nur von fern an die Geschäfte erinnerte.

Ruhe, tiefste Ruhe, nichts als das heitere Geplauder

der jungen Prinzessinnen, seiner Enkelinnen, und die stille, sorgsame Obhut seiner Schwester, der Prinzeß Adelheid, war gestattet.

Die Sache hatte für den Minister Tiefenried ihre zwei Seiten; die fatale Defraudationsangelegenheit mußte auch ferner ruhen, sie schlief darüber wohl für immer ein, wenn es gelang, Igor zu beschwichtigen; andererseits aber konnte Seiner Majestät großmüthiges Herz jetzt nicht durch die sorgenvollen Mienen seines ruinirten alten Freundes zu thätiger Beihilfe angeregt werden — und Geld mußte der Minister haben, es war auf keine Art und Weise mehr Rath zu schaffen.

Im häuslichen Leben des Ministers wurde trotz der sich täglich häufenden Verlegenheiten desselben freilich nichts Erhebliches geändert. Die ängstliche Sparsamkeit der beiden Damen gewann sogar, gegenüber diesem Leben im größten Styl, einen beinahe komischen Anstrich. Rosanna wie Frau v. Hillberg hatten es längst aufgegeben, daran etwas ändern zu wollen, um so schlimmer trat nun aber die wachsende Zerrüttung an sie heran, denn Seine Excellenz gerieth in den furchtbarsten Zorn, wenn irgend Jemand sich erkühnte, ihm diese fatalen Mittheilungen zu machen oder Geld zur Bestreitung der Haushaltungskosten zu fordern.

Dagegen aber gerieth Seine Excellenz wiederum auch in Zorn und versäumte niemals, demselben in bitterster Weise Worte zu geben, wenn in seinem Hause nicht Alles und Jedes nach dem Schnürchen ging, und die, welche dieser Zorn dann meistens traf, war Baronesse Rosanna,

die nach den Reden des Herrn Vaters absolut nicht verstand, ihren Pflichten als Repräsentantin des Hauses gerecht zu werden.

So hatte die arme Rosanna täglich Bitterkeiten und Vorwürfe zu ertragen, denen sie völlig wehrlos gegenüberstand, und in letzter Zeit mußte sie wohl einsehen, daß ihr Vater seinen Groll über Igor auf sie übertrug, denn seit dieser sich anscheinend ganz zurückgezogen, ersparte der Vater seiner Tochter nicht eine dieser hämischen Bemerkungen über ihren treulosen Anbeter, die ihm ein nothwendiges Gewürz seiner Mahlzeiten zu sein schienen. Aber während ihr Herz sich krümmte und wand unter den fortwährenden Verletzungen, hätte sie dennoch nicht gewagt, ihre Schmerzen einzugestehen, überzeugt, daß ihr Vater bei dem geringsten Widerspruch in jene maßlose Heftigkeit ausbrechen werde, die in seinen Augen jetzt immer drohte.

Daß er zu seiner Verstimmung auch nach anderer Seite hin Grund genug hatte, war gewiß.

Ulrich und der Vater sahen sich kaum noch, und wenn dies einmal geschah, so waren die peinlichsten und bittersten Scenen fast immer die unausbleibliche Folge.

Rosanna stand in dieser Angelegenheit auf des Vaters Seite.

Ulrich hatte der Comtesse Sidonie v. Trachéburg Monate lang und mit einer gewissen Ostentation, welche jeden anderen Bewerber von der jungen, sehr reichen Erbin zurückscheuchte, den Hof gemacht. Niemand gelüstete es, sich mit dem besten Pistolenschützen des Landes im Duell zu messen, und andererseits bevorzugte die junge Gräfin „den

schönen Tiefenried" so offen, daß der Versuch einer Rivalität schon gar nicht aufkommen konnte.

Das freudige Entgegenkommen der Comtesse hatte Rosanna mit liebevollem Gemüth erwiedert, Sidonie v. Trachsburg war ein sanftes, sehr junges Mädchen, das sein ganzes Herz dem gewandten Eroberer zu eigen gab und mit vollster Hingebung eine fast demüthige Bescheidenheit verband.

Eine solche Frau hätte für Ulrich ein Segen werden müssen, auch wenn sie nur mäßig begütert war, meinte Rosanna; jetzt traf es sich aber, daß sie neben ihren liebenswürdigen Eigenschaften noch ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, und dieses Mädchen, die beste Parthie des Landes, wie der Minister mit Recht sagte, vernachlässigte Baron Ulrich neuerdings in einer so rücksichtslosen und sogar unartigen Weise, daß es begreiflich erschien, wenn Comtesse Sidonie sich auf das Tiefste verletzt zurückzog.

Und das Aergste war, daß die ganze Stadt sich erzählte, weshalb die Comtesse Trachsburg Ulrich nun nicht heirathen wolle.

Rosanna meinte vor Scham und Verzweiflung zu vergehen, als ihr Vater in seiner bissigen Weise, außer sich über des Sohnes Handeln, die ersten Andeutungen darüber hinwarf. Ach, seitdem waren ganz andere Dinge zu Rosanna's Kenntniß gekommen, und so schlimm diese auch lauteten, so erschien ihr der Umstand, daß Comtesse Sidonie es war, welche todtenbleich, an allen Gliedern bebend, ihr die eingehendsten Details darüber brachte, doch noch viel schmerzlicher.

„Nenne es taktlos, unweiblich, wie Du willst, Rosanna," hatte das auf das Aeußerste erregte junge Mädchen dann hinzugesetzt, „aber sage Deinem Vater, ich wisse Alles. Wenn ich Deinen Bruder geliebt habe, wie nur je ein Herz zu lieben vermag, so hasse und verachte ich ihn jetzt ebenso sehr, und dieser Haß, diese Verachtung werden mir helfen, jedes Gefühl für ihn auf immer aus meinem Herzen zu reißen!"

Und das hatte Rosanna sich sagen lassen müssen, sie hatte ansehen müssen, wie die Comtesse ohnmächtig zusammenbrach, und wie diese maßlose Erregung nur das Vorspiel zu einer ernsten Erkrankung derselben gewesen war.

„Die ganze Stadt nennt ihn einen Ehrlosen, einen ruchlosen Verführer, der ein schönes, unbescholtenes Mädchen von kaum siebenzehn Jahren aus dem Hause ihrer Mutter gelockt und für immer unglücklich gemacht hat," so hatte Onkel Walter, höchst aufgebracht und entrüstet über die Frechheit seines Neffen, sich mit Dora, deren heimliche Vermählung mit Ulrich ja Niemand ahnte, in dem damals noch dem Professor gehörenden Lorrich einzuquartieren, zu Frau v. Hillberg gesagt.

Und um Allem die Krone aufzusetzen, erfuhr man nun noch, daß Dora Maienbach, dies herzlose Geschöpf, wie alle Welt die Aermste nannte, eine halbe Stunde von der Stadt in einer reizenden Villa lebte, welche, am Abhange eines der nächsten Berge gelegen, aus dem dichten Grün eines dieselbe umgebenden Tannenwäldchens geheimnißvoll hervorlugte.

Diese Villa, das wurde schnell ebenso stadtbekannt,

hatte Baron Ulrich Tiefenried, der seine eigene Wohnung in der Stadt beibehielt, von einem Häuserspekulanten möblirt gemiethet, er hatte Dienerschaft hinaufgeschickt, das ganze Haus war in schönsten Stand gesetzt worden, und man erzählte allerlei romantische Details von der hohen Mauer, welche, den Garten der Villa umschließend, von scharfen Eisenspitzen starrte, von den riesigen Hunden, welche die Villa bewachten, und den anderen Sicherheitsmaßregeln, welche dazu dienen sollten, jeden unberufenen Eindringling abzuwehren.

Eine Haushälterin, Mamsell Lotte, vermittelte den nothwendigen Verkehr mit der Stadt, sonst bekam man nur hie und da einen Diener zu sehen; Mamsell Lotte aber und dieser Letztere waren jeder Bestechung unzugänglich und grob wie Bohnenstroh, wenn man sie auszufragen versuchte.

Das Alles und die Verzweiflung der Mutter der Entführten — tausend Details, welche Baron Ulrich's Verfahren immer nur noch schmachvoller und rücksichtsloser erscheinen ließen — waren zu Rosanna's Ohr gedrungen, und das stolze, sittenstrenge Mädchen meinte zu vergehen vor Verzweiflung und zorniger Scham über des Bruders freche Nichtachtung der Sitte und der Ehre seiner Familie.

Wie Rosanna, so urtheilte der Hof, mit Ausschluß des Königs, dem Niemand diese Skandalgeschichte zu erzählen wagte, um nicht neue Aufregung hervorzurufen. Niemand wagte auch dort offen dieser Entrüstung Worte zu geben, ja man hütete sich wohl, die Angelegenheit anders als leise flüsternd zu besprechen, denn wieder war es

Baron Ulrich's bekannte rücksichtslose Streitsucht, die man nicht reizen mochte, und wer wollte in diesem Kreise den Minister sich zum Feinde machen, dessen Macht man ebenso fürchtete, wie seines Sohnes Waffen.

Zudem, wer wollte es wagen, Ulrich öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen! Wer hatte ein Recht, eine Verpflichtung, wer den Muth dazu, und, was mehr als das Alles in's Gewicht fiel, wer hatte Beweise dafür, daß jenes Mädchen ihm nicht gutwillig und gern gefolgt war?

In kürzester Frist hatte die moralische Entrüstung sich gelegt und, klügerer Erwägung Raum gebend, zog man es in Baron Ulrich's Kreisen vor, eine Sache todtzuschweigen und zu ignoriren, deren Erörterung dem fürwitzigen Sprecher unter Umständen zum empfindlichsten Schaden gereichen konnte.

Ja, während Rosanna Tiefenried sich schämte, ihren Bekannten in die Augen zu blicken, begannen diese schon, eine lebhafte Neugier für das geheimnißvolle kleine Schlößchen und die Bewohnerin desselben zu fühlen, Tiefenried, der so unbekümmert und unangefochten wieder im Kreise seiner Bekannten erschien, doppelt interessant zu finden, und es dauerte kaum noch eine fernere Woche, so fing man an, in der Stille ihn zu entschuldigen, ihn zu beneiden um den kecken Muth, der ihn befähigte, so ungestraft der ganzen Welt Trotz zu bieten.

Die ganze Stadt wußte dies Alles, nur Eine nicht, doch auch diese erfuhr es endlich nach vollständiger Genesung, wenn auch in schonendster Weise, durch den Justizrath Schleuderer.

Frau Maienbach schrie und weinte und verzweifelte nicht wie damals, als sie ihr Kind im Flusse suchte, sie war dazu noch zu schwach. Einmal faßte sie wie in Todesangst mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, als fürchte sie, derselbe halte nicht aus, das zu denken, dann aber blieb sie ganz still und fast kalt.

„Todt ist sie — so wie so!“ murmelte sie mehrere Male. Und in dieser Weise war der gefürchtete Moment nun doch ganz anders vorübergegangen, als der Justizrath und seine Schwester es sich ausgemalt hatten. Sie athmeten erleichtert auf. Auch sie wiederholten sich, was Frau Maienbach gesagt: „Todt ist sie — so wie so!“

Für den Mann hatte der Justizrath eine gute Beschäftigung an der italienischen Grenze gefunden. Maienbach nahm die Stelle dankbar an; er sehnte sich jetzt aufrichtig wieder fort. Das kleine Häuschen seiner Frau schien ihm bald nur ein etwas erweitertes Gefängniß, man kannte seine Vergangenheit in der Stadt, und ihn bewegte ein heißes Verlangen, mit dieser Vergangenheit vollständig zu brechen, da er nunmehr sehr wohl einsah, daß dies für ihn der einzig mögliche Weg sei. So ging er gern. Ein Bauunternehmer übergab ihm die Beaufsichtigung seiner Arbeiter; das war etwas, was Maienbach zusagte.

Seine Frau ließ ihn willig ziehen. So aufrichtig dankbar sie ihm für seine treue und ausharrende Pflege war, so hatte dieselbe in ihrem Herzen doch nur ein gewisses freundschaftliches Wohlwollen neben der Dankbarkeit zu erwecken vermocht; ihm alles Gute herzlich wünschend, sagte sie sich und ihm, daß ihnen Beiden wohler

sein werde, wenn sie, Jedes für sich, ihre eigenen Wege gingen.

Und so versuchte Dora's Mutter nun in gewohnter Weise weiter zu leben. Was in der Frau vorging, wußte Niemand. Sie arbeitete wieder, sorgte für die Miether in müder Gleichgiltigkeit, sprach, was nöthig war, und ließ es an dem Gewohnten nicht fehlen. Aber es fiel selbst den Arglosesten auf, daß ein finsterer Zug herber, abweisender Verschlossenheit das früher so sanfte und geduldige Gesicht der Frau entstellte. Selbst in ihrer Stimme klang diese Härte durch, und während sie früher mit großer Vorliebe Vögel, Hunde und Katzen um sich gesehen und sie sorglich gepflegt hatte, that sie jetzt alles Lebende, was Liebe und Fürsorge in diesem Sinne heischte, von sich; selbst die schönen Zimmerblumen ließ sie eine nach der anderen eingehen, und wenn auch ein gewohnheitsmäßiger Ordnungssinn sie anhielt, ihr Wohnzimmer sauber zu erhalten, so fehlte doch bald genug jene friedvolle Behaglichkeit und jeder kleine Schmuck darin, was früher das einfache Stübchen so anheimelnd machte.

Ein trübseliger Winter wurde es, nur selten gab es einen ordentlichen Frost, dagegen viel südlichen Wind, Thauwetter, welches die eben gefallenen Schneemassen wieder auflöste, Ueberschwemmungen in den Flußthälern, welche das ganze Land in Aufregung setzten, epidemische Krankheiten, die viele Opfer forderten und die Menschen aus der Angst und Unruhe nicht herauskommen ließen.

Das sonst so rege und bunte Treiben der Hofgesellschaft wurde hiedurch, sowie durch die Krankheit des Kö-

nigs und verschiedene Anlässe zu tiefer Hoftrauer auf ein Minimum reduzirt.

Dazu fühlte auch Jeder die dumpfe Schwüle und elektrische Spannung, welche in der Atmosphäre des Hofes lag. Es gab Eingeweihte, die genau orientirt waren, die Mehrzahl ahnte nur oder theilte sich flüsternd immer neue Anzeichen mit von einer drohenden Katastrophe, aber Diejenigen, welche davon nach allen Gerüchten zu Boden gestürzt werden würden, standen nach wie vor hoch aufrecht und anscheinend fester als je, jeden Unglückspropheten verlachend, und so sicher der unerschütterlichen Festigkeit ihrer Stellung, daß auch die Zaghaftesten nach und nach wieder Muth schöpften und Vertrauen zu ihnen zurückgewannen.

Wie ein Lauffeuer durcheilte in dieser Zeit die Kunde eines Ereignisses die Stadt, welches überall lebhafteste Theilnahme erregte und den Anhängern des Ministers ein Grund wurde, die bewährte Humanität, die Menschenkenntniß und den Scharfblick Seiner Excellenz zu preisen.

In einem der Aktenschränke des Tiefenried'schen Ressort's hatte man, tief unter Aktenstücken verborgen, Geldrollen und Kassenscheine in nicht unbeträchtlicher Summe gefunden.

Es ergab sich, daß dieser Schrank in dem von Meilhuber innegehabten Schreibzimmer stand; man überzählte die Summe, sah in den Büchern nach und fand, daß sie auf Heller und Pfennig zu einem der eingetragenen Posten stimmte.

Sollte Meilhuber das von ihm unterschlagene Geld dort versteckt haben?

Eine Vernehmung desselben fruchtete nichts, er leugnete entschieden, bejahte dann, leugnete wieder und erklärte zuletzt ganz gebrochen: er sehe ein, daß er das Opfer sein werde, aber er werde nicht bis zum Ende schweigen, das möge man nur „jenem Herrn" sagen. Namen zu nennen konnte man ihn nicht bewegen, man begann im Publikum aber nun in der That an eine geistige Störung des Unglücklichen zu glauben.

Graf Igor hatte nach einem langen Gespräch mit Frau Meilhuber am Morgen nach jener Scene in seinem Hause versucht, zu dem Gefangenen zu gelangen, war aber zurückgewiesen worden, da jeder Besuch ohne alle Ausnahme verboten sei, wie der Gefängnißinspektor bedauernd sagte. Er fügte noch hinzu, Meilhuber habe Anfälle von Tobsucht, und der Beamte schien wirklich aus Ueberzeugung so zu urtheilen.

10.

Rosanna v. Tiefenried führte ein so einsames Leben, wie sie es bis jetzt nie gekannt; wenn aber auch ihr schwer bekümmertes Herz nach Stille und Einsamkeit verlangte, so war diese ihr dennoch zugleich auch eine bittere Qual, denn sie schnitt ihr jede Möglichkeit ab, Igor zu sehen, zu treffen oder von ihm zu hören.

Wären nicht Fritz Feldner, der junge, eben zur Doktorwürde gelangte Jurist, und Lieutenant v. Reydewik gewesen — Letzterer gewann sich zu Feldner's geheimer Verzweiflung Rosanna's wachsende Freundschaft durch seine Verehrung für Igor — so hätte die Tochter des Mi-

nisters wohl kaum noch eine Kunde von dem so heißgeliebten Manne gehabt.

Er betrat ihres Vaters Haus nicht mehr. Er kam auch nicht zu Onkel Walter, der sich in seiner ahnungslosen Weise darüber nicht genug verwundern konnte, und selbst die Begegnungen im Park oder auf der Straße — früher, wo er sie selbst eifrig suchte, so häufig! — hatten völlig aufgehört.

Rosanna fühlte, er mied sie, mied sie, weil sie ihres Vaters Tochter war, weil er ihren Vater haßte und Tag und Nacht daran arbeitete, ihn zu stürzen.

Und diese Ueberzeugung wurde selbstverständlich eine neue Ursache zu qualvollster Sorge und bitterem Schmerze.

Sie sagte sich wohl, Igor sei ein Ehrenmann von antiker Strenge und Schroffheit, er hasse nicht ihren Vater, sondern nur den Minister, dessen Amtsführung so vielfachen scharfen Tadel fand; aber warum mußte denn gerade er sich dazu drängen, den so bitter angefeindeten Mann, der doch immer ihr Vater war, zu verfolgen ohne Rast und Ruhe, wie sie es von diesem täglich — und ihr gegenüber legte der Minister die lachende, siegessichere Maske ab — unter Klagen und Verwünschungen hörte?

Es wurde ihr völlig klar, daß ihr Vater seinen Feind Igor fürchtete, fürchtete wie ein Verfolgter, der das Messer schon über sich blinken sieht, und daß es keine Rettung gab — keine!

Ihre Bitten und Vorstellungen, seinen Gegnern durch ein Eingehen auf berechtigte Forderungen entgegenzukommen, beantwortete er immer nur dahin, das könne er nicht,

das sei unmöglich, ohne freilich je zu sagen, warum dies so sei.

Ihren Bruder sah Rosanna gar nicht mehr.

Der Minister hatte seinem Sohne sein Haus verboten, sobald „die Affaire“ mit Dora Maienbach bekannt geworden war.

Vater und Sohn standen einander gegenüber als zwei echte Tiefenried, nur auf sich selbst bedacht und nicht einen Augenblick zum Einlenken geneigt.

Da trat eines Tages der Vater, bleicher und erregter, wie sie ihn je gesehen, zu Rosanna in's Zimmer. In seinen Augen funkelte es fast unheimlich, seine Gesichtsmuskeln zuckten, seine Hände auch, und seine Stimme war eigenthümlich rauh.

„Rosanna! Igor hat es durchgesetzt, der König hat ihn gesprochen! Er ist gestern Abend in das Kabinet Seiner Majestät geholt worden, Niemand hat vorher darum gewußt, und lange nach Mitternacht erst hat er es verlassen. Noch ist keiner der Minister zum König befohlen, er sitzt über großen Aktenheften, der Zutritt ist selbst der Prinzeß Adelheid versagt.“

Die Tochter sah bang wartend, regungslos zu dem Vater auf.

„Höre mich wohl an,“ fuhr dieser fort, „Du bist meine einzige Rettung! Der König ist zu besänftigen, wenn ich ihm beweise, daß ich entschlossen bin, Igor's Forderungen zu gewähren, ich werde zu Allem ‚Ja‘ sagen, was der König verlangt, aber Igor darf keinen Schritt weiter gehen, keinen Schritt, hörst Du! Er will, wenn es nöthig

wäre, seinen Abschied nehmen, um Gericht zu fordern, er will Untersuchungen anstellen lassen — ach, was verstehst Du davon! Genug, das darf unter keinen Umständen geschehen! Verstehe mich recht, unter keinen Umständen! Und Du, Du mußt ihm das Versprechen abnehmen, daß er einhält. Bitte ihn, schmeichle, flehe, weine, thue, was Du willst, aber bedenke, Du mußt es durchsetzen; bedenke, Mädchen, es handelt sich um das Aeußerste, um Deines Vaters Ehre, um seine Existenz, sein — Leben! — Ja, sieh mich nur nicht so geisterhaft an! Eine Kugel wird barmherzig sein, wenn es Dir nicht gelingt, diesen Teufel zu bändigen! Schicke nach ihm, schreibe ihm, lasse ihn kommen. Ich muß in's Schloß, ich muß zum König dringen! Du darfst keine Minute verlieren!"

Und ehe Rosanna Zeit hatte, zu sich zu kommen, in der schwindelnden Bestürzung und Angst einen einzigen klaren Gedanken zu fassen, war der Vater wieder fort und ihr blieb nur die Erinnerung an sein verändertes, haltungsloses Aussehen, an den fürchterlichen Blick, womit er ihr angedeutet, er werde sich erschießen, und daneben die Ueberzeugung, daß er sein Wort wahr machen werde, wenn Igor sich von ihr nicht bestimmen ließ.

So schrieb sie denn unter dem Drucke dieser Umstände an den Grafen, er möge zu ihr kommen, ohne Verzug, sogleich, sie bitte ihn von Herzen darum.

Er ahnte, was sie wollte. Sein Herz war voll Mitleids mit ihr; wie gerne hätte er ihr jeden Schmerz des Lebens erspart. Und nun wußte er, würde sie ihn um das bitten, was er ihr nicht gewähren konnte, und er würde

Folterqualen zu leiden haben bei diesem „Nein" und dem Blick in ihre lieben Augen.

Aber er ging; wie sollte er dieser kleineren Bitte nicht nachkommen, wo er ihr die Hauptsache abschlagen mußte?

Sie sah es ihm an, sobald er eintrat, daß Alles vergeblich sein werde.

Wortlos standen sie sich gegenüber; es bedurfte ja keiner Worte zwischen ihnen.

Dies Eine fühlte Rosanna plötzlich wie mit Zaubergewalt, was über alle Verwirrung und alle Angst dieser Zeit hin siegend und strahlend emporbrach: die Liebe, die heiße, unwiderstehliche Liebe.

Er lag zu ihren Füßen, er hatte ihre Hände ergriffen und preßte sie an seine Lippen, an seine Augen.

„Rosanna! Rosanna!"

Und dann hielt er sie an seinem Herzen und der Himmel that sich vor ihr auf — kurze, selige Minuten.

Aber schon waren dieselben vorüber, und mit einer Stimme, in welcher Schmerz und Liebe und Glückseligkeit sich wunderbar stritten, hatte Igor gesagt: „O Rosanna, nun ist es doch gekommen, nun habe ich doch die Hand ausgestreckt nach dem köstlichsten Gut! Warum mußtest Du mich auch rufen? Nun —"

„Nun ist es besser so, Geliebter! Nun sind wir wieder stark und muthig! Nun mag kommen, was will, wir tragen es, denn wir haben einander, und alle Schatten der Nacht vermögen nichts mehr über uns! O, wie bin ich so glücklich, Stephan!"

Ach, er war es auch. Und sie hatte Recht, jetzt ließ sich das Leben wieder ertragen.

„Und Du bist mein? Du glaubst an mich? Du willst mich lieben, fest und unerschütterlich, wie ich Dich?" fragte er leidenschaftlich und wie man einen Eid fordert.

„Ich liebe Dich und werde Dich lieben über Alles, ich kann ja nicht anders!" gab sie ihm zurück, und in ihrem einfachen: „Ich kann ja nicht anders!" da lag wieder diese Urgewalt der wahren Liebe.

O, wie sprachen sie nun so ruhig, ernst und vertrauend über Rosanna's Wünsche und Bitten. Wie konnte er ihr jetzt zum Herzen reden, nun, wo er wußte, sie vertraute ihm, und er durfte ihr sagen, was ihn trieb und zwang zu rücksichtslosem Vorgehen.

Sie hörte ihm mit immer größeren Augen zu, ihre Hände in den seinen, ihre ernsten, verständigen Blicke fest auf seine erregten Mienen geheftet.

„Sieh, Rosanna, so steht es im Lande. So redet das Volk, so schreiben die Zeitungen und so treiben wir dem Ruin des Landes entgegen!" schloß er dann, aber er fühlte mit innerem Beben, daß er doch nicht rückhaltslos offen sein durfte. Doch es war ja auch genug, wenn sie sein Vorgehen nur verstand, mochten die politischen Gründe genügen, die moralischen waren ihr zu ersparen so lange als möglich. So fuhr er fort: „Ich fordere im Namen des ganzen Volkes, daß es anders werde, ich fordere ein anderes Ministerium, eine Revision der Landeskassen, eine öffentliche Rechnungsablage. Was ich zuerst nur für die Armee nothwendig hielt, eine Reorganisation, das muß

ich jetzt für den ganzen Staat verlangen, denn je weiter ich dringe in meinen Untersuchungen, um so mehr Unordnung, Verwirrung, Verschwendung und Gewissenlosigkeit entdecke ich. Und deshalb muß ich meine Pflicht thun!"

„Ja, das mußt Du, mein Stephan!" sagte verständig ihn anschauend Rosanna.

Von Neuem überkam ihn das jubelnde Glücksgefühl, daß sie nun mit ihm gehen, treu zu ihm halten werde, aber fast erschrocken schaute er sie an, als sie dann fragte: „Und was soll ich dem Vater als Antwort sagen, Stephan?"

Ihm kam erst jetzt wieder die Erinnerung an den ihm so unsympathischen Mann, den er als schlecht und gewissenlos erkannt hatte.

„Du sollst nicht in unsern Streit treten, mein geliebtes Mädchen! Du, die Reine, gehörst nicht dahin, wo so viel Zorn und Hader herrschen. Sage ihm, Graf Igor sei bereit, ihm einen ehrenvollen Rückzug zu gestatten."

„Den wird er nicht annehmen, Du meinst die Demission, Stephan, aber bedenke — des Vaters Existenz!"

„Man mag ihm eine andere Art zu existiren einräumen, vielleicht die Schloßhauptmannschaft von Neuburg," versetzte Igor hart und bitter.

Rosanna schwieg verletzt. Sie hatte bemerkt, wie jedesmal, wo sie ihren Vater nannte, Igor's Augen und Mienen einen fast wilden Ausdruck annahmen.

Er fühlte es, daß er ihr wehe gethan. Tiefenried war ja doch ihr Vater, sie mußte immer zwischen diesem und ihm stehen — wenn auch auf seiner Seite.

Inzwischen hatte er ihr die Vergebung schon von den Lippen geküßt.

„Du mußt sehr nachsichtig sein mit mir stürmischem Menschen, mein süßes Lieb," flüsterte er fast demüthig, und in diesem Gegensatz seiner Natur lag ein so großer Zauber. Noch eins erbat er: „Laß uns unsere Liebe still und heimlich halten, Rosanna! Sie ist aufgeblüht und macht uns zu glücklichen Menschen, fast wider unseren Willen, denn sieh, mein Kind, ein Mann, der sich so große, heilige Ziele gesteckt hat, wie ich, der sollte wohl seinem Herzen keine Macht über sich gestatten. So war's meine Meinung, und ich wollte auf eigenes Glück verzichten, sah auch für Dich, mein angebetetes Lieb, nur Unglück in dem Konflikt, den unsere Liebe über Dich heraufbeschwor. Nun ist sie doch gekommen, die Siegerin. Demüthig empfange ich sie in meinem Herzen, baue ihr einen Altar darin, und auf dem Altar steht meine Heilige, meine Rosanna! O Kind, Kind, Du weißt nicht, wie tief, wie grenzenlos ich Dich liebe!"

Wieder bemerkte sie, aber mit süßem Beben jetzt, daß er in einer Erregung war, die sie bei dem sonst so gehaltenen Manne noch nicht gesehen.

„Aber sieh, Rosanna," fuhr er fort, „eben die Größe meiner Liebe würden meine Gegner zu meinem Fallstrick machen wollen, darum laß uns darüber schweigen, laß uns verzichten auf das schöne Recht, offen vor der Welt uns zu einander zu bekennen. Es wird die Stunde kommen, wo ich am Ziele stehe, sie wird es, ich fühle es mit unwiderstehlicher Ueberzeugung. Dann darf auch mein Herz sein

Recht fordern. Dieses Glück von heute, Kind, ist beinahe ein Raub an meinem Rettungswerk. Ich habe nach Deiner Liebe geschmachtet, wie ein Verdurstender nach einem Trunk, wie ein Erfrierender nach dem belebenden Feuer, und doch war in mir die Ueberzeugung, ich müsse meiner Sache ergeben sein, mit Hintansetzung aller meiner eigenen Wünsche. Nun sind sie mir ungeahnt über den Kopf gewachsen, Rosanna! Sieh, Kind, zuerst die Pflicht! Darum zürne nicht und wirf mir nicht Mangel an Liebe vor, wenn ich über meiner Arbeit Dich und die Liebe zu vergessen scheine. Vertraue mir, Rosanna! Ich muß das immer von Neuem fordern!"

Er hatte in der ihm heute eigenen leidenschaftlichen Erregung gesprochen. Rosanna kannte ihn nie so, sie sagte sich heimlich, daß er verändert sei, ohne sich aber recht klar machen zu können, in wiefern, denn trotz seiner Leidenschaftlichkeit war er doch in anderer Weise weicher als sonst.

Es betrübte sie, daß er seine Liebe einen Raub an seiner Sache nannte, aber wie er einmal war, mußte er wohl so urtheilen.

Jedenfalls hatte sie — auch außer ihres Herzens Befriedigung — für den Vater Beruhigendes erreicht.

Sie schieden dann.

In das beängstigende Dunkel, welches Rosanna umgab, war unerwartet der leuchtende Sonnenstrahl gefallen, vor dem jenes nicht Stand hielt. Nach so langen schrecklichen Tagen und Wochen war das Glück gekommen. Nun ließ sich Alles leichter tragen.

Und unterdeß ging Igor heimwärts und ein fürchterlicher Gedanke machte ihn auf einmal erbeben.

„Es ist ihm gelungen, ich bin schwach geworden. Da er mich nicht bestechen konnte auf die eine Weise, versucht er es auf die andere!"

Das war ein schlimmer Argwohn und nicht unberechtigt.

„Aber hüte Dich, Tiefenried! Ich nahm die Perle auf, die Du mißachtend nicht schätzest, gekauft hast Du mich nicht damit, es ist keine Vermittelung zwischen uns möglich! Du oder ich! Das heißt, Lüge oder Wahrheit! Betrug oder Recht!"

Graf Stephan Igor hatte, in seinem eiligen Gange stehen bleibend, diese Worte laut und drohend gerufen, als stände der Gegner ihm gegenüber.

Dann hörte er sich selbst und blickte sich — über sich selbst erschreckend, rings um, ob ihn Jemand gesehen oder gehört. Es war kein Mensch in der Nähe.

„Sie haben Alle Recht, die mir sagen, ich sei zu erregt! Ich muß mich ernstlich in der Selbstbezwingung schulen!" dachte er beschämt.

11.

In allem Unglück und Mißbehagen ihres jetzigen Lebens hatte Rosanna nun für ihre geängsteten Gedanken ein Asyl in ihrer Liebe.

Wie war es ihr nur möglich, so glücklich zu sein? Aber sie war es, sie fühlte sich über all' diese Verwirrung emporgehoben durch das Bewußtsein, daß Igor sie liebe, und diese Gewißheit, die im Grunde doch wenig Hoffnung einschloß, genügte ihr.

Es war Thatsache geworden, der König ging auf Igor's Ideen und Pläne einer großartigen Reorganisation ein. Der Graf war fast täglich Stunden lang bei ihm, sie arbeiteten dann Beide mit einem Eifer und Ernst, der die Partei Tiefenried's, welche sich zumeist aus der Hofgesellschaft zusammensetzte, in Verzweiflung brachte, obgleich allem Anschein nach diese Anstrengung dem König eher wohlzuthun, als zu schaden schien.

Die Geschmeidigkeit Tiefenried's bewies sich in dieser Zeit einmal wieder von Neuem.

„Wenn es wahr ist, Majestät, daß ich etwas verfehlt habe, so ist Niemand mehr bereit als ich, seinen Fehler zu verbessern! Ich ehre im Grafen Igor einen glänzenden Geist; sobald er Eurer Majestät bewiesen hat, daß er wirklich daneben auch das organisatorische Genie ist, für das er sich hält, bin ich bereit, ihm jede Konzession zu machen. Ehe Eure Majestät aber die alten bewährten Einrichtungen opfern, werden Sie Igor's Pläne geneigtest einer reiflichen Prüfung unterwerfen, und neben manchem Tauglichen wird sich, fürchte ich, doch viel Unausführbares und Phantastisches finden."

Damit war vorderhand genug gethan, der König haßte im Grunde die Neuerer, es wurde ihm jetzt oft schwer, den Entschluß aufrecht zu halten, alle alte Einrichtungen umzustoßen. Igor's Pläne beunruhigten ihn dann, und nur die große Achtung vor dessen Geist und Charakter führten den Monarchen immer wieder zu ihm zurück.

„Wir sollten Igor's Versprechungen, eine neue Aera herbeizuführen, mit Vorsicht aufnehmen, Majestät, ein tüch-

tiger Kopf ist er, und ich tadle es nicht, wenn der Becher überschäumt," sagte dann ein andermal der Minister.

Unter diesem Anschein größter Loyalität sah Igor sich durch Tiefenried unterdeß überall gehemmt und bald hier, bald dort durch passiven Widerstand auf das Aeußerste gereizt, ohne daß ihm doch eine Möglichkeit blieb, sich zu beklagen.

Brauchte er aktenmäßige Nachweise aus den Registraturen des Ministeriums, so waren dieselben versandt, verlegt, oder es fehlte darin gerade das gewünschte wichtigste Beweisstück, man versprach aber bereitwillig sofortige Herbeischaffung. Wollte er von einem der Beamten Auskunft, so erinnerte sich derselbe nicht genau, man gab ihm unzulängliche Nachrichten, man wollte sich erkundigen. Ueberall zeigte sich ihm äußerlich dieselbe freundliche Bereitwilligkeit und das diensteifrigste Entgegenkommen, und immer auch war es sicher, daß man ihn hinhielt, ihn durch die unvorhergesehensten Verzögerungen lähmte, und so seine Geduld auf tausend Proben stellte. Dabei aber fand es sich auch, daß er das versteckte Mißtrauen und den heimlichen Groll in den Mienen seiner ihm von ihrem Chef überwiesenen Helfer erkannte und sich täglich mehr überzeugte, er habe eine Titanenarbeit begonnen.

In der speziellen Sache Meilhuber's ließ sich vorderhand nichts thun, der Gefangene war schwer erkrankt und lag bewußtlos. —

Hatte Rosanna's Vater es bereut, daß er sich der Tochter gegenüber so verstört und kleinmüthig gezeigt, oder

war ihm die alte Selbstgewißheit plötzlich wieder gekommen?

Sie fragte ihn nicht, sie war froh, daß er seltsamerweise mit keiner Silbe sich erkundigte, ob sie Igor gesehen und gesprochen habe.

Als wenn er, der schlaue, erfahrene Beobachter dies nicht sofort errathen hätte. Auf seiner Tochter Stirne lag ja die Verklärung eines großen stillen Glückes, in ihren sonst so ernsten Augen ein Leuchten, welches wohl auch ganz Fremden aufgefallen sein möchte.

Seine Excellenz war zufrieden mit diesem Erfolg. Man konnte der Sache ihren Lauf einstweilen lassen, es waren Hindernisse genug aufgebaut, auch den feurigsten Renner zu lähmen.

Unterdeß war Baron Ulrich eines Tages wieder in seines Vaters Haus gekommen, hatte eine lange Unterredung mit demselben, und dann sah man sie Arm in Arm wieder mit einander gehen.

Bei Rosanna erschien Ulrich vorerst nicht, doch wenn sie einander zufällig trafen, so spielte er die Rolle des liebenswürdigen Bruders und verbindlichen Gesellschafters mehr als früher. Ein Zweifel an der vollen Wahrheit der über Ulrich verbreiteten Gerüchte tauchte gegenüber seiner sanften Liebenswürdigkeit sogar in ihr auf. Ihrem Herzen war es Bedürfniß, den Bruder rein zu wissen von der abscheulichen Anklage, ein junges Menschenleben so schmachvoll für immer dem Verderben preiszugeben; dies Mädchen, welches seine Mutter so der Verzweiflung überlassen konnte, ohne mit einer Silbe Nachricht von sich zu

geben, sie war sicher eine schlechte, gemeine Natur, und Ulrich von ihr geflissentlich angelockt worden.

Baron Ulrich bemerkte kaum, daß die Schwesterliebe in Rosanna sich wieder mächtig regte, als auch er ihr mit offenem Verlangen, sich mit ihr auszusöhnen, entgegentrat.

Ach, und sie war so jung und so thöricht noch, sie hoffte und glaubte fest, diesen Bruder zu sich zurückzuführen, ihm in Igor einen berathenden, helfenden Freund gewinnen zu können, sobald dieser Ulrich's Umkehr sah und von dessen ernstem Willen, sich zu ändern, überzeugt sein würde.

Arme, thörichte Rosanna! Die Liebe, die mit ihrem lauteren, reinen Feuer ihr Herz erhellte und erwärmte, daß sie sich der Glücklichsten eine und zu tiefer Dankbarkeit gegen Gott gestimmt fühlte, diese Liebe, die dem Geliebten in dieser schweren Zeit nichts sein konnte, wollte sich äußern, und wenn schon früher Rosanna's liebevolles Gemüth für Jeden eine Güte oder eine Freundlichkeit hatte, so brach dieselbe jetzt nur um so mächtiger hervor. Ach, lieben dürfen, zeigen dürfen, wie ihr Herz als Höchstes nur Liebe geben wollte, das war jetzt mehr als je der Inhalt ihres Lebens!

Da war keine Dienerin des Hauses, kein Armer, kein Bittender, dem sie nicht mehr gab, als das Erbetene, indem sie aus vollem gütigen Herzen ihm das Beste dazu legte: die wahre Theilnahme, und Alle empfanden es, auch ohne es auszusprechen, Rosanna war eine Andere, sie war dem Ideal weiblicher Güte und Vollkommenheit noch näher getreten.

Und wenn sie so Allen zu geben wußte, wenn es ihr Bedürfniß war, immer in thätiger Liebe ihrem tiefen Herzensglück Ausdruck zu verleihen, wer war ihr näher als Ulrich, ihr Bruder?

Daß er ihr schon seit Jahren eigentlich immer so fern gestanden, vergaß sie; daß sie Beide niemals gemeinsame Interessen gehabt hatten, daß er verhöhnte, was sie heilig hielt, daran wollte sie nicht mehr denken; Ulrich, das sah sie, zeigte sich weicher als früher, er empfand wohl auch ein Sehnen nach Umkehr, nach einem guten, geregelten Leben.

In dieser Voraussetzung sah sie es gern, daß er sie nach und nach öfter aufsuchte, und als einmal wieder der Schnee in großen Flocken durch die Luft gepeitscht wurde — es war im Februar, aber der Winter jetzt erst so recht mit Wuth hereingebrochen — da hatte es in der Dämmerstunde plötzlich an ihre Thüre gepocht, und zu ihrem Erstaunen war es ihr Bruder, der eintrat.

„Willst Du mich ein Stündchen bei Dir dulden, Rosanna?" fragte er und störte sie auf aus ihren Gedanken an Igor, den sie nun wieder seit zwei Wochen mit keinem Blick gesehen und nach dessen Nähe sie sich heute schmerzlicher als je sehnte, denn der Vater hatte höhnend bei Tafel erzählt, Igor gehe wirklich ernstlich mit der Absicht um, jede Fessel des Dienstes abzustreifen, um sich desto ungehinderter dem Heile des Landes zu weihen.

Bei Ulrich's Anblick wandte sie ihre Gedanken von dem sie beunruhigenden Gegenstande ab und dem Bruder zu.

Er sah bedrückt und beinahe verlegen aus.

Freundlich lud sie ihn herein, schob ihm einen Sessel zum Feuer und sagte herzlich: „Du bist willkommen, Ulrich! Wärest Du nur nicht ein so seltener Gast bei mir!“

„Ich danke Dir! Fast meine ich, es sei mir nirgend wohler, als in Deiner Nähe, Mädchen!“

Es war dies nicht seine sonstige Art, den Leuten Angenehmes zu sagen, sie hörte den Unterschied auch wohl heraus.

„So komm' öfter, Ulrich! Wir werden immer genug Stoff zum Plaudern haben, und auch an ernsten Dingen fehlt es uns nicht, darüber zu sprechen. Ich bin oft allein, denke über Dies und Jenes nach, und wenn man älter wird, wie wir Beiden es geworden in diesem letzten Jahr, so lernt man die Dinge und Menschen aus neuen Gesichtspunkten ansehen, und über solche Erfahrungen redet man gern zu Freunden.“

„Du hast Recht, Kleine, und es setzt mich in Erstaunen, wie Ihr jungen Mädchen schon so weit und verständig denkt! Man hält Euch im Allgemeinen für oberflächlich; die Männer lieben es, sich über Euch zu erheben und sich die weitaus größere Einsicht zuzuschreiben. Aber ich merke wohl, Ihr seid es, die mit dem Kopf und dem Herzen zugleich denken, und davon seid Ihr klüger und besser als wir,“ versetzte er gedankenvoll.

„Ei!“ scherzte sie, „das ist ja, als hörte ich Frauenlob selber reden!“ Sie hatte wohl Grund, sich zu wundern; so hatte er noch nie zu ihr gesprochen, auch nie früher so gedacht, im Gegentheil sie oft durch seine Mißachtung der Frauen geärgert.

„Weil ich erst jetzt Frauenwerth kennen gelernt habe!" erwiederte er, und sie fühlte erschreckend, er wollte mehr sagen, er wollte wohl gar —? O nein! Das nicht! Sie konnte — sie wollte nichts hören von —

Ihr ganzes Rechtsbewußtsein lehnte sich auf gegen diese Zumuthung. Die sittenreine, strenge Jungfräulichkeit, wie der Stolz der vornehmen Dame fühlten sich gleich verletzt dadurch.

Sie hatte inzwischen nur eine abweisende Geberde gemacht. Aber Ulrich Tiefenried wollte dieselbe nicht sehen, oder sah sie nicht.

„Rosanna, Du mußt mich hören! Ich bin in großer Unruhe! Zu Dir flüchte ich, ein Bereuender, Du mußt mir rathen, mir helfen!" stieß er heraus, und schürte unruhig mit der Feuerzange in den glühenden Kohlen.

„Ich — ich kann nicht, Ulrich! Sprich nicht, was ich nicht hören will!" rief sie erregt.

„Da haben wir's! Der Tugendstolz ist jedenfalls kein Schmuck, der mit Deinem sonstigen Wesen harmonirt, Rosanna!" sagte er heftig aufspringend. „Ich weiß wohl, daß es von der Welt taktlos geheißen wird, wenn ich zu Dir rede, wie mir's zu Muthe ist, aber ich bitte Dich, höre mich an, ich muß sprechen, die Angst drückt mir das Herz ab."

Es klang Wahrheit aus seinen Worten.

„So sprich, Ulrich!" erwiederte sie besänftigt. Ach, er sagte, er sei anders geworden, er bereue! So war es möglich, ihn zu retten?

„Es ist so schwer anzufangen!" murmelte er.

Sie sah, er war traurig, so hatte sie ihn freilich nie gesehen. Und doch, sie konnte nicht dafür, aber ihr Herz sträubte sich mit Widerwillen dagegen, von jener — jener Person zu hören, und daß Ulrich von ihr reden wollte, das war klar.

So half sie ihm nicht, was er wohl gehofft haben mochte. Sie saß still und verschlossen und blickte in die Gluth des Kamins. Ihr liebes, sanftes Gesichtchen war starr und kalt.

„Rosanna — Du hast's wohl gehört — die Leute haben leider mehr, als mir jetzt lieb ist, davon geredet —" er stockte. Er, der sonst so kecke, frivole Cavalier sprach mit bebender Stimme.

„Ja — leider! Ich hörte davon!" sagte sie und sah ihn nicht an.

„Rosanna, — ich liebe Dora, sie ist besser, viel besser als sie scheint, sie ist der Edelsten Eine Eures Geschlechts — und so jung und hilflos! Sie stirbt mir vor Schmerz und Vereinsamung."

„Der Edelsten Eine!" sagte bitter Rosanna. Was wußte sie von all' dem, was Dora Maienbach in ihr Unglück getrieben!

„Höre, Rosanna!" knirschte fast ihr Bruder und setzte sich neben sie, indem er ihre Hand fest ergriff, „höre! Wenn ein Mann, wie ich, in großer Seelenangst ist für das Weib, das er liebt und verehrt, und welches diese Liebe, diese Hochachtung verdient, so mordet er die, welche ihm dasselbe beschimpfen! Merke Dir das! Halt — bleibe sitzen! Laß den wahnsinnigen Dünkel fahren, Mädchen,

und habe doch Erbarmen mit einer Unglücklichen, die ein Weib ist, wie Du, und die ich — —

„Ich liebe sie, Rosanna, liebe sie, wie sie es werth ist, und sieh, Mädchen, weil sie so gut, so rein und edel ist wie Du, wie nur je ein junges Weib gewesen, darum reut es mich, was ich that, und ich leide, sie vergehen zu sehen in ihrer stummen Qual!"

„Und was soll ich thun? Was meinst Du, was ich thun könnte?"

Sie fragte es nicht sanft und willig, sondern zornig.

„Rosanna! Ich weiß, daß ich fordere wie ein Wahnsinniger, aber ich flehe Dich dennoch an: Hilf uns — hilf meinem unglücklichen Weibe!"

„Sie ist Dein Weib? Dir angetraut?" rief Rosanna, und er hörte ihre Erleichterung, ihr Aufathmen, und doch daneben ihr Erschrecken und ihr Mißtrauen.

Er schwieg und lief unruhig im Zimmer hin und her; er rang sichtlich mit sich.

„Mein Offizierspatent wäre hin — ich müßte abgehen und mit ihr Hungers sterben; ich habe nichts, nichts gelernt, mir durchzuhelfen!" stieß er dann heraus.

„Das hättest Du eher bedenken sollen!" rief die Schwester, die von Neuem Dora für eine Verlorene hielt.

„O ja, freilich, Du Tugendhafte, Du Tadellose! Aber ich habe es eben nicht bedacht — ich habe sie mir angeeignet, die arme Kleine, ohne Bedacht — nein, sag' ich's ehrlich, mit herzlosem Leichtsinn — und ohne Reue — ich habe ihr Unrecht gethan und kann es nicht ändern ohne uns Beide elend zu machen. Was ich gethan, habe

ich nicht schwer genommen, denn ich kannte sie noch nicht, wie ich sie jetzt kenne, hielt ich doch nicht viel von den Weibern — und doch, so war es nicht," unterbrach er sich, „ich liebte sie blind, rasend, wie ein Wahnsinniger. Und nun ich sie losgerissen habe von der Mutter und den wenigen Freunden, nun sie nur mich hat, nun erst sehe ich, daß ich ein Verbrechen begangen habe! Sie jammert mich, Rosanna, Du solltest sie kennen in ihrem Zauber, ihrer liebreizenden Schönheit und in der unantastbaren Reinheit ihrer Seele! Das klingt Dir, der stolzen Jungfrau, wie ein Hohn, eine Frechheit, und daß ich, der Wüstling, so zu Dir spreche, das macht erst mein Lob verdächtig, — aber bei Allem, Rosanna, was Du je lieben wirst, bei unserer Mutter, Rosanna! meine Dora ist nicht der Verachtung werth, die ich auf sie gebracht! — Ich habe nie gewußt, daß ein Weib — ein so junges, zartes Weib! — so voll göttlichen Seelenadels sein kann; — ich wäre der glücklichste der Menschen, wenn sie, die Aermste, sich aufzuschwingen vermöchte zu meiner Auffassung unserer Lage. — Aber das hieße von der Rose fordern, daß sie nicht mehr Rose sei; — sie kann nicht anders, über ihr eigenstes Sein und Empfinden hinaus kann sie nicht — und so vergeht sie mir in Reue und Jammer und Verlassenheit!"

„Daß sie ihre Mutter verließ, daß die arme Frau glaubte, ihr Kind sei in den Fluß gegangen, und Verzweiflung über sie kam, das hat diese Dora nicht gekümmert!"

„Schweig, Rosanna, klage sie nicht an — ihren Brief

an die Mutter habe ich vernichtet! Sie schrieb ihn am Abend nach unserer Flucht, und ich wollte nicht, daß sie uns die Leute auf den Hals zog. Noch heute ahnt sie das nicht!"

„Sie hat in ihrem Taumel nicht daran gedacht," fuhr Rosanna anklagend fort, „daß ihr Leichtsinn der Mutter das Leben kosten könnte! Ehre und Sitte hat sie mit Füßen getreten, und Du sprichst von Seelenadel?"

Rosanna, die an Comtesse Sidonie dachte, konnte nur zürnen. Die war auch hingeopfert!

„Ja, wohl spreche ich davon! Aber ich sehe schon, ich könnte einem Blindgeborenen vom Sonnenlicht reden, er begriffe mich besser als Du! Also so weit nur geht Dein Verständniß, Deine Theilnahme für das Unglück?"

„Wenn sie unglücklich ist, kann ich sie aufrichtig bedauern; fordere keine Sympathie — ich könnte dieselbe in mir nicht finden!" erwiederte Rosanna.

„Schwester, vielleicht könntest Du Dich doch entschließen, nicht sie zu sehen — o nein, das thätest Du nimmer — aber für die Unglückliche Verzeihung zu erflehen von ihrer Mutter, ihren Freunden! Sieh, Rosanna, das würde ich Dir danken mit jedem Tropfen meines Blutes, denn wenn sie die Vergebung der Mutter hätte, so würde das meine arme Dora beruhigen."

„Nein, Ulrich, ich kann das nicht! In mir ist keine Vergebung für ihre Sünde gegen die unglückliche Mutter, Gott kann und wird ihr verzeihen, wenn sie bereut — auch die Mutter thut es — aber nimmer werde ich für — für — Deine Geliebte reden, das möge sie selber —"

Er ließ sie nicht aussprechen. Einen wilden Fluch ausstoßend sprang er auf.

„Der Satan sei mit Euch Tugendspiegeln!“ schrie er mit der ungezügelten Wildheit, die Rosanna viel besser an ihm kannte, wie seine heutige Weichheit, und die in so peinlichem Gegensatz zu seinen sonstigen vornehmen Manieren stand.

Schon war er aus der Thüre, die krachend hinter ihm zufiel. Sie blieb allein in der tiefen Dämmerung. Draußen waren die Laternen längst angezündet, noch immer schneite es heftig. Empört, in zorniger Aufregung schritt sie in ihrem Zimmer hin und her.

Ihr das zu bieten! Sie hinein zu ziehen in diese Schmach! Ihr nur zu reden von jener Dora, die er „sein Weib“ nannte, und — war sie es denn! Den heiligen Namen so zu entweihen!

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich beruhigte und, aus der sittlichen Entrüstung sich heraus arbeitend, versuchte, unbefangener zu urtheilen.

Ihr war immer noch Ulrich's heute gänzlich verändertes Wesen, seine Weichheit, die tiefe, wahre Empfindung, die aus ihm sprach, und die Liebe, die aus jedem seiner Worte klang, gegenwärtig.

Das gab ihr, nun sie ruhiger wurde, zu denken.

Aber nein! Hatten er und Dora frech und leichtsinnig gesündigt, gegen Gott und die Menschen, so mochten sie jetzt büßen! Es war nur ein Trost, daß dieses Mädchen wenigstens Reue fühlte; den reuigen Sündern wird vergeben. Aber Rosanna sollte in eine noch so ferne Gemein-

schaft mit ihr willigen? Nein! Rosanna v. Tiefenried nahm gleichsam ihr Kleid zusammen, daß sie auch nicht mit dem Saum desselben jene Dora berühre. Freilich, Mitleid mit ihr, das konnte sie haben, und sie hatte es auch, aber mehr? — Nein! —

Während Rosanna in ihrem stillen traulichen Zimmer, in dem der Diener geräuschlos jetzt das Licht der Ampel entzündete, auf und ab gehend sich vor sich selbst wegen ihrer Härte zu rechtfertigen suchte, stürzte Baron Ulrich in das Schneegestöber hinaus und ziel- und planlos vorwärts.

Wenn je ein Mensch empört und im äußersten Zorn war, so war dies heute bei ihm der Fall.

Die Weichheit und Reue, die ihn hilfesuchend zu Rosanna trieben, sie waren echt, und es war ganz seiner Natur gemäß, daß er sich durch diese ungewohnte, aber tiefe Empfindung nun auch schon berechtigt glaubte, Absolution zu fordern, sie zu verlangen.

Und wie hatte Rosanna ihn abgewiesen!

„So sind sie! So sind sie, diese Heldinnen der Phrase, des Scheins — der ungeprüften Tugend!“

Immer wilder jagte sein Blut durch die Adern.

Er hätte Rosanna schlagen mögen für das, was sie ihm heute gethan, er haßte sie, kein Weh hätte er ihr heute erspart, wenn er es in der Macht gehabt, ihr solches anzuthun.

Heimwärts mochte er nicht in seine Junggesellenwohnung — sein wahres Heim war jetzt jene Villa am Berge droben — von der die Leute Märchen genug fabelten, aber auch zu Dora konnte er nicht gehen.

Nein — nicht dorthin — nicht zu ihr! Er konnte sie heute nicht sehen! Für sie hatte er sich gedemüthigt vor der stolzen Schwester — für sie hatte er gebeten — vom Herzensgrunde gebeten — und Rosanna hatte ihn schnöde abgewiesen. Dora sollte seinen Grimm nicht sehen.

Da kam, die Melodie eines lustigen Couplets pfeifend, ein Kamerad des Weges.

„Ah, Tiefenried, Sie? Grüß' Gott!"

Sie waren beinahe aneinander gerannt.

„Guten Abend, Reydewik! Sieh, das freut mich, daß ich Sie treffe! Ich sehne mich nach einem heiteren Gefährten, können Sie mir ein Stündchen widmen? Sie thun ein gutes Werk, Kamerad, ich bin verstimmt zum Todtschießen."

„Verfügen Sie über mich, Baron, ich hätte zwar erst gern noch einen Weg zur Post gemacht. Graf Igor bat mich um die Gefälligkeit, eine größere Geldsumme für ihn aufzugeben, aber das hat nachher noch Zeit," antwortete Oskar v. Reydewik.

„Danke bestens! Ich halte Sie fest! Haben Sie mit diesem Weltverbesserer Igor Verkehr?"

Oskar v. Reydewik war sonst so stolz auf des Grafen Freundschaft, aber Baron Ulrich v. Tiefenried imponirte ihm gleichfalls so sehr. Igor mochte sagen, was er wollte, der Baron war ein unvergleichlicher Cavalier! Und sonderbar! Wenn er mit Ulrich Tiefenried zusammentraf, schien ihm Igor an Bedeutung zu verlieren. Charakterstärke war nicht die Eigenschaft des jungen Offiziers, so lachte er denn und sagte: „Meine Mama hat mich ihm an's

Herz gelegt, und er ist in der That sehr gütig gegen mich."

„Nun, da können Sie ja ein eben solches Tugendmuster werden, wie der gute Graf! Schade, daß er selbst so verliebt in seine Vortrefflichkeit ist und so ganz unaussprechlich weise! Schade auch, daß er nicht im Anfang unseres Jahrhunderts lebte, wo es Mode war, das Wort ‚Tugend' stets auf den Lippen zu führen, was freilich nicht hinderte, daß die frommen Jungen nicht auch ab und zu sehr dumme Streiche machten. Eigentlich sollte Igor, statt sich mit der Einrenkung unseres verdrehten Staatswesens zu befassen — er behauptet ja, es sei darin Vieles faul — sich daran machen, den weiland Tugendbund von Neuem in's Leben zu rufen. Sie, Kamerad, würden sicher Primus."

Das Alles schien heiterster Spott und wirkte auf den Hörer um so sicherer.

Armer Junge! Es war ihm so beschämend, daß Baron Ulrich ihn für tugendhaft hielt; er schämte sich auch beinahe, zu Igor's engstem Freundeskreise zu gehören! Und Baron Ulrich war so witzig und geißelte mit seinem Spott diesen „guten Grafen" so unbarmherzig.

Nein! Das durfte Baron Ulrich nicht glauben, daß Oskar v. Reydewik sich am Gängelbande Igor's fühlte! O nein, er war keineswegs so fromm, wie Baron Ulrich meinte.

Und so begann der junge Fant nun auch um die Wette mit Baron Ulrich Witze zu machen, und dessen Lachen war ihm die willkommenste Schmeichelei. Er überbot sich

selbst, er reizte sich in einen Ton hinein, wie er ihn von den lockersten Lebemännern des Cavalierskasino's kaum gehört, er prahlte mit Erfahrungen und Erlebnissen, die er erfand, er log, um Baron Ulrich zu imponiren.

Als wenn der seinen grünen jungen Freund nicht doch durchschaut hätte! Aber gerade dieses Renommiren amüsirte ihn, und er brauchte Zerstreuung, Heiterkeit, Betäubung. Sie hatten in einem eleganten Restaurant eine Flasche Chambertin getrunken und tranken noch eine.

So viel gelacht hatte Reydewitz lange nicht, wie heute. Und wie schmeichelte es ihm, daß der Baron ihn einmal über das andere vor allen Leuten „lieber Freund" nannte, daß er ihm Anekdoten der intimsten Art zu Dutzenden erzählte.

„Wir wollen zu Mortoni gehen, dort treffen wir die Kameraden. Wir soupiren dort, seien Sie mein Gast, lieber Reydewitz!" schlug Baron Ulrich dann vor und nannte in demselben Augenblick ihn einen göttlichen Kerl, einen kostbaren Menschen.

Oskar v. Reydewitz ging, er hatte die Geldsendung, welche er für Igor zu besorgen übernommen, vollkommen vergessen. —

Während die Beiden Arm in Arm das Café Mortoni aufsuchten und unterwegs oft in ein tolles Lachen ausbrachen, denn sie waren jetzt sehr heiter geworden, spielte sich in dem Häuschen der Frau Maienbach eine Scene anderer Art ab.

Ein junges, schmerzzerrissenes Herz hatte die Sehnsucht, die Reue, das Alleinsein nicht länger ertragen können.

Heimlich, die Kälte, die Nacht, das Schneegestöber nicht achtend, war die schöne Dora den Berg hinab geeilt, und plötzlich lag vor der bleichen, einsam und brütend dasitzenden finsteren Frau ein bleiches junges Weib, verändert, aber immer noch so schön und liebreizend, wie — es schien der Unglücklichen eine Ewigkeit seitdem — ihre Tochter gewesen war.

Eine kurze Weile lähmten Ueberraschung, Schrecken, Zorn und Bitterkeit die Frau, und so konnte die Knieende ihre Füße umschlingen. „Mutter, Mutter, habe Erbarmen, vergib mir, o, vergib mir!“ Und dann strömten die Worte des Flehens von den jetzt so bleichen Lippen und Thränen aus den trostlos blickenden Augen, so fieberhaft, so überwältigend!

Aber da hatte sich die finstere Frau starr und steif aufgerichtet, mit ihrer mageren Hand ergriff sie ihre knieende Tochter, zog sie mit unwiderstehlicher kalter Ruhe empor und zur Thüre, und diese öffnend, hatte sie nur wenige Worte, aber diese waren wie Messer so scharf und schneidend: „Fort mit Dir!“

Ein Schrei, erstickt und doch nervenerschütternd, folgte dem schrecklichen Befehl. Dora riß sich los von der festen Hand, die sie aus der Thüre schob, sie warf sich vor der Strengen von Neuem zu Boden.

„Erbarmen, Mutter, ich flehe Dich an, habe Erbarmen!“

„Du hast nicht Erbarmen gehabt mit mir! Geh! Du bist ver—!“

Wieder ein Schrei, jetzt durch das ganze Haus gellend.

„Halt ein! Halt ein!“ Und die vor Verzweiflung Wahnsinnige fügte noch ein anderes hinzu, ein Wort, welches allerdings den Fluch auf den Lippen der Mutter zurückhielt, aber nicht ihren Zorn dämpfte.

„Aus meinen Augen! Fort! Hinaus!“ keuchte sie, und dann trieb sie mit wilder Geberde die Unselige aus der Thüre, schloß diese und schob den Riegel vor.

Dann ging sie zum Tische, nahm die Lampe und schritt starr und steif in ihre Kammer, auch diese Thüre hinter sich verschließend. In dem verhärmten Gesichte zeigte sich keine Milde, kein Schmerz, nur harter, unerbittlicher Zorn.

„Ich habe keine Tochter mehr, sie ist todt!“ sagte sie laut und tonlos mit einer Stimme, in der auch nicht ein Hauch von Wärme war.

Arme Frau! Sie hatte viel Unglück im Leben gehabt; dies letzte überstieg ihre Kräfte, nun konnte kommen, was da wollte. —

Den Berg hinan aber schlich todmüde, zuckenden Herzens die Unglückliche, die eine halbe Stunde vorher so eilig bergab lief.

„Ich darf nicht sterben!“ sagte sie immer wieder leise vor sich hin, um die Sehnsucht zu bekämpfen, die sie antrieb, sich in den Schnee zu betten und Vergessenheit zu suchen. „Ich darf nicht sterben!“

So schleppte sie sich bergan.

Endlich kam sie oben an und Mamsell Lotte empfing sie mit Vorwürfen und Thränen, sah aber kaum in das Gesicht ihrer jungen Herrin, als sie auch schon ihre eigene

Sorge und Angst vergaß, um sich ganz und gar der Pflege der ihr Anvertrauten zu widmen.

12.

Das übermüthige Gelächter und die hin und her fliegenden Witze waren verstummt.

Die zahlreichen leeren Flaschen waren immer sofort verschwunden, um gefüllten wieder Platz zu machen, aber der Sekt mundete nicht mehr, der Eine oder Andere der Herren, die noch immer — es war schon spät in der Nacht — bei Mortoni saßen, hatten zu schwereren Weinen oder noch schärferen Reizmitteln gegriffen.

Mit hochrothen Köpfen die Einen, die Anderen bleich und abgespannt, die funkelnden, stieren Blicke nur auf die Karten und die Goldhaufen gerichtet, welche auf dem Tische lagen und bald hierhin, bald dorthin durch das „Glück" geworfen wurden, so saßen sie da, ein kleiner Theil nur noch von der lustigen Gesellschaft, die sich gegen Abend hier zusammengefunden hatte.

Todtenbleich aber erhob sich jetzt der Jüngste der Herren. Er hatte eben das letzte Goldstück verspielt, das er in seiner Tasche gehabt.

Die Anderen blickten kaum auf.

Sie waren so vollständig von den Chancen des Spiels in Anspruch genommen, daß sie weder sahen noch hörten, was um sie und neben ihnen vorging.

Und als eben der Lieutenant Oskar v. Reydewik mit seltsam starren Mienen und weit offenen Augen, in denen neben der Verzweiflung sich ein unaussprechliches Grauen malte, zur Thüre schritt, da achtete er auch gar nicht einmal

darauf, daß einer der Herren fluchend ausrief: „Dieser Tiefenried hat sich dem Teufel verschrieben, so etwas von Glück ist unerhört!“

Ganz mechanisch nahm er die Mütze von der Wand, hing den Mantel um und schritt durch das leere Vorgemach. Dann mußte er das eigentliche Restaurationslokal passiren. Auch hier war Alles leer, ein paar einsame schlaftrunkene Kellner räumten noch hier und dort auf — sonst kein Mensch.

Der eine Kellner sah ihn an und die fahle Blässe des an ihm wie im Traum vorüberschreitenden jungen Offiziers fiel ihm wohl auf. Aber er war ja dergleichen Scenen gewöhnt; er zuckte nur die Achseln und ging wieder an sein Geschäft.

Da —! Dicht neben der Ausgangsthüre hatte doch noch ein einsamer letzter Gast gesessen; der Kleiderständer hatte ihn verdeckt, jetzt erhob er sich, trat mit wenigen raschen Schritten auf den Herankommenden zu und sagte mit einer gewissen Hast, ihn sofort beim Arm nehmend: „Sieh da, Reydewik, da gehen wir wohl zusammen?“

Ehe dieser, dessen Zähne plötzlich klappernd aufeinander schlugen, daß es klang, wie wenn der Hahn eines Pistols versagt, eine Antwort, ehe er nur überhaupt seine Besinnung wieder hatte, standen die Beiden draußen auf der Straße, und Graf Igor seufzte wie erleichtert leise auf, hielt aber den Arm seines jungen Kameraden merkwürdig fest unter dem seinigen.

Oskar v. Reydewik hatte nicht blasser werden können, als er war. Igor fühlte, daß sein Begleiter wankte, daß ein konvulsivisches Zittern ihn schüttelte.

„Ich habe Sie lange erwartet, Oskar!“ sagte er sanft und sehr ernst. Er hatte Reydewik noch nie beim Vornamen genannt.

„Graf, seien Sie barmherzig, lassen Sie mich los!“ stöhnte dieser und suchte frei zu werden von dem eisenfesten Arm, der ihn hielt.

„Sofort, Oskar, aber lassen Sie uns doch hinübergehen auf die Promenade. Ihr Blut ist erhitzt, mir thut ein Spaziergang auch gut; kommen Sie, sehen Sie, wie der Mond so klar und hell scheint, mir fällt bei seinem milden Licht immer das sanfte Lächeln Ihrer Mutter ein, Oskar.“

„O Gott! O Gott!“ stöhnte leise vor sich hin, kaum hörbar, der junge Mann. Dann plötzlich, wie in rasender Verzweiflung, wollte er mit raschem Sprunge entfliehen, aber Graf Igor war vorsichtig, und mit einer Faust, die einem Herkules anzugehören schien, griff er nach Reydewik's Handgelenk.

„Sie bleiben! Wir haben hier ein sehr ernstes Wort miteinander zu reden!“ sagte er leise, aber mit solcher Strenge, daß es war, als knicke sein Wort den Unglücklichen zusammen.

Ein Polizist kam des Weges. Er sah sich die beiden Herren an und ließ sie dann ungehindert gehen.

„Ich weiß, daß ich Ihnen den größten Gefallen thäte, ja nach Ihrer Meinung eine unermeßliche Wohlthat erwiese, wenn ich Sie jetzt gehen ließe, Reydewik, und ich weiß auch, was Sie dann thun würden, nach Ihrer Meinung thun müßten.“

„Igor! Herr Graf! Seien Sie barmherzig, lassen

Sie mich sterben, ich kann, ich darf nicht mehr leben!" rief im Tone der äußersten Seelenangst flehend der junge Mann.

„Und Ihre Mutter? Ihre Schwester? Pfui! Schande über den Ehrlosen, der feige flüchtet und die Schmach, die er auf seinen Namen geworfen, seine unglücklichen Angehörigen tragen läßt!"

„Wie soll ich leben? Lassen Sie mich sühnen! Herr Graf, der Tod ist das Einzige, was mir übrig bleibt!" rief, beide Hände Igor's mit heißem Flehen ergreifend, der Jüngere.

„Wenn nur das arme Mutterherz nicht wäre!" sagte tief ernst der Graf.

Der junge Offizier stieß einen wilden, halberstickten Schrei aus.

„Graf Igor, es gibt Verbrechen, die nur der Tod sühnt. Ich muß sterben, ich will! Ich kann nicht leben mit dem Brandmal der Schande auf der Stirn! Welcher Satan gibt Ihnen ein, sich so furchtbar, so unmenschlich zu rächen? Ich habe Ihr Geld verspielt, Ihr Geld, Alles, Sie haben es mir anvertraut, und ich — ich habe — ich habe —"

Keuchend suchte sich der junge Mann während dieser Worte zu befreien, aber Igor ließ ihn nicht los. Endlich ergab er sich. Ganz gebrochen, kraftlos, wie ein Blödsinniger vor sich hinstarrend, saß Oskar v. Reydewik auf einer der Bänke der Promenade. Und Igor blieb, jetzt ihn nicht mehr festhaltend, aber immer ihn mit äußerster Aufmerksamkeit bewachend, vor ihm stehen.

„Nun hören Sie mich an, Oskar, Sie sehen, es ist mein Wille, daß Sie leben, und ich setze meinen Willen in den meisten Fällen durch. Warum ich Sie zwinge, zu leben, warum ich Ihnen den Tod nicht gönne? Ich könnte Ihnen sagen, weil ich Ihre Mutter verehre, weil sie mir leid thut, und so weiter. Aber das ist es nicht, was mich zumeist bewegt. Sie selbst sind es, Oskar! Sie sollen mit Ehren dereinst sterben — nicht so! Sie können die Scharte noch auswetzen. Sehen Sie, die Herren dort bei Mortoni und ihresgleichen nennen mich spöttisch den Retter der Gesellschaft. Ich kann leider die Gesellschaft nicht retten, aber ich kann diese Wölfe, diese beutegierigen Wölfe hoffentlich einmal vernichten, und inzwischen kann ich ihnen ihre Opfer aus den Zähnen reißen."

Oskar v. Reydewik machte eine Bewegung. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust. Es that ihm in seiner furchtbaren Verzweiflung gut, sich „ein Opfer" nennen zu hören.

Graf Igor bemerkte das sehr wohl.

„Ich will Ihnen ein anderes Mal meine Ansicht sagen über die Art Leute, die einen Trost darin finden, sich selbst ‚Verführte' zu nennen," sprach Igor weiter, und Reydewik sank wieder zusammen unter diesen Worten. „Für jetzt will ich Ihnen nur erklären, wie es zuging, daß ich Sie bei Mortoni fand. Ich wollte, müde vom Arbeiten, noch ein Glas Bier trinken; meine Freunde und ich hatten uns dort ein Rendez-vous gegeben, und sie erzählten mir, was drüben im Hinterzimmer, wo man so übermüthig lachte und schrie, vorging. Ganz zufällig sah ich beim Oeffnen der Thüre Sie, Oskar, sah Karten und Würfel,

und — dachte an Rosanna Tiefenried, die mich oft nach Ihnen fragt. Ich überlegte hin und her. Ich konnte Sie abrufen lassen, konnte Ihnen schreiben, Ihre Mutter sei gekommen, es gab anscheinend Vorwände genug, aber ich wußte ganz genau, Sie würden nicht kommen, oder es nur thun, um sich dann mit dem vollen Recht eines Mannes dem Anderen gegenüber meine Einmischung in Ihre Angelegenheiten auf das Bestimmteste zu verbitten. Und doch wußte ich, dieser Tiefenried war es, der Sie hergebracht hatte. O, ich kenne ihn, diesen gefährlichsten Jugendverderber! Ich konnte am Ende auch selbst Sie herausholen, ein Vorwand war wohl gefunden. Aber ich kenne auch Sie. Die Anderen hätten Sie verhöhnt, hätten gefragt, ob ich Ihr Erzieher sei und dergleichen, und Sie hätten mich wohl gar mit Hohn heimgeschickt. So bin ich denn, als meine Freunde gingen, geblieben und habe gewartet. Ich sah es kommen, Reydewitz!"

„Es ist teuflisch! Es ist satanisch! Mich erst ruhig in's Verderben stürzen zu lassen, um mich dann zu — retten!" knirschte dieser, und nichts weniger als Dankbarkeit sprach aus dem Blick, den er auf Igor warf.

Graf Igor zuckte zusammen. Ein Ausdruck der Entmuthigung überflog sein Gesicht.

„Ich rechne nicht auf Dank, noch auf eine gerechte Würdigung meiner Absicht. Ich habe gehandelt, wie ich nach meinem Gefühl handeln mußte. Daß Sie es waren, der Sohn Ihrer Mutter, machte mir meine Pflicht vielleicht noch mehr zur Herzenssache, das geht Sie aber nichts an, es ist nur ein Dankeszoll, den ich ihr abtrage

für die zartsinnige mütterliche Güte, die sie mir bewies," sagte er kälter und schärfer, als er bis jetzt gesprochen.

„Und was wollen Sie nun von mir? Glauben Sie, daß ich ein Leben ertragen werde, wie ich es mir bereitet habe, ein Leben der Ehrlosigkeit, neben Ihnen, dem Spiegel der Ehre? O, Graf Igor, wenn Sie eine Ahnung hätten von meinem Zustand! Sie würden mir den Tod gönnen! Eine solche Hölle im Herzen und Hirn nur für eine Stunde — das ist gebüßt, glauben Sie es mir!"

Und nun stürzten die Thränen aus den Augen des unglücklichen jungen Mannes, und in krampfhaftem Schluchzen brach sich der Sturm seines Innern. Es lag tiefe Wahrheit in dieser verzweiflungsvollen Reue.

Graf Igor beugte sich fast zärtlich zu ihm nieder und zog Reydewik's Kopf an seine breite Brust.

Er sagte kein Wort. Aber sein Gefährte schien bei diesem stummen Zeichen wahrer Herzensgüte jeden Rest der Fassung zu verlieren. Und in seiner leidenschaftlichen Hingabe an dieselbe, in seinen erstickten halben Ausrufen lag so viel Jugend noch, beinahe Kindlichkeit.

Jetzt hielt er die Hand, die er eben noch von sich gestoßen, zwischen seinen eiskalten Fingern und beugte sich weinend darüber. Ach, er hatte wohl Recht, eine solche Stunde, das war freilich eine Buße.

Graf Igor ließ den Paroxysmus vorübergehen. Er fuhr leise mit seiner freien Hand über das volle, weiche Haar des jungen Mannes, eine Mutter hätte wohl auch so ihr Kind zu beruhigen gesucht.

Dann hatte sich der junge Mann zu fassen bemüht,

Graf Igor setzte sich zu ihm und schlang den Arm um seine Schulter.

„Nun hören Sie mich an, Oskar," sagte er herzlich. „Dies ist eine schwere Stunde, aber eine Segensstunde, hoffe ich. Lassen Sie uns sehen, wie wir nun die Scharte auswetzen. Wem das Geld gehörte, welches Sie heute verspielt haben, das weiß außer uns Beiden Niemand."

„Tiefenried weiß es. Ich sagte ihm, als er mich traf, ich hätte Ihnen versprochen, für Sie zur Post zu gehen, um dort Geld für Sie einzuzahlen," sagte Reydewik dumpf.

Graf Igor erschrak. Dennoch sagte er ruhig: „Das wird er wohl kaum gehört haben, sonst vergißt er's; er hat die Eigenschaft, nur für sich selbst aufrichtiges Interesse zu fühlen."

„Meinen Sie?" fragte Reydewik hoffnungsvoller.

„Ja, ich glaube so!" versicherte Igor und fuhr dann fort: „Gott sei Dank ist der Verlust kein unersetzlicher!"

„O Graf, Sie sind nicht reich, und ich — wie soll ich zurückzahlen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Oskar! Sie sollen mir arbeiten helfen. Ich werde Ihnen ein gutes Theil meiner Last aufbürden, mir selbst wächst meine Aufgabe zum Erschrecken über den Kopf, und da ich keinen Fremden in diese Sachen Einblicke thun lassen darf, muß ich mir einen Freund suchen, der mir hilft und mein Vertrauen hat. Sie sind ganz der Kopf, den ich brauche, Ihre juristischen Studien sind mir nützlich; aber freilich, Oskar, ich bin ein strenger Arbeiter, ich ruhe wenig und werde auch Sie nicht viel ruhen lassen."

„Aber ich sehe nicht — ich kann Ihnen kein Geld verdienen, ich bleibe immer Ihr Schuldner!“ wandte dieser unruhig und gedrückt ein.

„Das werden Sie nicht. Wir werden das schon auch arrangiren. Sie werden mir vom Könige beigeordnet werden, man wird Ihnen Diäten und Gratifikationen zahlen, lassen Sie mich nur machen. Damit tragen Sie nach und nach Ihre Schuld ab. — Die Hauptsache aber ist die, ob Sie den Muth in sich fühlen, ein Leben der rastlosen Arbeit zu führen? Ob Sie den Muth haben, auf allerlei Freiheiten und Genüsse und auf die Ungebundenheit zu verzichten, die Sie jetzt außerhalb des Dienstes genießen?“

Oskar v. Reydewik seufzte leise. Er wußte sein bisheriges Leben umsomehr zu schätzen, als er es erst seit Kurzem genoß. Aber — es mußte ja sein!

„Ja, ich fühle nicht nur den Muth, sondern die Pflicht dazu,“ sagte er entschlossen. Er dachte, es werde ihn wohl oft sauer ankommen, aber Igor hatte dabei eine so zauberhafte Gewalt über ihn, er hätte auf die Kniee sinken und ihm danken mögen. Eine furchtbare Bürde glitt unter des Grafen mildem Zuspruch von seinem gequälten Herzen.

„Sie werden in meiner Nähe wohnen, mit mir arbeiten und sich erholen, wenn ich selbst ausruhe,“ sagte Igor weiter. „Und wenn Sie erst einmal einen Einblick haben in meine Arbeit, so werden Sie fühlen, Oskar, daß ich Ihnen ein großes Vertrauen entgegentrage.“

„O Graf, und ich, der erst heute —“ Oskar v. Reydewik konnte vor Bewegung nicht weiter reden.

„Still, mein Junge! Um so ehrlicher wirst Du es fortan verdienen," sagte ernst Igor.

„Wie soll ich danken? Wie soll ich Ihnen sagen, Graf, was ich empfinde! O, glauben Sie mir, ich will mich Ihres Vertrauens werth zeigen. Und nehmen Sie mein Ehrenwort —"

„Kein Ehrenwort! Ich binde Sie nicht, frei und ohne Zwang sollen Sie sich mir gegenüber fühlen. Eines Ehrenmannes Wort ist immer und allezeit ein Ehrenwort," unterbrach Igor den Tieferregten. Aber das hatte er nicht vorhergesehen und darum konnte er es auch nicht hindern — Oskar v. Reydewik hatte Igor's Hand ergriffen und einen heißen Kuß darauf gedrückt.

„Sie edelster, bester aller Menschen! Wie soll ich Ihnen danken? Sie retten mich aus Schmach und Verzweiflung, ich verdiene es nicht, habe nichts gethan, was mich Ihrer Güte werth macht, und Sie — Sie ziehen mich zu sich hinan! O Graf!" —

„Sie sind ein junger Brausekopf! Nun kommen Sie! Dort ist mein Haus. Gehen Sie jetzt heim, und morgen früh, wenn der Dienst gethan ist, kommen Sie zu mir, ich führe Sie dann in Ihre neue Pflicht ein und habe bis dahin alles Andere geordnet."

Sie gingen schweigend die Straße entlang bis an Igor's Haus.

Hier drückten sie sich die Hand, und gleich darauf war Oskar v. Reydewik allein.

Und nun stürzten erst Scham und Reue auf ihn ein, nun, wo der milde, edle Mann, der seine Hände

schützend über ihn, den Verlorenen, gebreitet, ihn verlassen hatte.

Lange ging Oskar in furchtbarster Aufregung in der Parkallee auf und ab.

Endlich todmüde, wie zerbrochen an Leib und Seele, wandte er sich heimwärts, aber nicht ohne noch einmal nach Igor's Fenstern gesehen zu haben. Das Mondlicht, vermischt mit dem falben Licht des anbrechenden Tages lag darauf.

„Ich begreife jetzt, wie man für einen Anderen beten kann!“ murmelte er wie unbewußt vor sich hin.

* * *

Wo nur Graf Igor die Zeit hernahm für Alles, was er leistete, und woher die physische und moralische Kraft dazu?

Das Letztere fragte sich Rosanna oft mit Sorge und Bewunderung zugleich; sie fragte ihn auch selbst, und er lächelte sie dann in seiner eigenen Weise an und antwortete nicht weiter. Es bedurfte dessen aber auch nicht, denn dies Lächeln, sein strahlender und die äußerste Energie verkündender Blick sagten ihr, daß er weder das Zagen, noch die Ermüdung kenne, obgleich ihm plötzlich, je weiter er in seiner Arbeit kam, die Gegner wie Pilze aus der Erde wuchsen.

„Was soll das? Er stürzt alte bewährte Einrichtungen um, wenn man ihn durchdringen läßt!“ rief man überall, und obgleich dies immer nur die Stimmen Einzelner waren und das große Publikum nach wie vor mit seiner Hoffnung und seinem Vertrauen ihm treu anhing,

so bemächtigten sich diese Einzelnen doch der Presse, und in gereizten, hohnvollen Artikeln wurde der neue „Messias" in geschickter Weise verdächtigt.

„Laßt sie!" war Igor's stete lakonische Antwort.

Er sah Rosanna selten, aber es kamen doch solche glückliche Stunden, und Onkel Walter war es, der den Liebenden in seiner von Tabakrauch durchzogenen Stube eine sichere Zuflucht bot.

Igor war kein Liebender im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sein Zusammensein mit Rosanna galt nicht immer dem süßen Kosen und den glühenden Betheuerungen, sondern ernst und gefaßt schien er eben nur ihrer Nähe zu bedürfen, um die Erquickung zu schöpfen, nach der er, wie er behauptete, wenn auch nicht für Geist und Körper, so doch für sein darbendes Herz sich sehne.

Rosanna's seiner Weiblichkeit und der Zurückhaltung, welche in ihrer Natur zu liegen schien, entsprach diese ruhige Art des Verkehrs mit dem Geliebten durchaus; es war, als wenn Beide sich jederzeit bewußt blieben, daß ihr bescheidenes und doch so tief empfundenes Glück gewissermaßen einem verfrühten und noch unberechtigten Eintritt in ein Heiligthum gleiche. Sie gingen darin nur flüsternd und mit vorsichtig leisen Schritten umher, aber sie waren doch darin, und ihre Seelen fühlten sich in dieser Gemeinsamkeit über alle Alltäglichkeit und alles Irdische hinweggehoben.

„Frage mich nicht, mein Lieb," hatte Igor Rosanna geantwortet, welche aus den Zeitungen sah, wie sich die Parteien mehr und mehr erbitterten, „frage mich nicht

um mein Thun, laß mir allein den Streit, in dem Du mir nicht helfen kannst, dessen genaue Kenntniß Dich nur betrüben würde, und gehe Du nur still tröstend neben mir, eine freudige Verheißung in den Stunden, in denen doch auch mir schwer und bang um's Herz wird."

So folgte ihm Rosanna und so wurde es möglich, daß mit dem jedesmaligen Schritt durch Onkel Walter's Thüre Igor Alles von sich abfallen fühlte, was, so kraftvoll er es auch trug, doch eine schwere Last für ihn war.

Onkel Walter's Gesicht war weniger hell als sonst; eine gewisse Blässe, ein paar Furchen mehr auf seiner Stirne und ein eigenthümlich kindlich angstvoller Blick waren, seit er den Verlust seines Vermögens nach und nach begriff, darin hervorgetreten. Rosanna hatte mit ihrer liebevollen Fürsorge verhindert, daß der kleine unpraktische Gelehrte einen Mangel empfand, aber sie konnte nicht verhindern und ahnte gar nicht, daß er mit tiefer Pein diese Sendungen annahm, die er nicht den Muth hatte, zurückzuweisen, in der Furcht, sie zu verletzen.

Und so weltunerfahren Onkel Walter auch erschien, so war er doch ein kluger, denkender Kopf, und die Harmlosigkeit, mit welcher er den Minister über das „unverschuldete Unglück" getröstet, hatte einer, wenn auch nur lückenhaften, Erkenntniß weichen müssen, daß der Bruder einen unberechtigten, unverantwortlichen und folgenschweren Eingriff in das Eigenthum eines Anderen sich erlaubt hatte. Diese Erkenntniß, zu der die Gärtnerfrau, seine treue Haushälterin, in gelegentlichen Aeußerungen ihres schlichten, gesunden Menschenverstandes nicht wenig beigetragen,

machte den alten Herrn sehr unglücklich, denn er konnte sich den einfachen logischen Folgerungen, die sich daran knüpften, nicht verschließen.

Aber in seiner liebevollen Anhänglichkeit an Rosanna ließ er nie eine Silbe von diesen ihm so neuen und ihn tief erregenden Erwägungen laut werden. Auch für ihn war es eine Wohlthat, vergessen zu können, was sein Herz wie ein schweres Gewicht drückte, auch er war froh, durch Igor's und Rosanna's Nähe abgelenkt zu werden, und so sprach man in diesen flüchtigen, aber um so schöneren Stunden von Allem, nur nicht von dem, was diese Drei so vorzugsweise beschäftigte.

Aber man sprach mit Geist, mit Lebhaftigkeit, man vergaß darüber, man enthusiasmirte sich wie früher, und erst, wenn der unerbittliche Zeiger der Uhr Igor's Scheiden nothwendig gemacht hatte, wurde man sich der Wirklichkeit wieder bewußt, nahm ergeben die Bürde wieder auf sich und schritt weiter, mit dem Licht in der Seele, welches für eine Zeit lang die düstere Wirklichkeit überstrahlte.

Eines hatte Rosanna Igor aus begreiflichem Zartgefühl nicht mitgetheilt, und doch hätte sie ihn so gern darüber befragt und sich Raths erholt, das war Ulrich's Besuch bei ihr und die damalige Unterredung.

Aber da sie bei allen mißlichen und unschönen Zuständen ihres Vaterhauses nicht auch noch diese tief verletzenden Angelegenheiten Ulrich's berühren mochte, so schwieg sie, auch gegen Onkel Walter, denn was konnte der ihr nützen?

Daß Oskar v. Reydewik das Gärtnerhäuschen verließ,

um in Igor's Nähe, ja in demselben Hause, worin dieser wohnte, ein einfaches Mansardenzimmer zu beziehen, hatte sie von Feldner wie von Igor erfahren. Sie selbst sah den jungen Offizier diese ganze Zeit über nicht, Feldner hatte ihr erzählt, Oskar sei wie ausgetauscht, seit er Igor kenne, und besonders in letzter Zeit von einem seltsam stillen, aber unverkennbaren Enthusiasmus für ihn erfüllt, der an Schwärmerei grenze.

Ferner berichtete Feldner, sein Freund sei schweigsam, wie nie, merkwürdig ernst und bedrückt, aber von einem noch unerklärlicheren und nie an ihm bemerkten Arbeitseifer erfüllt, mit einem Wort total verändert und in einem Grade, der krankhaft scheine, denn Oskar sei dabei auch bleich und verschlossen, wie nie zuvor.

Igor hatte auf die Fragen nach seinem jungen Freunde nur seine beliebte Antwort: „Laßt ihn gehen.“ Und gegen Rosanna setzte er hinzu: „Er macht Schweres in sich durch, aber er muß es allein auskämpfen und er hat ehrlichen Willen.“ —

So gingen langsam die Tage dahin und wurden zu Wochen. Rosanna saß eines Tages mit einer Nadelarbeit in dem Zimmer der Tante Hillberg. Die alte Dame war ihr seit Jahren eine liebe, unentbehrliche Beratherin in allen Lebenslagen, und dennoch hatte Rosanna jetzt nicht den Muth, ihr Alles zu sagen, was sie in ihrem Herzen herumtrug, denn Frau v. Hillberg kränkelte diesen Winter viel und Rosanna ersparte ihr gern jede Erregung.

Ein Diener trat ein und überreichte ihr eine Karte. „Justizrath Dr. Schleuderer“ stand darauf.

„Der Herr bittet, die gnädige Baronesse auf einige Minuten sprechen zu dürfen,“ setzte Franz hinzu, und Rosanna sah jetzt, daß mit Bleistift auf der Rückseite der Karte eine ähnliche dringende Bitte geschrieben stand.

„Führen Sie den Herrn in den Salon, Franz,“ beschied sie, und der Diener entfernte sich.

„Ich kenne ihn gar nicht, was kann er wollen?“ sagte sie, ihre Arbeit zusammenlegend.

„Mir ist, als hätte ich den Namen gehört, Rosanna. Ich glaube, war es nicht der alte Herr, der damals über — weißt Du, der so trauerte und so angstvoll nach der Maienbach suchte?“ antwortete die alte Dame zögernd.

Auch der Name dieses Mädchens war hier verpönt, weckte er doch nur die unliebsamsten Gedanken.

„Ach Gott!“ entschlüpfte ein erschreckter Ausruf Rosanna's Lippen, ihr war ja ebenso dieser Name eine Pein, eine doppelte, weil sie doch, wenn auch uneingestanden, den Vorwurf in der Seele trug, Ulrich, da er ein seltenes Mal die Regung eines guten Gefühls gezeigt, schroff, allzu schroff zurückgewiesen zu haben. Sie hatte ihn seitdem nicht wiedergesehen. Er hatte plötzlich seine Besuche in des Vaters Hause wieder aufgegeben.

Mit dem Gefühl tiefsten Unbehagens war Rosanna in den Empfangssalon getreten.

Ein kleiner, grauhaariger Herr stand mit dem Rücken ihr zugewendet vor einem herrlichen Oelgemälde, eine in Sonnengluth getauchte, lichtumwobene kahle Felspartie darstellend. Darüber wölbte sich der reine Azur des Himmels in durchsichtiger Bläue, kleine leichte Wölkchen segelten

duftig wie Schleier darüber hin, und am Fuß der Felswand sah man eine Gruppe dunkler Tannen am Seegestade — Alles in dem Bilde, das Rosanna's Liebling von allen Kunstschätzen ihres Vaters war, athmete Licht, Ruhe, Frieden, und wer es mit verständnißvollen Augen betrachtete, dem senkten sie sich selber in die Seele. So war der Glanz des köstlichen Sommertages Rosanna oft mitten im Winter zur Wonne geworden.

Der kleine Herr war so vertieft im Anschauen, daß er ihren Eintritt nicht gleich bemerkte, und als er dann doch, ihre Nähe gewahr werdend, sich zu ihr umwandte, da war es mit einem Ausdruck so innerlichen Empfindens, daß Rosanna dachte, auch ihm sei vor dem Bilde so wohl geworden, wie ihr. Wie oft hatte sie davor die Sehnsucht angewandelt nach dieser Stille, diesem kühlen Tannendickicht am See, dieser weltabgeschlossenen Einsamkeit, über der ein ewiger Sonntagsfrieden ruhte.

Und denselben Gedanken sprach der alte Herr wehmüthigen Tones aus, nachdem er sich ihr, sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend, vorgestellt.

So war das geheime Widerstreben in ihr urplötzlich in eine lebhafte Sympathie verwandelt. Der alte Herr hatte in seinen scharfen Zügen und den falkenartig blickenden Augen doch ein recht wohlthuendes, gutes, helles Lächeln.

„Mich führt eine Frage zu Ihnen, Baronesse, die mir sehr schwer wird einer Dame wie Ihnen gegenüber," sagte der Justizrath, sich in den Sessel niederlassend, den Rosanna ihm anbot, „eine Frage, deren Beantwortung Sie

mir vielleicht erzürnt verweigern, und die mir doch Niemand beantworten kann oder will, wenn nicht Sie. Lassen Sie mich Ihnen daher zuerst sagen: es gibt eine Frau, die dem Wahnsinn nahe ist, weil sie ihr einziges, schönes, geliebtes Kind in Schmach und Elend verloren hat."

Rosanna, die Stolze, die dem Bruder gegenüber nichts von einer verzweifelnden, bereuenden Tochter hatte wissen wollen, fühlte diesen guten, klugen Augen des alten Rechtsgelehrten gegenüber sich viel ruhiger, und so sagte sie mild und ernst: „Ich weiß, von wem Sie reden wollen, Herr Justizrath, von der Unglücklichen, der Frau Maienbach —"

„Und von der noch viel Unglücklicheren, ihrer Tochter, Baronesse," antwortete der Justizrath. Dann, als sie schwieg, entschlossen, ganz anders und richtiger diesmal zu handeln, als da Ulrich sie so peinlich überraschte, hörte sie ihn ruhig an und so fuhr er fort: „Das Mädchen ist verschwunden —! Nein, nein, ich weiß, was Sie sagen wollen, Baronesse, ich weiß, daß sie dort drüben in der Villa am Mittelsberg lebte, aber sie ist dort nicht mehr, das Haus steht leer, sie und wer mit ihr dort war, Alle sind verschwunden. Der Besitzer der Villa weiß nichts, er sagt wenigstens so, er hat bis nächsten Herbst die Miethe schon im Voraus erhalten und hat sich vielleicht dafür zum Schweigen verpflichtet. Wie ich also sage, die Villa ist leer, und auf der Kommandantur, wo ich mich nach Ihrem Herrn Bruder erkundigte, erfuhr ich, er sei mit einem mehrwöchentlichen Urlaub verreist. Nun ist da die Frau Maienbach; ihre Tochter scheint bei ihr gewesen zu sein und die Mutter sie wieder fortgejagt zu

haben, man wird aus den Reden der Unglücklichen nicht recht klug; sie will durchaus jetzt, von Reue gefoltert, die Tochter zu sich zurücknehmen, und, da Ihr Herr Vater ebenfalls nichts von dem Aufenthalt Ihres Herrn Bruders weiß, da ich trotz großer Mühe nirgend etwas darüber erfahren kann, so bin ich um der guten Sache willen zu Ihnen gekommen."

„Der guten Sache —?" war es Rosanna's Lippen entschlüpft, ehe sie es verhindern konnte.

„Ja, Baronesse," sagte herzlich der alte Justizrath, „ich denke, es ist wohl eine gute Sache, einer Verlorenen zur Rettung zu helfen, einer Mutter ihr Kind vom Wege des Verderbens zurückzuziehen. Frau Maienbach ist in ruheloser Aufregung; die Dora wird lebenslang ihre Sünde büßen müssen, aber sie ist eine Reuige und — ich fürchte, daß Verzweiflung sie in den Tod treibt, wenn Baron Ulrich sie in fremdem Lande verließe! Welche Rücksichten braucht ein Cavalier auch zu nehmen gegen eine Thörin, die ihm in blinder Liebe sich selbst opferte. Sie hat es ja nicht besser gewollt!"

Die Stimme des Justizraths zitterte, es war, als wollte er weinen. Dann nahm er sich aber zusammen und rief: „O, Baronesse, das Kind war mir und meiner alten Schwester wie ein eigenes an's Herz gewachsen; wir haben keinen Menschen lieber gehabt. Und Dora war nicht schlecht, sie war ein reines, liebes, allem Guten zugeneigtes Mädchen, ein Kind fast noch, kaum siebenzehn. Zuerst, nachdem wir das Schreckliche erfahren, da habe ich wüthend und an der Menschheit verzweifelnd gesagt,

sie sei eine Elende, ein falsches, scheinheiliges, ehrloses Geschöpf gewesen von Anfang an; sie habe uns wissentlich belogen und betrogen, die Heuchlerin. Aber das ist nicht wahr, wir sind längst ruhiger geworden und sind überzeugt: sie ist ohne Falsch gewesen, Ihr Bruder hat die Bethörte — Gott weiß wie! — in's Verderben gelockt, nicht gelockt, sondern gerissen. Und nun will die Mutter ihr vergeben, sie will der Verlorenen ihr Haus wieder öffnen, wie ihr Herz, will fortziehen mit ihr, dahin wo keine Seele sie kennt. Aber als ich hineilte, die Aermste heimzuholen, da war sie nicht mehr da."

Rosanna konnte keine Minute an der Wahrheit dieses Berichtes zweifeln.

Aber sie wußte nichts Tröstliches zu sagen, und reuevoll erzählte sie, wie Ulrich sie gebeten, die Mutter des Mädchens zu sehen und für Dora bei ihr zu bitten. Auch daß Ulrich das Mädchen zu lieben, wahrhaft zu lieben scheine, sagte sie.

„Glauben Sie es nicht, Baronesse, das ist ein Rausch, der schnell verfliegt. Schon daß er einen solchen Schritt that, um die Versöhnung von Mutter und Tochter anzubahnen, verräth mir, daß er beginnt, ihrer müde zu werden. Ihr Herr Vater sagt mir zudem, die Heirath mit der Comtesse Sidonie v. Trachsburg sei nur verschoben, nicht aufgehoben."

„Das ist nicht wahr!" zitterte es von Rosanna's Lippen in maßloser Empörung. Für Sidonie, ihre junge Freundin, bäumte sich in ihr der weibliche Stolz hoch auf. — „Ich kann Ihnen leider gar nichts Tröstendes sagen,"

mußte sie dem alten Herrn schließlich als einzigen Erfolg seines Weges zu ihr mitgeben.

So angenehm auch der Eindruck war, den er auf sie gemacht, so blieb doch in ihr das Gefühl tiefsten Widerwillens gegen diese Verhältnisse und gegen dieses Mädchen vorherrschend, von dem er so warm gesprochen. Sie zürnte Ulrich von Neuem bitter, daß er sie in diese unreine Atmosphäre hinabzog, und sie zürnte sogar ein wenig dem alten Herrn Justizrath, daß er ihr von dieser „Person“ gesprochen.

* * *

Und nun waren die Landstände eröffnet und unter der allgemeinsten Spannung und Aufregung die Thronrede verlesen. Dieselbe kündete den Edlen und Getreuen an, daß Seine Majestät, den Wünschen des Landes gemäß, eine Revision der Verfassung angeordnet habe, und daß Graf Stephan Igor und eine Anzahl ihm beigeordneter Räthe der Krone einen neuen Verfassungsentwurf im Auftrage Allerhöchst Seiner Majestät verfaßt hätten, der zur Berathung dem Landtage vorgelegt werden solle.

Alle Welt athmete auf.

Man sah, daß es endlich Ernst werden solle mit der Abstellung der so bitter empfundenen und Jahre lang vergebens gerügten Mißstände.

Graf Igor's Stern stand nie höher, nie glänzte er heller. Man drängte sich um ihn, man feierte ihn; der Erfolg ist der Götze der Welt, man warb schon um die Gunst des zukünftigen Ministers.

Daß Graf Igor seinen bisherigen Dienst quittirt hatte,

um sich frei und ungehindert bewegen zu können, überraschte nicht mehr. Durch allerhöchsten Befehl war er zum Stellvertreter des geheimen Staatsrathes Marius ernannt worden, eines alten, unfähigen Herrn, und nun hatte er endlich den Platz gewonnen, von dem aus er wirken konnte, wie es die ihm so heilige Sache gebot.

Alle Intriguen der Gegner waren an dem Geradsinn und der Gerechtigkeit des Königs zu Schanden geworden, vielleicht auch ein wenig an dem Ehrgeiz des Monarchen, den Igor geschickt in eine neue Bahn gelenkt hatte. Der König hatte geäußert: „Ich will nicht sterbend ein in Unordnung gerathenes Haus zurücklassen. Mein Sohn soll nicht berufen sein, des Vaters Erbe im Schlimmen anzutreten, ich will, so lange ich noch kann, dazu thun, daß der Staat ihm in guter Ordnung anheimfalle."

Ein von seinem Volke gesegneter Herrscher noch im Tode zu sein, war ein Gedanke, den der König jetzt mit Vorliebe verfolgte. Die ihm noch zugemessenen Jahre sollten wahrhafte Segensjahre für das Land werden.

Auch hier machte sich Igor's Einfluß überzeugend geltend.

Graf Igor ging festen, sicheren Schrittes seine Bahn; er jubelte nicht, wie er nie gezagt hatte; er triumphirte nicht anläßlich des voraussichtlichen Sieges über seine Feinde. Rastloser nur arbeitete er, es erschien fast unglaublich, was der eine Mann leistete und wie er sich zur Seele des Ministeriums gemacht hatte, er, der doch noch vor Kurzem so höhnisch Verlachte.

Unter seinen Mitarbeitern war Keiner so fleißig, so

hingebend und unermüdlich, wie Oskar v. Reydewik, der einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten hatte, und dem jetzt der Ehrgeiz vorschwebte, sich der diplomatischen Carrière zu widmen. Seine juristischen Studien thaten ihm viel Vorschub, Igor sah mit warmer Freude, wie sein Schützling seine Hoffnungen erfüllte, und Frau v. Reydewik antwortete ihm auf einige freundliche Zeilen in dieser Zeit, daß sie seinen Freundesrath, in die Residenz zu ziehen und ihrem Sohne hier eine behaglichere Heimath zu bieten, als er, Igor, vermöge, in vollstem Vertrauen acceptire und ihre Uebersiedelung um so rascher betreiben könne, als zufällig sich ein guter Pächter für Haus und Garten gefunden habe.

„Wie gütig sind Sie, Graf! Wie ist es nur möglich, so viel Liebe für Andere zu haben und für sich selbst nichts, gar nichts zu wollen?" sagte in dankbarer Verehrung und Bewunderung der junge Mann, als Igor ihm den Brief seiner Mutter einhändigte.

So sollten denn nun diese und Ilona in die Stadt ziehen. Ilona jubelte und schrieb wahre Hymnen an ihren Bruder. Oskar erbat sich zum ersten Male ein paar freie Tage, um mit Fritz Feldner, der sein Staatsexamen glücklich bestanden hatte, eine passende Wohnung zu suchen und einzurichten.

Das war eine Freude!

Der junge Doktor konnte sich gar nicht in das Glück finden, seinen so schmerzlich entbehrten Kameraden wieder zu haben. Rosanna arrangirte in Onkel Walter's Häuschen ein kleines Diner, zu welchem leider Igor nicht

kommen konnte, und von dem auch sie sich deshalb dispensiren zu dürfen meinte. Aber der Onkel und die beiden jungen Herren sollten einmal wieder einen frohen Tag feiern, und so ordnete sie denn mit frohem Sinn ein lukullisches Mahl, wie der Professor es nannte, brachte selbst Blumen und feine Früchte dazu, und hatte ohne Wissen des Onkels Walter aus dem Weinkeller des Vaters eine Anzahl Flaschen der feinsten Weine herübertragen lassen, welche dieser wieder einmal in seiner gewohnten Arglosigkeit willig für einen vergessenen Rest aus früherer Zeit trank.

Wie der alte Herr glücklich war, als die purpurne und goldene Fluth in seinen wiederausgelösten herrlichen alten Pokalen glänzte! Und wie zum ersten Male seit jener furchtbaren Spielnacht Oskar v. Reybewik sich wieder frohen Sinnes der Freude überließ, die jetzt, so lang entbehrt, sich so warm und hell an sein Herz schmiegte und es immer rascher und voller klopfen ließ. Warum sollte er auch nicht vergnügt sein? Er hatte ja gesühnt, was er gefehlt, und wollte auch ferner seine Schuld bei Igor ehrlich abtragen; zudem, wie nun die Sache lag, war sie auch lange nicht so schlimm, als sie im ersten Moment geschienen hatte. Igor war verschwiegen wie das Grab, Tiefenried fort, verreist, und hatte sicher längst die Geschichte vergessen, warum sollte man sein ganzes Leben lang einhergehen im Zustande völliger Zerknirschung? Ei was, Alle fehlen! Selbst Igor hatte gewiß auch einmal eine oder die andere Dummheit gemacht, also nur lustig! Morgen war noch ein freier Tag, dann ging es wieder in's Joch. O, dieser Igor war ein scharfer Vor-

gesetzter, der Mensch hatte Nerven von Stahl, er kannte kaum ein Ausruhen, und wie er von sich viel forderte, so verlangte er auch von Anderen viel. Deshalb heute den Tag genossen!

So sehr Fritz Feldner sich gefreut hatte, mit Oskar zusammen zu sein, so konnte er doch nicht umhin, sich einzugestehen, dieser sei auch heute merkwürdig verändert. Es lag eine seltsame Hastigkeit und Erregung in dem Wesen desselben, welche ihm früher nicht eigen war. Er trank rasch und viel, er sprach mit größter Lebhaftigkeit, aber nicht wie sonst eingehend auf den eben gebotenen Gesprächsstoff, sondern, ganz im Gegensatz zu früher, theilnahmlos für Onkel Walter's heute wie immer anziehende Unterhaltung, abschweifend, bald dies, bald jenes Thema ergreifend, um es gleich darauf wieder fallen zu lassen und unruhig und dringend zuletzt nach einem Spaziergange verlangend.

Als ihm sein alter und sein junger Freund hierin nachgaben und ihn begleiteten, da wollte er aber nicht in's Freie, sondern in den Hauptstraßen auf und ab flaniren, und Feldner sah, wie seine Wangen immer heißer wurden und er Blicke voll leidenschaftlicher Sehnsucht auf die Fenster der Clublokale und Restaurants warf.

Aber Reydewitz sagte nichts, und erst als sie dann wieder in Onkel Walter's Stube saßen, nahm er wirklichen Antheil am Gespräch, aber er sah abgespannt und ermüdet aus und verabschiedete sich früh. Feldner brachte ihn bis vor seine Wohnung.

„Auf morgen, Fritz! Sage mir nur, warum ist das

Leben für uns arme Schlucker ein steter Werktag und für die Reichen eine fortlaufende Kette von Freuden?" fragte er, als sie sich zum Abschied die Hand gaben.

„Das ist eine völlig falsche Ansicht, mein Junge! Schlaf' wohl! Du bist überarbeitet, denn diese Hingebung an ein Amt will erst gelernt sein. Morgen ist's besser, und dann wählen wir von den drei schönsten Wohnungen die behaglichste für Deine Mutter und Schwester."

Damit war Feldner gegangen.

„Ob er es wohl durchsetzt?" fragte er nachher den Professor.

13.

Frau v. Reydewitz und Ilona hatten die kleine, aber freundliche Wohnung bezogen, welche Oskar und Feldner ausgesucht, und Rosanna, Letztere um Igor's willen, der eine große Vorliebe für die einfache, aber wahrhaft vornehme Frau fühlte, mit Blumen und Kränzen geschmückt hatte.

Oskar wohnte jetzt bei der Mutter, die in der neuen Heimath sich um so eher zurecht fand, als sie einen sehr häuslichen Sinn hatte und sich wenig um andere Menschen kümmerte.

Sie war mit so glücklichem Herzen gekommen, voll stolzer Freude über den hoffnungsvollen Sohn, den Graf Igor so sehr auszeichnete durch die Vertrauensstellung, die er ihm gegeben. Nun fand sie, nachdem die ersten Tage des Zusammenlebens in großer gemeinsamer Heiterkeit vorübergegangen waren, ihren Sohn anscheinend weniger zufrieden mit seinem Loose, als sie zu begreifen vermochte.

Oskar klagte nicht, aber dieselbe Unruhe, die auch Feldner bemerkt hatte, fiel den sorgenden Mutteraugen an ihm auf. Er sprach oft und mit einer gewissen Bitterkeit von dem Glück, reich, und dem Unglück, arm zu sein; er beneidete die Bekannten und Kameraden, die im Stande waren, auf großem Fuße zu leben, und wenn die Mutter und Ilona ihn deshalb tadelten, so widersprach er gereizt und redete von nichts so gern, als von der Erbschaft des Fürstenbrücker's.

Der Gedanke an diese wurde allen dabei Interessirten einmal wieder sehr nahe gerückt; der alte Herr, der sich und sein Schloß mit einem krankhaften Mißtrauen gegen jede Annäherung seiner Anverwandten verwahrte, hatte, wie man erfahren, sich einen Notar kommen lassen, und zwar den Justizrath Schleuderer.

Höchst wahrscheinlich war irgend eine Aenderung in dem sicherlich doch schon seit Jahren gemachten Testamente vorgenommen oder ein ganz neues gemacht worden.

Oskar v. Reydewik befand sich darüber in fieberhafter Aufregung. Das Geld an sich reizte ihn nicht, er bekannte offen, daß er es nur als Mittel ansehe, sich das Leben genußreich zu machen.

Frau v. Reydewik hörte dergleichen Aeußerungen mit wahrer Pein, und vergebens sann sie darüber nach, wie ihr Sohn so geworden sein möge.

Die Einzige, der gegenüber Oskar immer die ursprüngliche Liebenswürdigkeit seines Wesens wiederfand, war Rosanna, und diese wiederum vermochte über ihn sehr viel.

Viel zu denken gab der Mutter Oskar's Stellung zu

Igor. Sie hätte nie für möglich gehalten, daß ihr leichtlebiger Sohn ein so unverkennbares tiefes Verständniß für den ausgezeichneten Mann gewinnen würde; wie ein Zauberer erschien ihr der Graf, der den Eigenwilligen und jetzt oft so Reizbaren lenkte, ohne jemals sich das Ansehen davon zu geben. Ihm sich unterzuordnen, ihm zu gehorchen, den höchsten Anforderungen Igor's zu entsprechen — und dieser forderte mit gutem Vorbedacht viel von seinem talentvollen Schüler — das schien Oskar selbstverständlich; er konnte aber dennoch oftmals schwer über den harten Dienst seufzen und wohl auch ärgerlich seine Ungeduld und sein Sehnen nach mehr Freiheit gegen Mutter und Schwester äußern.

Zu anderen Stunden war er aber voll begeisterten Lobes, voll glühender Verehrung für seinen „Retter", wie er ihn einmal nannte, und diese Stunden gaben dann der Mutter ein reines Glück, so daß damit jede momentane Trübung ihres Verhältnisses zu dem Sohne wieder verschwand.

Mit glühenden Wangen hörte Ilona den Grafen Igor so preisen. Das junge Mädchen war jetzt rasch erblüht, und die seither nicht sonderlich angeregten Geistesgaben desselben entwickelten sich in dem Verkehr mit den neuen Freunden nun um so schneller.

Für Rosanna wurde Ilona's kindlicher Frohsinn, ihre dankbare Hingebung und das Streben des jungen Mädchens, sich nach ihr zu bilden, eine große Freude und Zerstreuung. Ilona's kernfrischer Humor wurde bald eine Quelle der erwünschtesten Erquickung für sie, wie für Frau

v. Hillberg, und um das junge Mädchen häufig bei sich zu sehen und ihr doch dabei zu nützen, gab Rosanna ihr Malstunden und ließ sich angelegen sein, die klangvolle, wenn auch nicht sehr umfangreiche Stimme derselben zu bilden.

So fand sich in diesem Verkehr ein Mittel, Rosanna das Leben weniger einsam zu machen. Ilona beobachtete mit leicht begreiflicher Neugier und Spannung den Verkehr zwischen Rosanna und dem Grafen Igor, und da sie scharfe Augen hatte, so kostete es ihr keine Mühe, das Verhältniß der beiden Liebenden zu einander sich klar zu machen. Um so unbefangener durfte sie daher auch den Grafen mit allem Feuer ihres jungen Herzens loben und preisen, und in ihrer Bewunderung desselben lag abermals ein Bindemittel zwischen ihr und Rosanna.

Fritz Feldner war eines Tages jubelnd zu Frau v. Reydewik gekommen, um ihr mitzutheilen, daß er seine Anstellung im Staatsdienst und — o, des Glücks! — zugleich ein Kommissorium erhalten habe, welches ihm ein mäßiges, aber für ihn höchst willkommenes Gehalt sichere.

Von dem Tage an hatte Rosanna nach Frauenart sich in aller Stille einen kleinen Plan für Ilona's Lebensglück ersonnen, und Igor hatte gutmüthig dazu gelächelt, als sie ihm denselben erröthend anvertraute.

Es ist eine Lieblingsbeschäftigung glücklicher Frauen und Bräute, ihre bevorzugten Mitschwestern ebenso glücklich machen zu wollen, und Igor fand diese Wahrheit durch Rosanna bestätigt. Wenn sie aber auch solche Wünsche hatte, so wußte er doch ganz gewiß, daß sie viel zu ge-

wissenhaft und taktvoll sei, um es je sich einfallen zu lassen, selber „Schicksal“ spielen zu wollen. Ihm war es lieb, wenn die hübsche braunäugige Ilona in Feldner dereinst einen braven Gatten fand. „Laß es gehen!“

Es war sonderbar, wie oft dieser Mann seine Lieblingsredensart anwandte und wie klug sie sich meist erwies. Aber er, der eine Art Scheu davor hatte, in die Dinge einzugreifen, die wohl auch ohne sein Zuthun weiter gingen, und, wie er meinte, besser weitergingen, er war in dem, was er seine Aufgabe nannte, rastlos.

Trotz alledem rückte er nur langsam vor; er wollte auch gar nicht mehr, wußte er doch jetzt, daß das Rad nun unaufhaltsam bergab rollen mußte.

Diese anscheinenden Windstillen waren für seine Gegner allemal der Moment, neue Versuche zu machen, ihn zu stürzen. Er lächelte darüber. Er hielt sie gefaßt mit unwiderstehlicher Kraft, mochten sie sich wehren, sich winden, zu entkommen suchen, er war sicher, sie konnten ihm nicht mehr entschlüpfen.

Schon längst hätte der Minister seine Entlassung fordern können, ja sollen. Der König selbst hatte gar nichts Anderes erwartet und für seinen ehemaligen Günstling — denn Tiefenried's Einfluß war doch nach und nach in demselben Maße gesunken, als der Igor's stieg — einen ehrenvollen Abschied, die anerkennendsten Gunstbezeugungen und Belohnungen bereit gehalten, die mehr von der Großmuth des Herrschers, als nach dem Werth des Empfängers bestimmt waren. Tiefenried schien indeß sich darauf zu steifen, bis zum letzten Augenblick um seine Stellung zu

kämpfen, und es war in der That auffallend, mit welch' äußerster Energie er und seine Partei jeden Zollbreit des Terrains vertheidigten. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit!" Igor dachte dies oft in Bezug auf Rosanna's Vater, dachte es mit Trauer um das geliebte Mädchen, und hielt ihr um so mehr Alles fern, was er ihr ersparen konnte, von diesem unerquicklichen Thema zu hören.

Es fiel ihm niemals ein, zu denken, Tiefenried trotze mit solcher Sicherheit und Beharrlichkeit, weil er gewiß sei, Igor müsse ihn als Rosanna's Vater doch immer im äußersten Falle schonen.

Der Minister schien von der Lage der Verhältnisse betreffs Rosanna's und Igor's keine Ahnung zu haben, und diese Beiden glaubten auch nicht heimlicher und vorsichtiger ihre Liebe verstecken zu können, betrat doch Igor seit vielen Monaten schon nie mehr das Haus Tiefenried's. Daß der schlaue Minister Alles wußte, daß er eben Rosanna jetzt viel besser, jedenfalls freundlicher und rücksichtsvoller behandelte und ihr möglichst wenig Unangenehmes sagte, das hatte guten Grund.

Kam es zum Schlimmsten, so mußte Igor ihm doch stets einen angemessenen Rückzug bieten! Das schien Tiefenried gewiß.

Inzwischen war der lange traurige Winter vergangen, und der Frühling endlich und nun mit wunderbarer Schnelligkeit gekommen.

Wie durch Zauber grünte und blühte es plötzlich allüberall, und die Herzen thaten sich auf für die Freude.

Im kleinen Hause der Frau Maienbach nur blieb es so still und öde, wie es seit Dora's Flucht geworden, und auch die Bewohnerin zeigte unverändert in den welk gewordenen Zügen die düstere Herbigkeit; eine fast feindselige Scheu vor Menschen war über die früher so sanfte und geduldige Frau gekommen. Ihre Miether hatten es nicht länger bei ihr aushalten mögen, die Stuben standen leer, sie verdiente sich ihr Brod jetzt wie vor Jahren mit Nadelarbeit, Trinchen, das Mädchen, hatte sie entlassen, und die Augen waren vom vielen Weinen so schwach geworden, daß ohne Fräulein Juliane's treue Hilfe, die immer die besten Preise für Frau Maienbach's Arbeit zu erzielen wußte, die Unglückliche in bittere Armuth gerathen wäre.

Schweigsam und finster saß sie Tag für Tag am Fenster und nähte. Es war ein jammervolles Leben. Der Staub lag dick auf den früher so sauber und blank gehaltenen Möbeln, die Spinnen webten ungestört ihre schönsten und größten Netze; sie sah es nicht, kümmerte sich nicht darum, sondern machte mechanisch Stich um Stich, eine Stunde wie die andere.

Da kam eines Tages der Justizrath und riß mit einem Wort dies ganze Gebäude von trostloser Starrheit nieder.

„Sie sind wieder da, Frau Maienbach, er und sie! Wollen Sie Dora jetzt wieder zurückholen?"

Ob sie wollte, die Mutter?

Sie hatte ja an nichts Anderes gedacht all' diese Zeit her, als ihr Kind — ach — ihr trotz Allem so heiß ge-

liebtes Kind, dem furchtbaren Elend zu entziehen, in dem es da droben in der schönen Villa lebte!

Als an jenem fürchterlichen Abend Frau Maienbach ihre Tochter wieder in das Schneegestöber hinausgejagt hatte, durch das dieselbe zu ihr gekommen, war nichts in ihrem Herzen zur Geltung gelangt, als die äußerste Empörung eines verrathenen Mutterherzens, der maßlose Zorn über die Lieblosigkeit der Tochter.

Und dieser Zorn, diese harte, rachsüchtige Bitterkeit hatte eine ganze Weile angehalten.

„Hat sie Mitleid mit meinem Jammer gehabt?" sagte sie damals immer wieder zu sich selbst.

Aber nach und nach war Dora's Bild mächtiger in ihrer Erinnerung geworden, nicht die schöne, blühende, reine Dora, das unentweihte, liebliche Mädchen, sondern die todesblasse, gramzerstörte Reuige mit den schmerzdurchwühlten Zügen und den Augen voll verzweifelnden Flehens.

Und nun wachten Liebe und Sehnsucht und Erbarmen wieder auf und — zu spät; Dora war verschwunden, ihr Verführer hatte sie wohl fortgeschafft, um die Andere zu heirathen, von der die Leute schon lange gesagt hatten, daß sie die Braut des schönen Tiefenried sei.

Und aller Haß, alle Bitterkeit konzentrirten sich nun mehr und mehr auf den Namen Tiefenried. Die Mutter kam endlich dahin, ihr Kind lediglich als sein Opfer anzusehen und ihn um so glühender zu hassen, als Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne daß sie von Dora hörte.

Und nun war endlich dieser Augenblick gekommen.

Dora war dort? Dort oben in der Villa? Und immer noch bei ihm, dem tausendmal Verfluchten? Die Thatsache nahm sie für gewiß, weiterer Ueberlegung Raum zu geben, war sie nicht im Stande.

Die Sonne neigte sich schon, als der alte Justizrath seine Nachricht brachte — aber keine Minute wollte die Frau zögern, keine Minute, sie wollte zu ihr, zu ihrem unseligen Kinde, das da oben in Reue und Jammer verging, wollte es holen, mit ihm fortziehen, weit, weit weg. O, sie kannte ja das Flüchten schon! Einst war sie vor der Ehrlosigkeit des Gatten geflohen, nun floh sie wegen der Schande der Tochter; aber diese selbst war eine Unglückliche, eine Bethörte!

Ach, Dora war ja noch immer nicht achtzehn Jahre alt. Da gab es noch keine unverzeihliche Schuld, da war noch Vergebung bei Gott und Menschen, und zuerst bei der Mutter. Dora's Jugend wurde mehr und mehr ein Entschuldigungsgrund.

„Ich will mit Ihnen gehen, wir wollen sehen, ob man mir den Einlaß versagt!“ entschied sich der Justizrath. Er wußte wohl, der alte Herr, daß er nicht um Frau Maienbach's willen ging, sondern seiner kleinen Dora wegen, die ihm so bitteres Herzweh machte.

Was sie ihm und Juliane gewesen, das konnte sie nicht wieder werden; aber im Elend, zernagt von Reue und Gewissensbissen sie zu lassen, das ging über seine Kräfte.

So stiegen sie zur Villa hinan, als die Sonne hinter

den Bergen versunken war und die Spitzen derselben von rothem Lichte überfluthet schienen.

Das herrliche Thal mit seinem Reichthum an blühenden Obstbäumen, der breite Fluß, in welchem das Abendroth sich spiegelte, der blaue Himmel, über den lange goldene und purpurne Wolkenstreifen sich hinzogen, und rings um die Wanderer die wundervolle Abendstille, während unten im Thal das Gewirr und Gewoge des Lebens rastlos weiterging, das Alles mußte wohl einen besänftigenden Zauber ausüben; ist doch die höchste Schönheit immer unwiderstehlich.

So langten sie eben an, als das rosige Licht im Westen sich schon dunkler zu färben begann, um bald ganz zu erlöschen.

Vor dem Gartenthore standen sie stille. Sie hatten gehört, als man im Herbste davon so viel redete, dasselbe sei immer verschlossen, das Haus werde auf das Peinlichste gegen jedes Eindringen Fremder bewacht.

Aber der erste Versuch, auf gut Glück vom Justizrath gemacht, öffnete das Thor, und gleichzeitig hörten die Eintretenden durch die offenstehenden Fenster des Parterre's das helle, heitere Auflachen einer Männerstimme.

Daß die Füße der Frau Maienbach sie kaum noch weitertragen wollten, war begreiflich, bei diesem Lachen wurde ihre Blässe leichenhaft.

Das Vorgärtchen der kleinen, aber eleganten Villa schien ein Sammelplatz aller Frühlingsblüthen. Hyacinthen, Crocus, Narcissen, Veilchen und wie sie alle heißen

mochten, waren darin in verschwenderischer Pracht vertreten. Blühende Bosketstauden standen wohlgeordnet rings umher, dazwischen herrliche Coniferen und andere, immergrüne Pflanzen, es war ein Plätzchen von herzerfreuender Schönheit.

Die beiden Wanderer sagten nichts zu einander. Von einem gleichzeitigen Impulse getrieben, schritten sie möglichst lautlos durch das Gärtchen, die Thüre zu der noch unbelaubten Veranda war offen, durch dieselbe tretend, standen sie in einem kleinen, mit Treibhauspflanzen, Statuetten und sonstigem Schmuck reich dekorirten Gartensaale, und dort am Tische, der von Krystall und Silber funkelte, beim Dessert ihres Diners, saß das Paar.

Wie versteinert blieben die beiden Kommenden. War denn das, was sie sahen, schrecklicher Traum oder noch schlimmere Wahrheit?

Da saß Dora, schön, blühend, das heiterste Lächeln auf den frischen rothen Lippen, ihre kleine Hand lag auf „seinem" Arm, und sie sah ihn an, gespannt der lustigen Geschichte lauschend, die er ihr erzählte.

Es war ein Bild des reinsten, ungetrübtesten häuslichen Glückes.

Die Beiden waren so hingenommen von ihrer Unterhaltung, daß sie bei dem leichten Geräusch an der Thüre gar nicht aufschauten. Sie dachten wohl, der Diener sei es.

Und die beiden Anderen blieben fassungslos, sahen einander an und dann auf das Paar am Tische mit hohlen, geisterhaft starren Blicken.

„Hier sind wir nicht nöthig, Sie sehen es wohl!" stieß endlich Frau Maienbach, wie unbewußt, in hartem Tone hervor.

Das Wort, den Klang der Stimme hörten sie, — wenigstens Dora.

Sie blickte in jähem Schrecken nach der Thüre. Ein Schrei, — ein heftiges Rücken der Stühle.

„Mutter! O Gott, meine Mutter! Du kommst zu mir?" rief das junge Weib in einem Tone, der eigenthümlich zwischen Entsetzen und grenzenloser Freude schwankte.

Und dann war sie zu der Wankenden hingeflogen, lag vor ihr auf den Knieen, küßte in leidenschaftlichster Aufregung ihre Hände und Kleider, und ergriff dann auch mit einem unaussprechlich ausdrucksvollen Blick die Hände des alten Herrn, sie mit Küssen und plötzlich hervorbrechenden Thränen bedeckend.

„O Dank! Dank! Gott segne Euch! Gott segne Euch, daß Ihr mich nicht vergessen habt, daß Ihr mich wieder aufnehmt an Euer Herz, daß Ihr mir vergebt! O, Ulrich, lieber, theurer Ulrich, das ist meine Mutter und der Herr Justizrath! O komm' doch! O, Mutter, liebe, theure Mutter!"

In dieser Weise gab sich Dora der stürmischen Freude hin, die sie erfüllte. Keine Spur von Reue und Scham! Es war, als sei sie in ihrem vollen Recht, als könne kein Mensch ihr etwas anhaben.

Baron Ulrich fühlte sich in diesem Augenblick keineswegs so ganz als Herrn der Situation, wie er sonst gewohnt war, und diesmal mehr als je gewünscht hätte.

Der alte Herr da an der Thür hatte unangenehm feste, fragende Blicke.

Aber Dora hatte nicht genug damit, ihn herbeizurufen, sie flog von den Knieen empor, zog Baron Ulrich herbei und zu der fahlbleichen, zähneklappernden Frau hin, die in krankhaftem Beben an dem Thürpfeiler lehnte, und die sie ihre Mutter nannte.

Ein unaussprechlich widerwilliges Gefühl überkam den hochgeborenen Herren. Der Zuchthaussträfling — Dora's Vater — kam ihm wieder in den Sinn; er hatte sich mit Erfolg bemüht, denselben aus seinen Gedanken zu verbannen, und nun erschien diese Frau da, in ihrer Einfachheit nicht einmal wie eine „Dame" aussehend, sondern vernachlässigt und gleichgiltig gegen ihre Toilette.

(Fortsetzung folgt.)

Geprüfte Herzen.

Novelle

von

Heinrich Köhler.

1.

(Nachdruck verboten.)

„So, nun liegt Alles bereit, Mathilde, nicht das kleinste Stück habe ich vergessen."

„Ich danke Dir, Du bist sehr freundlich besorgt um mich."

„Nun ja, es thut auch Noth, denn Du selbst scheinst Dir ja sehr wenig um das Nöthige Sorge zu machen."

„Wahrscheinlich, weil ich mich in so guten Händen weiß."

„Hm, ja, obgleich ich in Deinen Augen sonst immer noch ‚das Kind' bin. Es freut mich sehr, daß ich in Deiner Würdigung plötzlich so gestiegen bin, daß Du mir an Deinem Ehrentage so unbedingt vertraust."

„Meine liebe kleine Rosi!"

Der weiche, bebende Klang, mit dem die letzten Worte gesprochen wurden, ließen Diejenige, an welche sie gerichtet waren, sich mit einer plötzlichen Bewegung der älteren Schwester zuwenden. Ein momentanes Zucken ging über das jugendfrische Gesicht der kaum Siebenzehnjährigen. Im

nächsten Augenblick aber war die weiche Regung überwunden und sie sagte mit einem Tone zwischen Muthwillen und Ueberlegenheit, während der altkluge Zug in dem jungen Gesichtchen nur eine komische Wirkung hervorbrachte: „Nur keine Sentimentalität, mein Kind, ich finde nichts albeiner, als das."

Ein leises Lächeln spielte um den Mund der Aelteren, es lag aber etwas Wehmüthiges darin. Sie antwortete nicht auf die Bemerkung des weisen Schwesterchens. Einige Sekunden war es still im Zimmer, während Rosi an der reichen Toilette hantirte, die vor ihr ausgebreitet lag. Dann nahm sie einen Kranz von Myrtenblüthen, trat damit vor den hohen Spiegel und drückte ihn sich leicht auf das Haar. Die biegsam zierliche Gestalt drehte sich nach rechts, nach links und das Gesicht nahm eine Miene an, wie sie dieselbe für eine Braut angemessen erachten mochte. Sie nickte dem Spiegelbilde zu und sagte befriedigt: „Ich glaube, daß mir der Kranz auch ganz gut stehen würde." Dann nahm sie ihn behutsam ab und fragte: „Nun, willst Du nicht mit Deiner Toilette beginnen?"

„Jetzt schon? Es ist ja noch so früh. Wie eilig Du es hast, mich unter — den Brautkranz zu bringen!"

Rosi drehte sich um und sah die Schwester mit großen Augen an.

„Wie seltsam Du bist," sagte sie, „gar nicht so, wie ein Mädchen an ihrem Hochzeitstage sein soll."

„Weißt Du denn so genau, wie es einem Mädchen da zu Muthe ist?"

„Ach, wie Du nur frägst! Natürlich weiß ich es nicht,

denn ich bin ja noch nicht in dieser Lage gewesen. Aber denken kann ich es mir wohl, und zwar denke ich, daß man bei dieser Gelegenheit recht vergnügt sein muß. Es ist doch schön, wenn man selbstständig wird und einen reichen Mann bekommt, wenn man nicht mehr mit den Groschen geizen und sich allerlei harmlose Wünsche versagen muß, wie das bei uns seit einigen Jahren Sitte geworden ist."

„Rosi!" sagte die Andere vorwurfsvoll.

„Nun ja, es ist doch so, wie ich sage. Sei zufrieden, daß Du dieser Misère nun überhoben bist und eine reiche Frau wirst. Du wirst Dich schnell genug in diese Situation hineinleben, und ich werde mir sehr klein Dir gegenüber vorkommen. Und dann die schöne Toilette hier — das Herz geht Einem dabei auf. Daran ist wenigstens nicht gespart worden, dafür hat Mama gesorgt."

„Deine Auffassung von diesem Schritte ist eine etwas sehr naive, liebes Kind."

„Liebes Kind — natürlich, da haben wir es wieder! Naiv, naiv, das ist in meinen Augen dumm, es ist nur eine Umschreibung von jener Macht, gegen die bekanntlich die Götter selbst vergebens kämpfen." Sie machte eine trotzige Geberde und wandte sich unwillig nach der Thüre. Dann plötzlich kehrte sie zurück und eilte auf die Schwester zu, kniete neben dem Sessel nieder, auf dem diese saß, und legte den Arm um ihren Leib. „Mathilde!" sagte sie mit einer Wärme im Tone, die verrieth, daß es ihr nicht so gleichmüthig um's Herz war, als sie sich eben den Anschein gegeben.

„Meine gute Rosi!“ antwortete die Schwester, indem ihre Hand sanft über die blonden Locken strich.

„Wie werde ich Dich vermissen, wenn Du nicht mehr im Hause bist, wer wird mir dann Moral predigen und vergeblich günstige Erziehungsresultate bei mir herbeizuführen suchen?“

„Du wirst Dich des Papa's an meiner Stelle annehmen, und am Ende bin ich ja nicht aus der Welt, bleibe vielmehr in der Stadt.“

„Allerdings, indeß —“

Ihre Stimme hatte einen verdächtigen Klang, darum brach die Sprecherin schnell ab und stand auf. „Es wird Zeit, daß ich nun auch an mich denke. Du wünschest also meine Hilfe noch nicht?“

„Nein, mein Schwesterchen, ich habe wohl noch eine Stunde Zeit und bitte Dich, laß mich allein. Nachher bist Du ja unbeschränkte Besitzerin dieses Zimmers, das uns Beiden so lange gehört hat.“

„Also allein willst Du sein?“ fragte Rosi kopfschüttelnd, ging dann aber nach der Thüre, um der Schwester Wunsch zu erfüllen. Hier mußte ihr eine philosophische Anwandlung kommen, denn sie blieb nachdenklich stehen, wandte sich wieder um und sagte mit dem altklugen Ton von vorhin: „Wie sonderbar das doch Alles gekommen ist, Mathilde! Weißt Du, vor Jahren, als ich noch ein dummer Backfisch war und in die Schule ging, habe ich auch manchmal darüber nachgedacht, mit wem Du Dich wohl einst verheirathen würdest. Damals warst Du viel umschwärmt, und man pries Deine Schönheit, so daß ich Dich

manchmal heimlich beneidete. Allerdings warst Du zu jener Zeit eine vortheilhafte Parthie, die Wahl stand Dir frei. Du wähltest aber gar Keinen. Als das Unglück über uns kam, war das mit einem Schlage anders geworden. Und weißt Du, wem ich unter allen Deinen Verehrern immer den Vorzug gab und mir als Deinen künftigen Gatten dachte, weil es mir schien, als ob auch Du diese Meinung theiltest?"

„Es wird wohl eine recht thörichte Idee gewesen sein," sagte die Schwester. Es klang etwas gepreßt.

„Thöricht — ich weiß nicht, ob sie so thöricht war. Ich will es Dir in's Ohr sagen, ganz leise, damit die Wände es nicht Deinem Bräutigam verrathen, vor dem ich einen unendlichen Respekt empfinde." Sie eilte auf die Schwester zu und sagte ihr kichernd einen Namen in's Ohr, dann huschte sie schnell zum Zimmer hinaus.

Ein leiser Seufzer stahl sich aus der Brust der Zurückgebliebenen; ob er im Zusammenhang stand mit dem Namen, den die muthwilligen Mädchenlippen ihr eben zugeflüstert? Und war dieser es, der die geistigen Augen zurückschweifen ließ in die Vergangenheit und die Einsame in stilles Träumen versenkte? Sie hatte die schlanken weißen Hände in den Schoß gelegt, und die dunklen Augen schweiften hinaus durch's Fenster, das nach dem Garten lag, der eben sich mit jungem Grün zu bekleiden begann. Mathilde öffnete das Fenster und sog die Frühlingsluft in die beklommene Brust ein. Ein Sonnenstrahl stahl sich zu ihr hinein und koste mit dem schönen, etwas blassen Gesicht; war es ein Gruß aus der seligen Kinder-

zeit, ein Gruß und Glückwunsch von „ihm" zu ihrem heutigen Fest?

Franz Ramberg hatte der Name geheißen, den Rosi der Schwester vorhin zugeflüstert, und sie hatte geglaubt, daß dieser unter den vielen Berufenen der Auserwählte sein werde. Hatte sie, Mathilde, es denn auch geglaubt? Sie wußte es nicht, ein leises, wehmüthiges Lächeln ging über das schöne Antlitz. Ja, es hatte sich viel verändert seit jener Zeit, wo sie, die Achtzehnjährige, noch der Stern des Gesellschaftskreises, in dem sie sich bewegte, und der Traum manches jungen Mannes war. Auch sie war damals eine Andere gewesen — übermüthig, wählerisch, anspruchsvoll, es genügte ihr so leicht Keiner. Leopold Rosner, ihr Vater, einer der angesehensten Kaufherren in der großen Handelsstadt, liebte es, sich ein Relief zu geben, er führte ein großes Haus, und wenn es ihm selbst auch nicht darum zu thun gewesen wäre, so hätte seine Frau es doch so und nicht anders gewünscht. Frau Rosner war noch heute eine hübsche Dame, die alles Andere verstand, nur nicht einem Haushalt vorzustehen. Das Gold war ihr im vollsten Sinne nur Chimäre, sie streute es für ihre zahlreichen Bedürfnisse mit beiden Händen aus und gewöhnte auch ihre Töchter ebenso. Was Wunder, wenn um die älteste, die stolze Mathilde, die Bewerber sich drängten?

Unter den jungen Männern, die um die Huld des Mädchens warben, war auch Franz Ramberg gewesen, aber seine Verehrung hatte immer etwas Stilles, Innerliches gehabt, ganz gegen seine sonstige Art, die eher eine heitere,

leichtlebige war. Er war ein Jugendgespiele der Kinder gewesen, der dann folgerichtig mit den Jahren in die Position des Verehrers aufgerückt war. Am großen Marktplatz in der alten Stadt lagen das große Kaufmannshaus und die Brauerei „Zum goldenen Stern“, welche seinem Onkel gehörte, nebeneinander. Für den Sommer zog die Familie des Kaufherrn vor's Thor hinaus in die Villa, während die Ferien der Kinder zu einer Reise benutzt wurden. Franz Ramberg war bis zu seinem sechzehnten Jahre sowohl in dem düsteren Kaufmannshause mit den gefärbten Glasscheiben im Parterregeschoß, wo die Comptoirs sich befanden, als auch in der Villa ein häufiger Gast, und auch die kleinen Mädchen wußten in der Brauerei auf Höfen und Böden, wo es so vielerlei Interessantes für die Kinderseelen gab, gut Bescheid. Auch die Gärten stießen aneinander, und die Trennungsmauer war kein Hinderniß für den Verkehr der geübten Kletterer. Es war eine schöne, selige Zeit gewesen.

Dann wuchsen sie heran, und eines Tages erklärte Frau Rosner ihrer Tochter, daß der vertrauliche Verkehr zwischen ihnen nicht mehr passend sei, und Mathilde mußte sich darein finden, mit dem fünf Jahre älteren Spielgefährten nur noch in Gegenwart Anderer zu verkehren. Später geschah es nur noch in den Ferien, denn Franz, der sich der technischen Carrière widmen wollte, ging nach der Akademie der Hauptstadt, und sein Onkel, bei dem er erzogen wurde, da seine Eltern schon früh gestorben waren, verkaufte die Brauerei. Aus dem muthwilligen Knaben war Mathilde gegenüber ein schüchterner junger Mann

geworden. Sonst ein heiterer Gesellschafter, zu fröhlichem Lebensgenuß geneigt, fühlte er sich sichtlich in der Nähe des vielumworbenen schönen Mädchens befangen, und doch benutzte er jede Gelegenheit, um mit ihr zusammenzukommen. Und dann eines Tages hatte er vor ihr gestanden, um von ihr Abschied zu nehmen auf lange Zeit, da er Jahre lang nach England gehen wollte, um dort in einem großen Maschinenetablissement seine Kenntnisse zu vervollständigen. Er war dabei in seltsamer Erregung und nicht im Stande gewesen, einen zusammenhängenden Satz hervorzubringen. Aber etwas von Hoffnung auf die Zukunft hatte er herausgepreßt, und sie hatte dazu gelächelt und sich dem Unbeholfenen gegenüber sehr überlegen gefühlt, obgleich es ihr doch so seltsam wehmüthig dabei um's Herz gewesen. Drei Jahre war das nun her, in denen sie nichts von einander wieder gehört hatten.

Und dann war eines Tages das Unglück über sie hereingebrochen. Leopold Rosner hatte durch das Fallissement einiger bedeutender Häuser sehr große Verluste erlitten, die Aufregung über die schlimme Nachricht führte bei ihm einen Schlaganfall herbei, und da er Monate lang auf dem Siechbett lag, von dem er sich nur soweit wieder erhob, um im Stuhl sitzend seine Tage thatenlos hinzubringen, hielten die Gläubiger ihre Forderungen nicht zurück und die Liquidation war unvermeidlich. Es zeigte sich hiebei, daß das eigentliche Vermögen des Kaufherrn schon lange nicht mehr im richtigen Verhältniß zu dem Aufwand des Hauses stand, und was nach Befriedigung der Gläubiger aus dem Schiffbruch übrig blieb, reichte

eben nur zur dürftigen Erhaltung der Familie hin. Das war ein herber Schlag für Mutter und Tochter, aber bewundernswerth war es, mit welcher Fassung sich Mathilde nach dem ersten Sturm, der sie darniedergebeugt, in die Nothwendigkeit zu finden wußte. Sie war es, die fortan die Leitung des sehr verkleinerten Hausstandes übernahm, sie pflegte den Vater und hatte auch noch Trostworte für die in kindischen Klagen sich ergehende Mutter, die es nicht lernen wollte, sich in ihren Ansprüchen zu beschränken. Rosi war noch ein Kind, kaum vierzehn Jahre alt, als die Katastrophe hereinbrach, und man konnte von ihr nicht erwarten, daß sie sich viel muthiger bewies, als die Mutter, aber ihre Jugend half ihr, sich eher in die veränderte Lage zu finden. Das Haus am Markt und die Villa vor dem Thor waren bei diesem Umschlag der Verhältnisse verloren gegangen, und sie hatten eine Parterrewohnung gemiethet, aus der man den Kranken leicht in seinem Rollstuhl in den Garten schieben konnte.

Mehrere Jahre waren so vergangen, in denen Mathilde unaufhörlich gegen die Ansprüche der eitlen und leichtsinnigen Mutter anzukämpfen hatte. Da war Frau Rosner eines Tages zu ihrer Tochter in's Zimmer getreten und hatte sie um eine Unterredung unter vier Augen ersucht. Der Inhalt derselben war, daß der einzige Freund des Vaters, der demselben in der Noth treu geblieben, um die Hand Mathildens angehalten hatte. Er war ein Mann von einigen vierzig Jahren, ein ehrenwerther Charakter und Direktor einer Feuerversicherungsgesellschaft. Mathilde

war äußerst betroffen, als ihr die Mutter diesen Antrag mittheilte, der ihr vollständig unerwartet kam.

„Mein Gott," antwortete sie erschreckt, „was sagst Du mir da?"

„Etwas, mein Kind," bemerkte ihre Mutter, „was uns mit einem Schlage aller Noth überhebt. Der Direktor ist ein wohlhabender, ja reicher Mann, er würde selbstverständlich für die Familie seiner Frau eine offene Hand haben, er hat schon ohnedies manchmal Andeutungen gemacht, daß er gern in der Noth einzuspringen bereit sei, und nur Dein Stolz hat bisher Alles zurückgewiesen."

„Wenn Du dies Stolz nennst, so ist es ein berechtigter Stolz," antwortete Mathilde ruhig. „Ich halte es für richtiger, sich einzuschränken, als Verbindlichkeiten zu übernehmen, die wir niemals tilgen könnten."

„Nun ja — aber jetzt ist das etwas ganz Anderes," sagte ihre Mutter.

„Ich bin vollständig überrascht," entgegnete das Mädchen, „niemals habe ich auch nur entfernt an so etwas gedacht. Seit ich denken kann, kenne ich Herrn Riehl, wir haben als Kinder zu ihm Onkel gesagt."

„Er ist ein Mann in den besten Jahren, und die Parthie eine sehr günstige. Unser Leben ist ein trauriges, hätten wir die Mittel, so könnte mehr für den Papa gethan werden und er würde vielleicht noch einmal hergestellt."

Mathilde senkte den Kopf auf die Brust, ihr Gesicht war bleich geworden. Sie dachte daran, daß die Aerzte

dem Vater allerdings längeren Aufenthalt in einem südlichen Klima und alle Jahre wiederholten Gebrauch von theuren Bädern verordnet hatten, das hätte sich Alles bewerkstelligen lassen, wenn sie den Antrag des Direktors annahm.

„Weiß der Papa davon?" fragte sie nach einer Pause tonlos.

„Nein, ich habe ihm nichts gesagt, um ihn nicht unnöthig zu beunruhigen."

„Ich kann es nicht!" stieß Mathilde nach einer Weile mit bebendem Tone hervor.

„Wie, Du könntest dieses einzige Mittel, uns wieder aufzuhelfen, von Dir weisen?" sagte Frau Rosner erregt. „Was hast Du gegen den Direktor einzuwenden, ist er nicht ein hochgeachteter, gebildeter Mann, der Dir jeden Wunsch an den Augen absehen würde?"

„Aber ich liebe ihn nicht."

„Liebes Kind, ich hätte Dich für verständiger gehalten. Jene phantastische Empfindung, die man in der ersten Jugend für Liebe nimmt, ist für die Ehe eine sehr mißliche Mitgift. Die meisten Mädchen machen sich falsche Vorstellungen davon. Auf der Basis gegenseitiger Achtung erwächst in der Regel gerade das solide Gefühl, das für ein gemeinsames Leben die beste Garantie bietet. Der Antrag kommt Dir überraschend, das mag sein, aber glaube mir, Du gewöhnst Dich an den Gedanken sehr schnell und Du wirst Deinen Gatten auch lieben lernen, wie er es verdient."

Ein leises Gefühl der Bitterkeit quoll in dem Herzen

des Mädchens auf. So ungemein vernünftig, wie die Mutter heute sprach, zeigte sie sich in anderen Dingen, die ihre eigenen Neigungen betrafen, sonst nicht. Mathilde wußte wohl, daß diese „Vernunft" vielmehr Egoismus war, und doch — und doch — die Mutter hatte vielleicht Recht.

„Du hältst unser Aller Schicksal in Deinen Händen," sagte Frau Rosner nach einer Weile mit Nachdruck.

Mathilde starrte vor sich nieder auf die Erde, alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und die Lippen hatten sich fest zusammengepreßt. So verharrte sie eine Weile, während welcher auch die Mutter schwieg.

„Gönne mir Zeit bis morgen und laß mich allein," sagte das Mädchen endlich gepreßt. Und als Frau Rosner noch etwas sagen wollte, winkte sie abwehrend mit der Hand, worauf Jene das Zimmer verließ.

Die Hände um die Kniee verschlungen, hatte Mathilde in dumpfem Brüten lange vor sich hingestarrt. Es war ein schwerer Kampf. Das sollte die Erfüllung ihrer Mädchenträume sein? Ach nein, es war keine Erfüllung, es war ein Resigniren, ein Verzichten auf die schönste Blüthe des Menschenherzens, in der doch für das Weib zugleich die höchste Erfüllung des Lebens liegt. Wie sollte sie den Mann lieben, der ihr Vater hätte sein können? Allerdings war er ein ehrenwerther Mann, für den sie stets eine kindliche Zuneigung empfunden, aber zugleich wegen seines ernsten, ruhigen Wesens eine fast scheue Hochachtung. Wenn sie ihr Herz, ihr natürliches Empfinden nur fragte, dann gab es auf seinen Antrag keine andere Antwort, als ein Nein. Aber gab es denn nicht noch etwas Höheres,

als dies Gefühl, die Pflicht gegen ihre Eltern, gegen ihren kranken Vater, dem sie vielleicht durch ihr Jawort Genesung verschaffte? Immer tiefer senkte sich ihr Haupt auf die schwer athmende Brust. An dem Krankenbette des Vaters hatte sie gelernt, sich in der Selbstlosigkeit zu üben, und so errang sie auch in diesem Falle den Sieg über sich selbst. Als der Direktor am anderen Tage kam, ging sie ihm mit freier Stirne entgegen, ihre Augen blickten ruhig und klar in sein fragendes Gesicht und ihre Hand legte sich fest in die seine — für's Leben. Ernst Riehl aber war ein glücklicher Mann.

Das war es, was durch die Mädchenseele ging, wie sie jetzt dort am Fenster saß und der linde Frühlingsgruß sie küßte. Zwei warme Tropfen fielen auf die verschlungenen Hände herab, ohne daß sie darauf achtete; im nächsten Augenblick wurde sie durch die Stimme der Mutter aus ihrem Brüten aufgeschreckt.

„Aber, Mathilde, es ist die höchste Zeit; ich glaubte, Du wärest mit Rosi's Hilfe schon längst bei der Toilette."

Mathilde erhob sich schnell, sie fuhr sich verstohlen mit der Hand über die Augen und zugleich regte es sich in ihr wie ein Gelübde. Die Vergangenheit war überwunden, jetzt wollte sie ganz der Gegenwart und Zukunft gehören. Sie war eben mit ihrer Toilette fertig geworden, als Rosi mit der Meldung in's Zimmer geeilt kam, daß der Brautwagen vorgefahren sei.

Als Mathilde gleich darauf im Nebenzimmer, welches zum Empfang diente, ihrem Bräutigam entgegentrat, ging ein Ausdruck der Bewunderung und des Glückes über das

Gesicht des Mannes. Er war eine kräftige Gestalt von guter Mittelgröße, die sich recht stattlich präsentirte. Der schwarze Bart und das Haupthaar zeigten noch keine Spuren von Grau, nur an den Schläfen hatte sich das Haar bereits gelichtet und die Stirne trat in hoher Wölbung hervor. Sein Auftreten war fest und sicher, wie bei einem Manne, der sich bewußt ist', was er will, aber ohne eine Spur von Anmaßung. Wie das Mädchen so vor ihm stand und er ihre Hand nahm, leuchteten die Augen des Direktors in einem Glanze, der da verrieth, daß diese Stunde wirklich das für ihn war, was sie Jedem sein sollte, die glücklichste seines Lebens. Einige Sekunden stand der Direktor wie geblendet vor der vornehm schönen Erscheinung seiner Braut, dann reichte er ihr den Arm.

„Zum Vater," sagte sie leise.

Er nickte und sie traten in ein anderes Zimmer, in dem in einem bequemen Lehnstuhl ein Mann ruhte, der den Eindruck eines Sechzigers machte, obgleich er nur wenige Jahre älter als der Bräutigam seiner Tochter war. Das Haar war ergraut und die Züge des Gesichtes welk und matt. Das Gesicht wandte sich mit gerührtem Ausdruck dem Paare zu, er machte eine Bewegung, als wollte er sich erheben, aber da standen die Beiden schon vor ihm und er ergriff die Hand, die Mathilde ihm entgegenstreckte.

„Mein Kind!" sagte der Kranke weich. Und dann ging der Blick des Kranken zu dem Freunde, und es lag wie eine Bitte darin, die der Andere auch verstand.

„Sei ruhig ihretwegen," sagte der Direktor mit leisem Beben in der sonoren Stimme, „ihr Wohl soll mir stets

über das meinige gehen, und so viel an mir liegt, soll sie es nie bereuen, sich mir anvertraut zu haben."

Der Kranke preßte gerührt die Hand des Direktors und küßte seine Tochter auf die Stirne.

„Kinder, es ist die höchste Zeit," rief die Mutter in die offene Thüre tretend, in der auch Rosi sichtbar wurde.

„Wir kommen heute noch einmal hieher, ehe ich Mathilde in mein Haus führe," wandte sich der Direktor an Rosner.

„So geht denn mit Gott."

An der Thüre blickte die Braut noch einmal zurück und nickte dem Vater zu, dessen Augen ihr mit einem wehmüthigen Ausdruck folgten. Gleich darauf saß sie mit ihrem Bräutigam im Wagen und die feurigen Pferde trugen das Paar in gestrecktem Trabe der Kirche zu, während Rosi mit der Mutter in einem zweiten Gefährt folgte. Eine halbe Stunde später waren Ernst Riehl und Mathilde Rosner Mann und Frau.

2.

Auf dem Bahnhof der Stadt herrschte ein reges Treiben, denn der Schnellzug aus Hamburg, der mit nur wenigen und kurzen Unterbrechungen direkt nach der Hauptstadt ging, war eingetroffen.

Unter den aussteigenden Passagieren befand sich auch ein junger Mann, der in der Mitte der Zwanziger stehen mochte. Er war elegant, aber etwas nachlässig gekleidet, eine schlanke Figur von Mittelgröße und eine hübsche Erscheinung. Aus dem frischen, gebräunten Gesicht', das

von einem blonden Vollbart umgeben war, leuchteten zwei blaue Augen mit hellem, lebensfrohem Glanze.

Ein Gepäckträger trat an ihn heran und fragte, wo er seine Koffer hingeschafft zu haben wünsche. Der junge Mann bezeichnete ein gutes Hotel der Stadt, und der Andere versicherte, daß er die Sachen auf seinem Handwagen sofort dorthin bringen werde, wenn der Herr nicht beabsichtige, eine Droschke zu nehmen. Dazu schien der junge Mann nicht geneigt, und nachdem er dem Manne den Auftrag gegeben, ein Zimmer in dem betreffenden Hotel für ihn zu bestellen, und seine Rechnung mit ihm ausgeglichen hatte, verließ er den Bahnhof.

Er schlenderte durch die Straßen der Stadt, ohne nach den Schildern an den Ecken zu sehen, blickte nach rechts und links sich mit freundlichen Augen um, wie Einer, der Altbekanntes nach längerer Zeit wieder begrüßt, und gelangte endlich auf den großen Marktplatz mit der alten Fontäne in der Mitte. Hinüberblickend nach dem gegenüberliegenden Hause stutzte er ein wenig. Eine Veränderung mußte damit vorgegangen sein, wie der fragend musternde Blick verrieth, den der junge Mann über das Haus gleiten ließ. Das alte ehrwürdige Kaufmannshaus hatte ein neues Gewand angelegt, die Façade war mit architektonischem Schmuck versehen worden, und im Parterre blitzten große Spiegelscheiben. An der Brauerei daneben, auf die er ebenfalls einen langen Blick geworfen, hatte sich nichts geändert.

„Wohnt die Familie des Kaufherrn Leopold Rosner noch in der Stadt?“ fragte der Fremde ein Mädchen, das

mit einem Korb am Arm eben aus dem Hause trat und augenscheinlich in demselben diente.

„Herr Leopold Rosner? Der wohnt schon seit fast vier Jahren nicht mehr hier."

„So hat er das Geschäft aufgegeben?"

„Freilich, er mußte ja. Jetzt wohnt er —" Sie nannte eine Straße vor'm Thor.

Der Fremde wollte noch etwas fragen, besann sich aber dann und wandte sich nach der anderen Seite. Das offene Gesicht, das vorhin so freundlich geblickt, sah jetzt nachdenklich aus. An der Straßenecke schien er einen Moment mit sich im Zweifel zu sein, was er thun solle, dann blickte er an seinem Anzug hinab und wandte sich nach der Richtung, die er einschlagen mußte, um nach der von dem Mädchen bezeichneten Straße zu gelangen. Dort fand er sich bald zurecht und stand dann auf dem Flur einige Sekunden vor der Klingel, die den Namen Leopold Rosner trug, tief aufathmend still. Endlich entschloß er sich, an derselben zu ziehen, und gleich darauf hörte er innen einen leichten Schritt.

Einen Moment standen sich die Oeffnende und der Einlaßbegehrende schweigend gegenüber, der Letztere sichtlich freudig überrascht, die junge Dame zuerst sich besinnend.

„Fräulein Rosner!" sagte der junge Mann.

„Franz —! Ach, ich wollte sagen: Herr Ramberg," antwortete das Mädchen schnell.

„Sie dürfen mich immer als den Jugendfreund betrachten," sagte er lächelnd, indem er das kleine Händchen, das

sie ihm entgegengestreckt, warm umschloß. „Es wäre mir sogar sehr lieb."

„Wirklich?" antwortete sie muthwillig. „Es würde sich aber doch nicht schicken, wenn ich einfach Franz zu Ihnen sagte."

„Wie von mir, wenn ich zu Ihnen Rosi sagte, nicht wahr?"

„O, ich — ich erlaube es Ihnen."

„Und wie geht es Ihnen, Fräulein Rosi, Ihnen und — Ihrer Familie?"

„Meiner Familie? Ich bin ja noch nicht verheirathet!" bemerkte das Mädchen schalkhaft.

„Das setzte ich allerdings voraus. Ich meinte, wie es den Eltern und — und Fräulein Mathilde geht."

„Fräulein Mathilde! Ja, mein Gott, wissen Sie denn noch gar nichts von all' den Veränderungen, die während Ihrer Abwesenheit bei uns vorgegangen sind? Aber bitte, treten Sie doch ein. Nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich Sie in meiner Ueberraschung nicht sogleich dazu aufgefordert habe."

„Gewiß nicht," antwortete er, ihr in's Zimmer folgend, aber das Lächeln dabei hatte etwas Gezwungenes, eine leichte Unruhe schien sich seiner bemächtigt zu haben.

„Sie sehen ganz fremdländisch aus," sagte Rosi, ihn in dem helleren Zimmer neugierig betrachtend, „wo sind Sie so lange denn gewesen?"

„In England und Amerika."

„Auch in Amerika? Und sind Sie schon lange wieder zurück?"

„Nein, ich bin von Hamburg direkt hieher gefahren. Doch Sie sprachen von Veränderungen, die während meiner Abwesenheit vor sich gegangen. Ich wunderte mich allerdings, daß der Papa das Geschäft aufgegeben hat — auch das Haus am Markt, von dem ich eben kam, hat er natürlich dazu abgetreten?"

„Abgetreten?" sagte Rosi mit leiser Bitterkeit. „Abtreten müssen ist das richtige Wort. Alles hat er abtreten müssen — das Haus, die Villa — wir sind arme Leute geworden."

„Aber, mein Gott, wie ging das zu?"

„Es ist sehr traurig, den Papa hat der Schlag gerührt," — dabei füllten sich die blauen Mädchenaugen mit Thränen — „er hat Verluste gehabt, und in der Noth kann man seine Freunde bei hellem Tage mit der Laterne suchen, wie Diogenes einst Menschen, und —"

Ihre Stimme brach in einem Schluchzen und sie drückte die kleine Hand gegen die Augen.

Franz nahm sie in die seine. Die kleinen Finger umschlossen seine Hand und blieben darin ruhen. Seine treuherzigen Augen hafteten mit einem Blick inniger Theilnahme auf der lieblichen Mädchengestalt.

„Keine Ahnung habe ich davon gehabt," sagte er. „Mein Onkel, der ja seine Brauerei vor meiner Abreise schon verkauft hatte, war aus der Stadt gezogen und ist schon seit Jahren todt. Ich unterhielt keine Korrespondenz mit irgend Jemand hier."

„Es war sehr unrecht, daß Sie es nicht thaten."

„Ja, ich bedaure es jetzt sehr schmerzlich. Es war

eine thörichte Marotte von mir, ich wollte erst nach Jahren, wenn ich —" Er brach ab, schwieg einige Sekunden und fragte dann mit zögerndem Ton: „Und Mathilde —?"

„Ist seit einem Jahre verheirathet."

„Verheirathet!" Er war bestürzt einen Schritt zurückgetreten, und nun stand er und starrte das Mädchen mit großen Augen an.

„Sie wundern sich darüber," sagte Rosi. „Ja, mein Gott, wenn man vier Jahre sich nicht um seine Freunde bekümmert! Im Grunde genommen ist es doch nicht so sonderbar, wenn man ein Mädchen, das man als achtzehnjähriges verließ, nach diesem Zeitraum als junge Frau wiederfindet."

„Sehr richtig," antwortete er leise, noch mit einem Kopfnicken diese vernichtende Logik bestätigend. Es war ja auch eine ganz einfache Thatsache. Nur daß er einen solchen Fall wunderbarerweise vorher niemals in's Auge gefaßt hatte. Und als hätte er nach dieser Ankündigung nun durchaus nichts mehr hier zu thun, griff er nach seinem Hut und wandte sich nach der Thüre.

„Wollen Sie denn so plötzlich schon wieder gehen?" fragte Rosi verwundert.

„Allerdings, was soll —" Er besann sich noch zur rechten Zeit und sprach den Satz nicht aus, der sein Empfinden freilich deutlich genug wiedergespiegelt haben würde. „Ich möchte Ihren Papa nicht stören, und überhaupt möchte ich nicht —"

„Freunde in der Noth — freilich," sagte das Mädchen weniger bitter als betrübt.

Da wandte er sich schnell zu ihr zurück.

„Rosi!“ sagte er vorwurfsvoll.

Ein Blick in die treuherzigen Augen belehrte sie sofort, daß sie ihn falsch beurtheilt hatte. Und wie immer nach schnellen Impulsen handelnd, streckte sie ihm die beiden Hände hin.

„Seien Sie nicht böse, Franz —“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete er trübe. „Aber auch Sie nicht, wenn ich im Augenblicke mich außer Stand fühle, Ihre Eltern zu begrüßen. Es hat mich so erschüttert — alle diese Veränderungen — ich war mit so freudigem Herzen hiehergekommen. Darum haben Sie Nachsicht, wenn ich —“ Er stand schon an der Thüre. Rosi gab ihm das Geleit und draußen auf dem Flur blieb er noch einen Moment stehen, um die Frage hervorzustoßen: „Und mit wem hat sich Mathilde verheirathet?“

„Sie kennen ihn sehr genau. Mit dem Direktor Riehl. Es war eine sehr gute Partie.“

„Mit —“

Das Weitere schien ihm buchstäblich im Munde stecken zu bleiben. Er blickte noch eine Weile vor sich nieder, dann drehte er sich mit einem kurzen Ruck um und verließ ohne weiteren Gruß das Haus.

„Der gute Franz, er scheint recht innigen Antheil an unserem Geschick zu nehmen,“ sagte Rosi vor sich hin, während sie in die Wohnung zurücktrat.

Es mußte allerdings wohl so sein, wenn man aus dem Verhalten des jungen Mannes auf sein Inneres schließen durfte. Nur daß diese Theilnahme sich auf die eine Person

konzentrirte, die seinem Denken und Empfinden so nahe gestanden, und die ihm nun entrückt war — weltenweit, für immer. Für immer! War denn der Gedanke zu fassen? Seit er denken konnte, war Mathilde ja seinem Herzen die Nächste gewesen, und als er in die Fremde ging, war es unter der stillschweigenden Voraussetzung geschehen, nach seiner Rückkehr sie die Seine zu nennen. Er hatte freilich kein deutliches Wort darüber ausgesprochen, aber es war ihm so selbstverständlich erschienen, daß er auch gar keine Worte darüber für nöthig gehalten hatte. Schon vorhin, als Rosi ihm sagte, daß es doch im Grunde nichts Besonderes sei, ein Mädchen, das man mit achtzehn Jahren verläßt, nach einem Zeitraum von vier Jahren als junge Frau wiederzufinden, war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Sie hatte Recht, vollständig Recht, und er, wie war er nur zu der Narrheit gekommen, Jahre lang zu schweigen, wo es doch so nahe gelegen hätte, sich zur rechten Zeit der Geliebten ein- für allemal zu versichern? Er hatte erst etwas aus sich machen wollen, im Wettstreit der Männer sich bewähren wollen als ein Würdiger, der ohne Anmaßung die Hand ausstrecken durfte nach dem kostbaren Gut, und nun er an Erfahrung und Kenntnissen reich zurückkehrte, fand er sie verheirathet mit einem Manne, den sie als Kind Onkel genannt, der doppelt so alt war, als sie selbst. Eine gute Parthie nannte Rosi das! Wie mußten sich die Verhältnisse verändert haben, wenn der Verwöhnten, Anspruchsvollen, Uebermüthigen dies eine gute Parthie erschien, und wie konnte sie neben dem ernsten Mann das Leben auch nur erträglich finden? Er sah

Mathilde eben noch vor seinen geistigen Augen, wie er sie damals gekannt, wie er sie geliebt, bewundert und wiederzufinden gedacht, denn gerade so war sie ihm begehrenswerth und anmuthig erschienen. Nun war sie ihm verloren — jetzt und in alle Ewigkeit!

Er war unter diesen Gedanken umhergeirrt, ohne des Weges zu achten. Es war ihm warm geworden unter dem Hut und er hatte ihn in die Hand genommen, um die heiße Stirn von der milden Frühlingsluft fächeln zu lassen. Frühling war es wieder, wie vor einem Jahre, als Mathilde mit Ernst Riehl vor den Altar trat. In seinem Herzen aber war es plötzlich Winter geworden, was kümmerte ihn die milde Luft, das Zwitschern der Vögel und der Duft der grünenden Sträucher und Bäume um ihn her! Die alte vertraute Umgebung erschien ihm nun plötzlich widerwärtig, er kam sich vor wie Einer, der nach langer Zeit aus der Fremde zurückkehrt und inzwischen seines Heimathsrechtes verlustig gegangen ist. Es hatte demnach auch keinen Zweck, sich in der Stadt länger aufzuhalten, und er erwog eben, daß es das Beste für ihn sei, seine Sachen aus dem Hotel zu holen und mit der Eisenbahn gleich weiter zu fahren.

So war er aus den Vorstadtstraßen wieder in die innere Stadt gelangt, und mochte es nun Zufall, mochte es ein instinktiver Trieb sein, der ihn geleitet, er sah sich plötzlich einem Hause gegenüber, das ihm als das Haus des Direktors Riehl wohlbekannt war. Er blickte nach den Fenstern hinauf und es war ihm, als hätte er im ersten Stock für einen Moment ein Gesicht gesehen, das

gleich bei seinem Anblick wieder verschwand. Er stand zögernd still. Warum sollte er wie ein Schuldbeladener die Stadt fliehen und sich allerlei Mißdeutungen aussetzen? fragte er sich in demselben Augenblick in einer trotzigen Aufwallung. Die stolze Frau da oben würde es ihm gewiß sehr übel nehmen, wenn er nicht pflichtschuldigst ihr zu der „guten Parthie" gratulirte, die sie während seiner Abwesenheit gemacht. Er fühlte sich jetzt gerade in der richtigen Stimmung, ihr gegenüber zu treten — also hinauf zu ihr, zur Visite, es war ja dazu jetzt gerade die richtige Zeit. Mit diesen Gedanken trat er hastig in das Haus.

Das Mädchen hatte ihn in den Salon geführt. Als Mathilde bald darauf zu dem Harrenden in's Zimmer trat, hatte sich seine Zuversicht schon wieder bedeutend verloren, und das rauschende Gewand, welches ihr Nahen verrieth, versetzte sein Herz in lebhafte Erregung. Nun aufblickend sah er befremdet und doch seltsam befangen auf die schöne Erscheinung, die ihm mit ausgestreckter Hand entgegentrat. Das war nicht die Mathilde, wie sie in seinen Träumen gelebt, diese bei aller Herzlichkeit ernste Frauengestalt übte einen imponirenden Eindruck auf ihn aus, er mußte sie bewundern, aber die Temperatur seines Herzens wurde um einige Grade kühler dabei. Er fühlte sich vor sich selbst durch diese Empfindung betroffen, aber im nächsten Augenblicke hatte er auch die Erklärung dazu gefunden. Das war ihr eigentliches Wesen nicht, wie sie ihm sich zeigte, es war nur eine erzwungene Gelassenheit, mit der sie von vornherein eine bestimmte Grenze zwischen sich und ihm ziehen wollte. Und gerade daß sie das that,

daß sie dies über sich gewann, berührte ihn im nächsten Augenblick doppelt schmerzlich und machte seine Stimmung wieder weich.

„Mathilde,“ sagte er mit bebendem Tone nach den ersten Sekunden des Schweigens, während welcher er ihre Hand immer in der seinigen hielt, „so also finde ich Sie wieder?“

Sie zuckte leise zusammen, dann entzog sie ihm sanft ihre Hand und wies auf einen Sessel.

„Sie haben gewiß im Hause meiner Eltern die Erklärung dafür schon erfahren,“ antwortete sie ausweichend.

„Das Erklärende — hiefür — nein!“

Sie zuckte die Achseln, schwieg einen Moment und fragte dann mit ruhiger Stimme: „Wie ist es Ihnen inzwischen ergangen?“

„Es ging mir ganz gut, darüber ist nicht viel zu sagen, und ich war zurückgekehrt, um — um —“

„Um hier eine Stellung anzutreten?“

„Auch das —“ Er starrte finster vor sich hin und um doch etwas zu sprechen, sagte er dann: „Ihren guten Vater hat ein so schweres Unglück betroffen, wie ich vernahm.“

„Haben Sie ihn nicht gesehen?“

„Nein, nur Rosi habe ich gesprochen. Sie ist die Einzige, die ich unverändert wiederfand, wenn ich die verflossenen Jahre ihrer körperlichen Entwickelung anrechne. Aber Sie, Mathilde, Sie —?“

Sie schwieg einen Moment, in dem sie mit gesenkten Wimpern vor sich niedersah, vielleicht erwägend, ob sie auf seine Frage, der sie vorhin schon ausgewichen, eingehen

solle. Seine Augen hingen unterdessen an ihrem Gesicht und studirten jede Linie darin. Schöner noch war sie geworden, als damals, sagte er sich, wenn auch diese Schönheit jetzt von einer anderen Art war. Eine ruhige Sicherheit lag in ihrem Wesen, die zu keiner Vertraulichkeit ermuthigte, die hohe Gestalt hatte sich etwas gefüllt und hätte in Linien und Bewegungen als ein klassisches Musterbild gelten können. Aber diese Ruhe konnte nur eine erkünstelte sein. Sie war ein Opfer der Verhältnisse geworden, daran zweifelte Franz keinen Augenblick, und das erfüllte ihn mit leiser Genugthuung und Hoffnung, er wußte freilich nicht, worauf.

„Es mag Sie allerdings befremden," sagte Mathilde nun mit gelassener Stimme, nachdem sie zu dem Resultat gelangt sein mochte, daß es am besten sei, gleich in der ersten Stunde das Nothwendige auszusprechen, „daß Sie mich in dieser Situation wiederfinden. So merkwürdig ist dieselbe im Grunde aber nicht. Mein Mann ist mir freilich an Jahren ein Stück voraus, aber auch ich bin eine Andere geworden, wie Sie bemerken werden, denn das Unglück, das uns heimgesucht, hat mich ernst gemacht und früh gereift. Der Gedanke an diese Verbindung hat mir freilich fern gelegen, aber wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie dieselbe am Ende ganz natürlich finden. Wir waren alte Vertraute, der Direktor hat mich stets gern gehabt, und auch ich war ihm geneigt. Und zuletzt, ich spreche auch das ganz ruhig aus, kam es doch auch in Betracht, daß meine und der Eltern Zukunft dadurch sicher gestellt wurde."

Franz sah sie erstaunt und mit einem bitteren Gefühl an. War das wirklich ihre wahre Meinung, die sie da mit so anscheinendem Gleichmuth aussprach? Wenn er sie für ein Opfer der Verhältnisse halten mußte, dann durfte er sie wenigstens bemitleiden, aber wenn sie dies Verhältniß als ein ganz natürliches betrachtete, dann mußte sie ihm verächtlich erscheinen. Vielleicht las sie in seinen Gedanken, denn vor seinem forschenden Blick senkte sich der ihre langsam zur Erde, und wie der Anhauch einer zarten Röthe erschien es in dem weißen Gesicht. Damit gewann sie etwas lieblich Mädchenhaftes, das ihn entzückte und zum ersten Male wieder an die Gestalt, wie sie in seinen Träumen gelebt, erinnerte. Er öffnete hastig den Mund, aber in demselben Augenblick nahm sie schon das Wort.

„Mein Mann," sagte sie aufhorchend und damit wie aus einer peinlichen Situation erlöst. „Es trifft sich sehr schön, daß Sie ihn gleich begrüßen können."

Franz erhob sich schnell, und gleich darauf trat der Direktor in den Salon. Fast mit einem Blick des Hasses betrachtete Franz Denjenigen, der ihn um sein Lebensglück gebracht, und der Zorn in seinem Herzen steigerte sich um so mehr, als er sah, mit welcher Sicherheit dieser Mann sich gab, der übrigens auch noch so stattlich war, daß von einem großen Mißverhältniß zwischen den Gatten nicht die Rede sein konnte.

Ernst Riehl sah den Gast fragend an, dann blickte er nach seiner Frau, von dieser eine Aufklärung erwartend.

„Du kennst Franz Ramberg nicht mehr, wie ich sehe," sagte Mathilde zu ihm.

„Herr Franz Ramberg, ah, jetzt erinnere ich mich," bemerkte der Direktor, dem Anderen freundlich die Hand reichend, die dieser mit innerem Widerstreben nahm. „Ganz recht, Sie gingen in's Ausland, um Ihre Kenntnisse zu bereichern. Sind Sie mit der Ausbeute zufrieden?"

„Darauf kann ich schwer eine Antwort geben, jedenfalls habe ich mich bemüht, Nutzen aus meinem Aufenthalt in den Ländern zu ziehen, in denen die Technik ihre höchsten Triumphe feiert. Den größten Theil dieser Zeit verbrachte ich in Amerika, wo ich besonders an den bedeutenden Eisenbahnbauten, auch ein halbes Jahr lang an dem kolossalen Brückenbau zwischen New-York und Brooklyn thätig war."

„In der That sehr interessant. Und Sie sind nun zurückgekehrt, um Ihre Kenntnisse dem eigenen Lande nutzbar zu machen, vielleicht gar unserer Stadt?"

Franz zögerte mit der Antwort. Noch vor einer Stunde hatte es bei ihm festgestanden, daß er diese Stadt so schnell als möglich hinter sich lassen wollte. Da aber nun der Direktor so leichthin seine Frage stellte, als wäre es ihm durchaus gleichgiltig, ob der Jugendgefährte seiner Frau hier blieb, oder tausend Meilen zwischen sich und diese brachte, fühlte er sich zum Trotze gereizt.

„Wahrscheinlich bleibe ich in der Stadt," sagte er nach einer Pause und nach einem tiefen Athemzug. Er blickte dabei nach Mathilde hinüber, aber kein Zug veränderte sich in deren Gesicht. Aus seiner inneren Gereiztheit heraus setzte er mit energischem Tone hinzu: „Nein, es ist so gut schon wie bestimmt, die hiesige Eisenbahndirek-

tion hat mir auf eine vorherige Anfrage eine vortheilhafte Stellung angeboten."

„Das ist ja sehr angenehm," antwortete der Hausherr verbindlich, „dann werden wir gewiß recht oft das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen."

Franz verbeugte sich und griff nach seinem Hut.

„Wollen Sie schon fort? Vielleicht verschmähen Sie es nicht, unser Mittagessen zu theilen, Mathilde würde gewiß Freude daran haben, den Jugendgefährten im eigenen Hause zu bewirthen."

„Nein, ich danke, ich fürchte schon zu lange gestört zu haben," wehrte der junge Mann entschieden ab. „Ein andermal werde ich gern von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen."

Er verabschiedete sich schnell und wurde von dem Hausherrn höflich bis an die Thüre geleitet. Draußen nahm sein Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck an. War das Verhalten des Direktors echte Freundlichkeit oder Hohn? fragte er sich. Nun, mochte es sein, was es wollte, jedenfalls war die Frage wegen seiner nächsten Zukunft dadurch entschieden worden.

3.

Monate vergingen, in denen Franz Ramberg seine Stellung in der Stadt angetreten hatte und sich als tüchtiger Mann in seinem Fache erwies. Seine Arbeitskraft wurde von Allen bewundert, mit eiserner Beharrlichkeit lag er seinen Pflichten ob, und er selbst wußte am besten, warum er es that. In der Arbeit waren seine Gedanken

von dem Schicksal seines Herzens abgezogen, das ihn in jeder freien Stunde beschäftigte, ihn beunruhigte und quälte. Vielleicht wäre er schneller darüber hinweggekommen, wenn es nicht die Ungewißheit gewesen wäre, die ihn peinigte. Er verstand Mathilde nicht, er konnte sich keine genügende Erklärung ihres Benehmens zusammenreimen. So wie sie ihm am ersten Tage entgegentreten war, mit ruhiger, gleichmäßiger Freundlichkeit, zeigte sie sich ihm auch fortan. War sie wirklich zufrieden mit ihrer Lage und darum glücklich? Wenn er die Gewißheit gehabt hätte, er würde selbst ruhig geworden sein. Aber er glaubte es nicht, er war vielmehr im Innersten überzeugt, daß diese zur Schau getragene Ruhe eine Maske sei, hinter der sich ein unglückliches, sehnendes Herz verbarg. Und diese Maske einmal sich lüften zu sehen, einen Blick in ihr Inneres zu gewinnen, einen Naturlaut ihres geknebelten Herzens zu vernehmen, dies Verlangen hatte sich bei ihm, je weniger es sich erfüllen wollte, zu einer Leidenschaft gesteigert, die ihn vergessen ließ, daß es im Grunde ein frevles Spiel war, das er mit ihrem Herzen trieb.

Er machte allerlei Versuche, um Mathilde näher zu kommen, indem er es manchmal geradezu darauf anlegte, sie zu überraschen. Wenn er sie nur einmal in Thränen gefunden hätte, dann würde ihm das erlösende Wort, das den Bann ihres Herzens durchbrechen sollte, ohne Zweifel über die Lippen gekommen sein, aber eine solche Gelegenheit fand sich nicht, sie verbarg ihr Unglück zu geschickt. Im Zorn darüber ging er manchmal Wochen lang nicht hin, und kehrte dann um so öfter im Hause ihrer Eltern ein.

Der Zustand von Mathildens Vater hatte sich etwas gebessert. Er war im vorigen Sommer in mehreren Bädern gewesen und hatte den Winter in Nizza zugebracht, so daß er am Stock wieder gehen gelernt hatte. Franz saß häufig bei Herrn Rosner, dem natürlich die Zeit lang wurde, und erzählte ihm von seinen Reisen, öfters auch bei Rosi, war aber hier ein ganz Anderer, als ihrem Vater gegenüber. Dort gesprächig, ein angenehmer Gesellschafter, war er dem munteren Mädchen gegenüber wortkarg, ließ sie meist die Kosten der Unterhaltung allein tragen, und seufzte dazwischen in Gedanken versunken manchmal auf, daß Rosi ihn erstaunt von der Seite betrachtete. Nach und nach ging dies Erstaunen bei ihr in Befangenheit über, sie selbst verlor ihre Munterkeit, erröthete, wenn er eintrat, und so konnte es kommen, daß sie sich Beide Minuten lang gegenüber saßen, ohne daß Eines von ihnen etwas Besonderes darin zu finden schien.

Eines Tages, als er Nachmittags wieder zu der Familie herausgekommen war, fand er Herrn Rosner schlafend, und Frau Rosner, für die das Leben jetzt wieder erträglicher geworden war, befand sich in der Stadt auf Besuch. Rosi, die ihm mit seltsamer Befangenheit entgegengetreten war, meldete ihm dies und er wollte anfänglich gleich wieder umkehren, trat dann auf ihr verwundertes Gesicht aber ein. Sie sprachen über gleichgiltige Dinge und er zeigte sich anfangs ziemlich aufgeräumt, bis Rosi ihn fragte, warum er so lange nicht bei Mathilde gewesen sei.

„Hat sie sich darüber beklagt?“ antwortete er gespannt.

„Nein, Herr Riehl erwähnte es beiläufig, als er mit Mathilde gestern den Vater besuchte.“

„So!“ sagte Franz finster.

„Warum vernachlässigen Sie Mathilde, hat sie Sie gekränkt?“ fragte Rosi unbefangen.

Er zuckte zusammen, biß die Zähne aufeinander und sagte dann mit möglichster Ruhe: „Dazu ist Ihre Schwester gar nicht im Stande, ich glaube, sie ist überhaupt keiner Erregung fähig.“

„Ja, sie hat sich gegen früher seltsam geändert, ich muß sie stets bewundern und kann doch nicht so sein, wie sie.“

„Bemühen Sie sich nur auch nicht darum. Sie sind so viel angenehmer.“

Sie erröthete und wandte sich hastig ab. Unwillkürlich erhob er den Blick und folgte ihren graziösen Bewegungen; die blonden Löckchen fielen auf ihre Schultern herab und umspielten das rosige Gesichtchen. Jede der beiden Schwestern war eine vollendete Schönheit, aber ganz verschieden im Typus, Franz verglich sie unwillkürlich mit einander und dabei ging es wie ein Seufzer durch sein Herz: Warum ist Mathilde nicht wie sie?

Darüber war er in schmerzliches Brüten versunken und bemerkte es nicht, wie Rosi ihn befangen von der Seite betrachtete. Es war, als ob sie mit einem Entschluß kämpfte, ein paarmal drückte sie die kleine Hand gegen die Brust und athmete mühsam auf, dann plötzlich schien sie es über sich zu gewinnen und trat an ihn heran.

„Franz,“ sagte sie leise und ihre Hand legte sich leicht auf seine Schulter.

Er blickte hastig zu ihr auf, ihr Gesicht war von einer glühenden Röthe überzogen, und die blauen Schelmenaugen sahen verwirrt zur Seite. Dann senkten sie sich einen Moment mit einem seltsam schüchtern innigen Blick in die seinen. „Warum quälen Sie sich so?"

„Rosi!" sagte er, ihre Hand ergreifend.

Sie machte einen zaghaften Versuch, ihm die Hand zu entziehen, ließ sie ihm aber dann.

„Es kann so nicht bleiben und — und es braucht ja auch nicht so zu bleiben," stammelte sie verwirrt.

„O Rosi — Sie — Sie wissen, Sie ahnen, was in mir vorgeht? Ja, ich habe es immer gefühlt, daß wir Beide uns verstehen. Aber ach — was soll ich thun?"

Er war, während er diese abgebrochenen Sätze hervorstieß, aufgesprungen, und der Seelenkampf malte sich in seinen Zügen. Das Mädchen hatte schamhaft den Kopf gesenkt und sich abgewandt, so kam es leise wie ein Hauch über ihre Lippen: „Es liegt ja nur an Ihnen, das Wort zu sprechen."

Er sah sie an, halb fragend, halb erstaunt, beglückt, dann griff er schnell nach seinem Hut.

„Ja, Sie haben ganz Recht, Rosi, es kann, es darf so nicht länger bleiben, und ich werde nicht länger schweigen. Leben Sie für heute wohl!"

Die Zurückgebliebene sah ihm erstaunt nach; wenn er das Wort sprechen wollte, warum sagte er es nicht gleich an der richtigen Stelle, hier zu ihr unter vier Augen, und holte sich die Antwort darauf? Sie hätte sie ihm mit schluchzendem Entzücken gegeben, ihre Arme um seinen

Hals gelegt und das blonde Lockenhaupt an seine Brust gebettet, um dem Herzen des Geliebten den Frieden wieder zu geben, den er sichtlich verloren. Sie konnte keine andere Erklärung für sein Benehmen finden, als daß er erst mit ihren Eltern sprechen wollte, und es wahrscheinlich unpassend fand, unter diesen Umständen mit ihr länger allein zu bleiben. Das war sehr zart von ihm, aber ihr Herz hätte es doch anders gewünscht; nicht die leiseste Ahnung kam ihr von dem tragischen Irrthum, dem sie sich überließ.

Franz war hinausgestürmt und hatte seinen Entschluß nun gefaßt. Konnte es möglich sein, daß Rosi diese Andeutung ihm machte, wenn sie nicht über den Herzenszustand ihrer Schwester unterrichtet war? Es unterlag keinem Zweifel, Mathilde war unglücklich und wartete auf ein Wort von ihm, um danach handeln zu können. Und sie hatte Recht, es konnte so nicht länger fortgehen, es mußte ein Ende gemacht werden, so oder so. Eines mußte geschehen, entweder Mathilde gab ihm ein Recht, für sie zu streiten, sie dem ungeliebten Gatten abzuringen, oder er wandte dieser Stadt den Rücken, das hatte er sich selbst schon gesagt. Aber das Letztere kam ja nun nicht mehr in Betracht, wenn sie selbst ihm durch Rosi die Andeutung hatte zukommen lassen. Es stieg ihm doch wieder ein Zweifel auf, wenn er an ihr Verhalten dachte. Am Ende hatte Rosi nur aus ihrer eigenen Meinung heraus gesprochen und ihn zum Handeln aufgefordert, weil ihr das Herz blutete bei dem traurigen Geschick der Beiden. Es that ihm nun sehr leid, daß er sich nicht offen mit

dem Mädchen ausgesprochen, und er dachte einen Augenblick daran, wieder umzukehren. Aber während er diesen Vorsatz erwog, trugen ihn seine Füße immer näher dem Ziele zu, wo denn doch die endgiltige Entscheidung allein zu holen war, und in seiner Erregung und Hast stürmte er immer weiter, bis er das Haus des Direktors erreicht hatte.

Die alte Wirthschafterin, die so lange schon bei dem Direktor war, als er diesen kannte, und in großem Ansehen bei ihrem Herrn stand, trat ihm entgegen, und das Gesicht war nicht gerade freundlich, das sie ihm zeigte. Er hatte es längst gefühlt, daß sie seine Besuche nicht gern sah.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?" fragte er hastig.

„Ja," antwortete diese zögernd, „aber der Herr Direktor nicht."

„Das thut nichts, melden Sie mich an."

Die Frau ging hinein, zögernden Schrittes, und kam mit dem Bescheid zurück, daß sein Besuch willkommen sei. Er trat aus dem Vorzimmer in den Salon nebenan, in dem er Mathilde bereits traf.

„Sie haben sich längere Zeit nicht bei uns sehen lassen," sagte sie mit der ruhigen Freundlichkeit, die er immer bei ihr fand.

„Sie haben mich vermißt, Mathilde?"

„Mein Mann sprach noch gestern von Ihnen."

„Der Herr Direktor — allerdings, er mag wohl manchmal an mich denken," sagte er ironisch.

„Er ist Ihnen allerdings sehr freundlich gesinnt."

Diese kühle Ruhe reizte ihn heute noch mehr als sonst. Immer diese Maske, diese elende konventionelle Maske! grollte es in ihm.

„Ich bin dem Direktor sehr verbunden für seine freundliche Meinung," sagte Franz mit dem ironischen Tone von vorhin, „aber offen gestanden ist die Sympathie nur auf seiner Seite."

Die dunklen Augen der schönen Frau richteten sich fragend auf den kühnen Sprecher. Sie machte eine hastige Bewegung und es schien beinahe, als ob jetzt der Moment gekommen wäre, der sie aus ihrer Ruhe riß, aber dann erhielt ihr Gesicht einen traurigen Ausdruck, der Blick, den sie auf Franz richtete, hatte etwas Stilles, Ernstes, sie fühlte offenbar die Pflicht, ihn zu schonen.

„Sie sollten nicht so sprechen, Franz," bemerkte sie sanft.

Der weiche Ton griff ihm an's Herz, er streckte mit einer leidenschaftlichen Geberde die Arme nach ihr aus.

„Mathilde!" sagte er heftig.

Sie trat einen Schritt zurück, ihr Gesicht war bleich geworden und hatte einen seltsam starren Ausdruck angenommen.

„Verlassen Sie mich," antwortete sie. Ihre Stimme klang heiser dabei.

„Das ist Ihr Ernst nicht, das können Sie nicht wollen," rief er leidenschaftlich. „Sie täuschen mich nicht, ich durchschaue die Maske, die Sie angenommen haben. Lassen Sie mich nur einmal dahinter blicken, lassen Sie mich wissen, wie es in Ihrem Herzen aussieht, um unser Schicksal danach zu entscheiden."

Sie hatte ihm die Hand abwehrend entgegengestreckt, ihr Gesicht war noch blasser geworden als vorhin, und die wogende Brust verrieth den Sturm darin.

„Gehen Sie, Unglücklicher, gehen Sie fort aus diesem Haus!“ stieß sie hervor.

„Mit Dir — nur mit Dir! Ich will Dich erlösen, Du arme Gebannte, ich will Dich befreien aus dem Joche, unter dem Körper und Seele schmachten, das Wort, das Du ihm gegeben, ist werthlos.“

Sie lehnte sich zitternd gegen die Thüre der Veranda und schlug die Hände vor's Gesicht. Nun hatte er es erreicht, nun hatte ihre Selbstbeherrschung sie verlassen.

„O mein Gott, was muß ich hören!“ stöhnte sie. Ein Schauer ging durch ihren Leib und dann sagte sie mit tonloser Stimme: „Das hatte ich nicht von Dir gedacht.“

„Daß ich Dich liebte, Mathilde, hattest Du es wirklich nie geahnt? Während meiner Abwesenheit habe ich Dein Bild in meinem Herzen getragen; aber so, wie ich Dich verließ. Nun habe ich Dich als eine Andere gefunden, so kühl, so ernst, so fremd. Aber es ist ja so natürlich, man hat Deiner Natur Gewalt angethan. Doch ein Wort von Dir kann den Bann lösen, kann auch mir den Frieden wiedergeben. Beantworte mir die Frage, aber bei Deiner Seligkeit, bei Allem, was Dir theuer ist, bei Leben und Sterben, sage mir die Wahrheit: Bist Du glücklich?“

Sie antwortete nicht, nur das Frösteln von vorhin überlief sie wieder, und ihr Kopf senkte sich auf die Brust.

„Bist Du glücklich?“ fragte er noch einmal dringend.

Sie hob das Gesicht und ihr thränenfeuchter Blick ging wie hilfeflehend zum blauen Aether hinauf; dabei streifte er auch über die Beete des Gartens, und dort bemerkte sie an den Rosenstämmen eine Gestalt.

„Mein Gatte," sagte sie leise.

Franz richtete seine Blicke ebenfalls dorthin, es blitzte dämonisch in seinen Augen auf.

„Nun gut, er kommt zur rechten Zeit, so kannst Du mir meine Frage in seiner Gegenwart beantworten."

„Sie sind wahnsinnig, gehen Sie!"

„Nicht eher, als bis ich eine Antwort erhalten habe. Ich will, ich muß es wissen, woran ich bin."

„Ich bin Ihnen keine Antwort schuldig auf Ihre Fragen."

„Doch, doch — und ich will sie erfahren, oder —" Seine Augen rollten wild und sie sah es ihm an, daß er zum Aeußersten fähig war. „Willst Du mir versprechen, sie mir zu geben, dann will ich jetzt gehen, andernfalls soll der nächste Moment unser Aller Schicksal zur Entscheidung bringen."

Mathilde blickte nach ihrem Mann und von diesem nach dem Wüthenden, ihr Gesicht zeigte einen verzweifelten Ausdruck, ihre Hände verschlangen sich krampfhaft ineinander.

„Heute Abend, es ist der Tag, wo er in seinen Club geht, besuchst Du Deine Eltern, wir treffen uns auf dem Rückweg," sagte Franz. Sie antwortete nicht, und er machte einen Schritt nach der Thüre. „Ich rufe Deinen Gatten — Du willst es so."

„Ich werde kommen,“ sagte sie gepreßt.

Franz nahm seinen Hut, an der Thüre wandte er sich noch einmal zurück.

„Um neun Uhr bin ich auf dem Weg, ich rechne bestimmt auf Dich. Auf Wiedersehen!“

Der Direktor trat bald darauf in den Salon, er schien von der Anwesenheit des Gastes nichts bemerkt zu haben, und richtete einige unbefangene Fragen an Mathilde, die sie mit abgewandtem Gesicht beantwortete. Sie wäre in diesem Augenblicke nicht im Stande gewesen, ihm in die Augen zu blicken. So sehr sie sich sonst in der Gewalt hatte, in dieser Stunde war sie nur ein hilfloses Weib, dessen Seelentiefen bis zum Grunde aufgewühlt waren. Vielleicht auch fühlte sie sich von einer Schuld bedrückt, weil sie sich sagte, daß es ihre Pflicht sei, ihren Gatten von dem eben Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Aber nein, sie konnte nicht sprechen, der Konflikt, der daraus entstehen mußte, wäre zu unheilvoll gewesen. Oder gab es in ihrem Herzen wirklich eine Stimme, die lauter sprach, als die der Gattenpflicht?

Als später der Direktor in seinem Zimmer mit dem Durchsehen von Dokumenten beschäftigt war, wurde er durch ein leises Anklopfen unterbrochen.

„Ich bin beschäftigt, Frau Wald,“ sagte er zu der eintretenden alten Wirthschafterin, die durch ihre langjährige Thätigkeit in seinem Hause allerdings zu einer Art Vertrauensstellung gelangt und auch keine gewöhnliche Dienerin war.

„Ich würde auch nicht gewagt haben, zu stören, wenn

es nicht etwas sehr Wichtiges wäre," antwortete die Frau mit einem seltsam beklommenen Tone, der den Andern forschend aufblicken ließ.

„Mein Gott, Sie sehen ja ganz verstört aus, was ist denn vorgefallen? Setzen Sie sich doch."

Die Wirthschafterin sank auf einen Stuhl.

„Ach, Herr Direktor, daß ich das erleben mußte! Den Rest meiner Jahre gäbe ich darum, wenn ich Ihnen diese Nachricht ersparen könnte!"

Ernst Riehl's Gesicht wurde um einen Ton bleicher, die Hand, welche die Feder auf den Tisch legte, zitterte nervös. Er kannte die Frau, er wußte, daß es nicht in ihrer Art lag, Nebensächliches mit Pathos zu behandeln, und noch genauer wußte sie, daß er ein Feind solchen Gebahrens war.

„Was ist geschehen?" fragte er bestürzt.

„Schon längst habe ich die Besuche des Herrn mit mißtrauischen Blicken betrachtet, weil mir sein Wesen immer so seltsam erschien. Ich wunderte mich im Stillen, daß es nicht auch Ihnen auffiel."

„Von wem sprechen Sie?"

„Von Herrn Ramberg."

„Was haben Sie gegen diesen Herrn einzuwenden?"

„Sie werden nicht glauben, Herr Direktor," versetzte Frau Wald, „daß ich gegen den Herrn etwas habe. Ich habe den Knaben immer gern gehabt. Aber aus dem Knaben ist ein hübscher Mann geworden, der es nicht vergessen hat, daß er einst im vertraulichsten Verhältniß zu Ihrer Gattin stand, und dessen Verkehr mit ihr deshalb seine großen Gefahren hatte."

„Vermuthungen, Verdächtigungen, meine Frau steht dafür zu hoch.“

„Die Frau Direktor trifft keine Schuld als die, daß sie zu nachsichtig gegen ihn war.“

„War? War?“ brauste Ernst Riehl auf. „Wollen Sie sagen, daß etwas Ungebührliches zwischen den Beiden geschehen ist?“

„Heute — ja,“ antwortete sie gepreßt, „während Sie im Garten waren, geschah es im Salon.“

„Herr Ramberg war hier?“

„Er war hier und —“

„Und Sie haben gehorcht?“

„Ich that es für Sie, für die Ehre Ihres Hauses, Herr Direktor, und es war besser, daß es von mir geschah, als von einem Dienstboten, denn meines Schweigens sind Sie gewiß.“

Ernst Riehl hatte die Arme übereinander geschlagen, seine Brust wogte stürmisch und er starrte finster vor sich hin.

„Würde mir ein Anderer diese Nachricht hinterbringen, so jagte ich ihn aus dem Hause, ohne ihn anzuhören,“ sagte er nach einer Pause dumpf, „Ihnen gegenüber kann ich es nicht.“

„Hätten Sie nur von Anfang an dem seltsamen Wesen des jungen Mannes einige Aufmerksamkeit geschenkt.“

„Und wenn ich es gethan hätte, aber nichts sehen, nichts beachten wollte?“ fragte er finster.

„O, das war sehr thöricht — verzeihen Sie.“

„Und was ist heute geschehen?“

„Ich meldete ihn an und bemerkte gleich, daß er sehr erhitzt und verstört aussah. Da ich schon lange meinen Argwohn hatte, so blieb ich im Nebenzimmer, um im Nothfall bei der Hand zu sein, auch um niemand Anderes herein zu lassen. Anfänglich hatte ich durchaus nicht die Absicht, zu lauschen, dann hörte ich ihn Ihren Namen mit spöttischem Ton sprechen und gleich darauf steigerte sich seine Stimme zu so lautem Sprechen, daß ich ohne zu lauschen jedes Wort vernahm. Ich hörte, daß Ihre Frau ihn aufforderte, sie zu verlassen, aber darauf wurde er noch leidenschaftlicher und sprach davon, daß er sie immer geliebt, und daß das Wort, das sie Ihnen gegeben, werthlos sei. Was sie darauf sagte, verstand ich nicht, aber er beschwor sie bei Allem, was ihr heilig, ihm zu sagen, ob sie glücklich sei. Dabei nannte er sie immer Du."

„Und meine Frau?" sagte der Direktor mit heiserer Stimme.

„Sie antwortete nichts darauf."

Ein leises Stöhnen kam von den Lippen des Mannes, das Gesicht, das er der Wirthschafterin zuwandte, war aschfarben und verzerrt.

„Jedenfalls verletzte es ihren Stolz, sich die Antwort abzwingen zu lassen," sagte Frau Wald beschwichtigend.

Er winkte mit der Hand. „Es ist nun genug."

„Nein, das ist ja noch nicht Alles. In demselben Augenblick, wo er zum zweiten Mal die Frage that, mußte die Frau Direktor Sie bemerkt haben und Herrn Ramberg auf Sie aufmerksam machen, denn er sagte plötzlich wild,

das träfe sich sehr gut, dann könnte sie die Frage gleich in Ihrer Gegenwart beantworten. Und als sie entsetzt zurückschreckte, fuhr er fort, daß er nur davon abstehen werde, wenn sie ihm verspräche, seine Frage ein andermal zu beantworten, und zwar heute Abend; wenn Sie nach dem Club sind, sollte sie ihre Eltern besuchen und er wollte sie auf dem Rückweg erwarten."

„Und meine Frau?"

„Sie wollte nicht, aber da er noch einmal drohte und Sie rufen zu wollen schien, sagte sie es ihm zu."

Die Frau schwieg erschöpft, und es vergingen Sekunden, in denen kein Wort gesprochen wurde. Eine unheimliche Pause, in der man nur die hastigen Athemzüge des Mannes hörte. Dann sagte er in müdem Tone: „Es ist gut, ich brauche Ihnen keine Verschwiegenheit anzuempfehlen und, Sie sagten es ja selbst, meine Frau trifft nach alledem keine Schuld."

„Ganz gewiß nicht, und das Versprechen für heute Abend hat sie gewiß auch nur gegeben, um ihn zu beruhigen."

„Wahrscheinlich," sagte der Direktor und winkte ihr zu, daß sie gehen solle. Als sie das Zimmer verlassen hatte, sank er auf den Sessel nieder und stützte den Kopf in die Hand. So starrte er lange vor sich hin und dachte nach. Traf sie wirklich keine Schuld? Das war die Frage, die ihn unablässig quälte und die er nach ernster Prüfung sich verneinen mußte. Nein, direkt gewiß nicht, er war überzeugt, daß sie gegen ihre Pflicht als seine Gattin nicht verstoßen hatte. Aber indirekt? War sie auch hier schuld-

los? Hatte sie die Liebe zu dem jungen Manne im Herzen getragen, als sie ihm vor den Altar folgte? Dieser Gedanke nagte schon lange an seinem Herzen. Ja, sie war seine Gattin geworden und hatte ihm Treue vor dem Altare gelobt, aber sein Weib, das mit ihm einen Leib und eine Seele bildete, das war sie ihm nicht. Er hatte, als er um sie warb, nicht auf eine leidenschaftliche Neigung gerechnet, er war sich zu genau bewußt, daß sie bisher nur den väterlichen Freund in ihm gesehen. Aber die Hoffnung auf eine langsame Annäherung war ihm keine Vermessenheit erschienen. Jedoch das war nicht geschehen, so passiv, so ruhig freundlich, wie am ersten Tage, da sie ihm ihr Jawort gab, war sie auch das Jahr der Ehe hindurch geblieben. Sie entzog sich ihm nicht, aber sie kam ihm auch nicht entgegen; trug sein eigenes Verhalten vielleicht mit Schuld daran, daß es nicht anders geworden war? Es war nicht leicht, den Uebergangston von der väterlichen Freundschaft zur Aeußerung der Gattenliebe zu finden; er wäre sich wie ein Geck erschienen, wenn er sich mit der jugendlichen Lebhaftigkeit, die er doch im Innern für sie empfand, ihr genaht, und so hatte er immer nur ein gütig-herzliches Wesen zur Schau getragen. Darüber hinaus waren sie nie gekommen, so sehr er es wünschte, so sehr sein Herz unter dieser Lauigkeit litt. Wenn sie selbst, die Jugendliche, ihm nur einmal ein Zeichen von wahrer Herzensneigung, nach dem er sich sehnte, gegeben hätte, dann wäre der Bann gebrochen gewesen, und er hätte sie stürmisch an sein Herz gezogen. Das that sie nicht.

Er war aufgestanden und durchmaß das Zimmer mit schnellen Schritten. Warum hatte sie dem Jugendfreund, der es gewagt, mit frevler Hand an dem Ehebund zu rütteln, die Frage, ob sie glücklich sei, nicht bejahend beantwortet und damit den Boden für seine Absichten entzogen? Konnte sie es nicht, vor Gott und ihrem eigenen Gewissen nicht? Ernst Riehl preßte die Hände gegen die Schläfe und stöhnte schmerzlich auf. Und war es nicht ihre Pflicht, ihm zu sagen, was sich vorhin ereignet hatte, und bei ihm Schutz zu suchen gegen den Zudringlichen? Wenn sie die Absicht hatte, heute Abend mit Franz zusammenzutreffen, war dann nicht ihre Schuld wirklich bewiesen? Oder that sie es nur, um sich ein- für allemal mit ihm auseinanderzusetzen und Ruhe zu verschaffen? Aber das hätte sie ja mit dem einen Wort gekonnt, mit dem kurzen, hier so inhaltsschweren: „Ja, ich bin glücklich mit meinem Gatten!"

Er ging mit einem plötzlichen Entschluß hinüber nach ihrem Zimmer, und als er bei ihr eintrat, hatte er sich wieder so vollständig in der Gewalt, daß er ganz wie sonst erschien. Mathilde stand am offenen Fenster und blickte in den Garten hinaus, er sah, daß sie ihre Toilette gewechselt hatte.

„Hast Du für heute Abend etwas vor?" fragte er.

„Warum fragst Du mich?" antwortete sie.

„Weil ich für den Fall, daß Du frei bist, Dir ein Geschenk anzubieten habe."

Sie hob die Augen zu ihm auf, es lag etwas Schüch-

ternes in ihrem Blick, wie er es kaum an ihr kannte. Ihr Gesicht war bleicher als sonst, und der matte Glanz in den Augen ließ ihn den Eindruck gewinnen, als habe sie eben erst die Thränen daraus fortgewischt.

„Was wolltest Du mir schenken?“ fragte sie, aber es lag keine freudige Erwartung in dem Ton, mit dem sie die Worte sprach.

„Erst sollst Du mir meine Frage beantworten.“

Sie zögerte noch einen Moment mit der Antwort, dann sagte sie mit langsamer und, wie es ihm schien, belegter Stimme: „Es ist heute Dein Clubtag, ich wollte die Zeit zu einem Spaziergang zu den Eltern benutzen.“

„Zu Deinen Eltern? Wir waren erst gestern dort. Nun, es schadet nichts. Ich hatte mich zwar darauf gefreut, den Abend mit Dir im Hause zu verbringen, denn das eben sollte mein Geschenk sein. Da ich im Club aber bereits habe absagen lassen, so wird es mir Vergnügen machen, Dich zu begleiten.“

Er sah sie dabei forschend an und bemerkte ein ganz leises Zucken in ihrem Gesicht, dann blickte sie eine Weile nachdenklich vor sich hin. Nach einem tiefen Athemzuge fast wie der Erleichterung sagte sie darauf: „Wenn es Dir lieber ist, so können wir auch hier bleiben.“

„Du sollst bestimmen,“ antwortete er.

„So bleiben wir also.“

Unwillkürlich war er ihr einen Schritt näher getreten; daß es ihr nicht schwer zu fallen schien, die Begegnung mit Franz aufzugeben, erschien ihm wie ein Zugeständniß an ihn selbst. Es lag ihm auf den Lippen, zu ihr zu

sagen: ich weiß Alles, und die Frage, die Du dem Andern beantworten sollst, beantworte sie nun mir, Deinem Gatten, den sie am nächsten angeht! Aber dann fiel es ihm wieder ein, daß sie doch hatte gehen wollen, und daß sie sich vielleicht vertröstete, das, was heute nicht geschehen könnte, könne ja morgen oder an einem anderen Tage geschehen. Und dann, wie er in ihr ernstes, kühles Gesicht blickte, dachte er mit heißem Weh: nein, sie empfindet nichts für Dich, sonst würde dieser Moment ihr die Lippen öffnen, sie denkt nur an den Andern, ihn zu schonen ist ihr das höchste Gebot. So schwieg er denn.

Sie verlebten dann den Abend mit einander, bis Mathilde sich, Kopfschmerz vorschützend, schon zeitig in ihr Schlafzimmer zurückzog. Der Direktor verließ darauf sofort das Haus.

4.

Ein milder Sommerabend breitete seine dunklen Fittige über die Erde. Der Mond warf sein bleiches Licht durch die grünen Kronen der Bäume, welche die Promenade besäumten. Im Schatten der Bäume schritt ein einsamer Wanderer auf und ab. Es war Franz. Er wußte, daß er heute vergeblich harrte, denn es war bereits zehn Uhr. Zuerst hatte sich Zorn in ihm geregt, aber diese Empfindung zeigte sich nicht nachhaltig, denn die Leidenschaft des Nachmittags war in ihm verraucht. Es hatten sich doch nachher Bedenken bei ihm eingestellt, ob seine Handlungsweise die richtige war. Wenn Mathilde ihn nicht liebte, wenn sie sich nicht so unglücklich fühlte, wie er es annahm,

dann war seinem Verhalten das Fundament geraubt, dann hatte er eines Unrechts sich schuldig gemacht, das schwer auf seinem Gewissen lasten mußte. Wie er nun in dem stillen Abendfrieden hier einherwandelte, wurde es ihm immer weicher um's Herz. War es besser so, daß sie nicht gekommen? Blieb damit ihnen Allen vielleicht eine Zukunft voll Leid und Elend erspart? Wenn sie selbst zufrieden war, dann wollte er sein eigenes Herz bezwingen, nur der Geknechteten galt sein Streben. Aber eben, wie es um sie stand, das wußte er ja nicht, das hatte er erst erfahren wollen, und ließ sich das Gesprochene denn zurücknehmen, vergessen? Nein, der Würfel war gefallen, jetzt mußte die Frage beantwortet werden. Warum also war Mathilde nicht gekommen?

Ueber diese Frage nachdenkend, war er mit gesenktem Haupt langsam weiter der Stadt zugegangen, er blickte auch nicht auf, als er den Schritt eines ihm Entgegenkommenden vernahm. Gerade an einer mondbeleuchteten Stelle trafen die Beiden zusammen und der Andere blieb neben Franz stehen, so daß dieser nun doch die Augen erhob.

„Guten Abend, Herr Ramberg," sagte eine sonore Stimme.

Franz erwiederte den Gruß, und unwillkürlich mußte er einen forschenden Seitenblick dabei in das Gesicht des Direktors werfen. War es das geisterhafte Mondlicht, das die Züge des Mannes so seltsam starr erscheinen ließ? Auch seine Stimme hatte einen fremden Klang. Es war dem Jüngeren plötzlich einen Augenblick, als schnürte sich

ihm die Kehle zusammen, er mußte nach Luft ringen, um sich von dem quälenden Drucke zu befreien. Es kam ihm die Gewißheit, daß diese Begegnung keine zufällige sei, und dazu die Ahnung von etwas Ungewöhnlichem, Furchtbarem, das nun folgen müsse.

„Der schöne Abend hat auch Sie hinausgelockt?“ bemerkte der Direktor nach einer Pause.

„Ja,“ antwortete Franz nur.

„In der That ein schöner Abend,“ sagte Ernst Riehl. „Sie erlauben, daß ich Sie begleite. Sehen Sie, wie die Sterne dort oben leuchten in ihrer urewigen Gleichmäßigkeit. Millionen vor uns haben sie so geleuchtet, und manches arme Menschenherz hat bei ihnen Trost und Hoffnung gesucht. Vielleicht sehr überflüssig, denn wer kann uns sagen, ob da oben nicht auch Wesen leiden, kämpfen, hoffen und thränenden Auges ihre Blicke nach dem winzigen Stern richten, den wir Erde nennen?“

„Es weiß es freilich Niemand.“

„Es ist ein schöner Wahn, wie Alles auf dieser Erde,“ fuhr der Direktor fort, und seine Stimme hatte jetzt einen wehmüthigen Klang. „Aber Jeder ist glücklich in seinem Wahn und fährt erschreckt auf, wenn man ihn darin stört. Der Pessimist erklärt die Erde für ein Jammerthal, der Optimist sieht in ihr eine Stätte der Glückseligkeit, dem Einen predigt sie Vernichtung, Kampf um's Dasein, immerwährendes Sterben; dem Andern Liebe und Vollkommenheit. Welcher Richtung der Philosophie haben Sie sich angeschlossen?“

„Ich habe noch nicht viel darüber nachgedacht. In

der Jugend ist man wenig dazu geneigt, auch wies mich meine Thätigkeit mehr auf praktische Ziele hin. Indessen sollte ich doch meinen, der Optimismus hätte Recht."

„Dieser Standpunkt dürfte der thatkräftigen Jugend allerdings am nächsten liegen. Sie fühlt sich noch stark genug, dem Weltgang ihren Willen zu oktroyiren. Ich selbst bin ein Anhänger der pessimistischen Richtung und erkenne im Egoismus des Einzelnen die Hauptursache der meisten menschlichen Leiden aller Art. Diese Philosophie beruht auf einer durchaus sittlichen Grundlage, indem sie die Selbstsucht bekämpfen lehrt." Der Sprecher machte eine kleine Pause, dann sagte er in leichterem Tone: „Sie würden also ein Ziel, das Sie sich einmal gesteckt haben, mit aller Energie zu erreichen suchen?"

„Ich denke ungefähr so; wer in Amerika gelebt hat, der lernt es, um sein Glück zu kämpfen."

„Es ist aber in diesem seltsamen Weltlauf so, daß wir gewöhnlich das Glück, das wir erjagen, auf der zertrümmerten Existenz eines Anderen errichten müssen. Der Volksmund drückt es in dem einfachen Satze aus: Was des Einen Glück ist, ist des Andern Unglück. Meinen Sie nicht auch?"

„Es mag wohl so sein, aber wenn es einmal so der Welt Lauf ist, dann sehe ich nicht ein, wie das zu ändern wäre, man müßte denn in vollständiger Resignation verharren."

Franz sagte es mit leisem Spott im Tone, er war jetzt seiner Sache ganz gewiß. Der Direktor wußte, was sich heute Nachmittag zwischen ihm und Mathilde ereignet

hatte. Er wollte vielleicht sondiren, warnen, aber der Jüngere war zu stolz, um zurückzuweichen, gerade jetzt zurückzuweichen, wo er das Spiel verloren sah. Denn wenn Mathilde ihn verrathen hatte, dann war ja keine Hoffnung für ihn, aber daß sie es gethan, erfüllte ihn mit unbändigem Schmerz und machte ihn momentan gegen alles Andere gleichgiltig.

„Das letzte Endziel aller Erkenntniß führt uns allerdings zur Entsagung," sagte der Direktor, „es möchte aber Niemand eine gänzliche Entsagung zuzumuthen sein. Indessen gibt es eine Selbstbeschränkung, die ihre Begründung meist nicht in unserem Herzen, sondern in den Sittengesetzen der Gesellschaft findet, es ist die Pflicht des Einzelnen der Gesammtheit gegenüber, die sich, da ihr Bestehen auf der Achtung des Gesetzes beruht, auch solidarisch gegen Den erklärt, der dagegen verstößt. Ohne Zweifel geben Sie das zu."

„Gewiß. Trotzdem gibt es viele Gebräuche und Verhältnisse, die durch das Gesetz privilegirt werden und darum doch des moralischen Werthes entbehren. Jedem Denkenden ist das bekannt."

Während sie so dahingegangen, war immer deutlicher an ihr Ohr Musik geklungen, und nun standen sie vor einem dicht vor der Stadt liegenden Gartenlokal, in dem ein Konzert im Freien stattfand. Die Kapelle spielte eben ein Potpourri, aus allerlei bekannten Volksweisen zusammengesetzt, und war gerade bei der Melodie von „Freut euch des Lebens", die von hundert Stimmen mitgesungen wurde.

Ein seltsames Lächeln spielte um den Mund des Direktors, es lag zwischen der Stimmung der beiden Männer und der ihnen aus dem Lokal entgegenklingenden ein schneidender Kontrast, der den Jüngeren auch widerwärtig zu berühren schien, denn er wollte eilig vorübergehen. Aber für den gereiften Mann, der eben um sein Glück, seine Ehre, seine Zukunft mit dem Anderen rang, mußte etwas wie dämonische Anziehungskraft in dieser Situation liegen, denn er war stehen geblieben und sagte: „Lassen Sie uns eintreten."

Franz blickte ihn verwundert an. „Sie scherzen."

„Sie setzen ein sehr glückliches Naturell bei mir voraus. Ich denke, es wird uns nicht schwer werden, ein Zimmer für uns zu erhalten, wo wir ungestört weiter mit einander sprechen können."

Franz zögerte noch einen Augenblick, dann folgte er der Aufforderung, es wäre ja auch wie eine Feigheit erschienen, wenn er es nicht gethan hätte.

Ein Kellner wies ihnen auf des Direktors Frage ein besonderes Zimmer an und brachte auch auf dessen Bestellung ein Flasche Rothwein. Dieser schenkte die Gläser voll und forderte den Anderen zum Trinken auf. Franz lehnte es ab. Es war eine seltsame Situation.

Nachdem der Direktor sein Glas mit einem Zuge geleert, sagte er plötzlich ohne Uebergang: „Sie hatten in der Straße, wo Sie vorhin promenirten, meine Frau erwartet, um sich von ihr eine Frage beantworten zu lassen?"

„Ja," antwortete Franz mit fester Stimme.

„Und was berechtigt Sie zu dieser Frage?"

„Ich liebe Mathilde, habe sie immer geliebt, und ihr Wohlergehen liegt mir daher am Herzen."

Der Direktor hatte die Arme ineinander verschränkt und maß Franz mit einem Blicke, vor dem dieser unwillkürlich das Auge senkte.

„Ihre Liebe allein konnte Ihnen kein Recht geben, so zu einer Frau zu sprechen, wie Sie es gethan haben, so viel Erkenntniß darf ich selbst von Ihrer Jugend erwarten."

„Hat Ihre — hat Mathilde es Ihnen gesagt?"

„Es thut nichts zur Sache."

„Doch, es thut sehr viel dazu. Hat sie es Ihnen gesagt?"

„Ich weiß es nicht von ihr," antwortete der Direktor unsicher.

Ein triumphirendes Zucken ging über das Gesicht des jungen Mannes. Ein tiefer, erleichternder Athemzug hob seine Brust. Dies Geständniß schien ihm vollständig seine Sicherheit wieder zu geben, denn damit war ja die Frage im günstigsten Sinne beantwortet, die ihn vorher so gepeinigt.

„Sie umgeben also Ihre Frau mit Spionen?" sagte er verächtlich.

Der Direktor zuckte zusammen, er machte eine hastige Bewegung, dann antwortete er mit erzwungener Ruhe: „Es würde vielleicht auch das mein Recht sein."

„Das Recht eines Despoten."

„Das Recht eines Mannes, der über die Ehre seines Hauses wacht."

„Allerdings, das Gesetz, von dem Sie vorhin sprachen, ist auf Ihrer Seite. Der Mann aber, der seine Frau nur durch dieses Gesetz an sich gefesselt hält, ist ein Elender."

Der Direktor trat mit bleichem Gesicht zurück und sein starrer Blick ruhte auf dem Gegner. Dann antwortete er mit bebender Stimme: „Wer sagt Ihnen, daß meine Frau nicht auch durch Bande des Herzens an mich geknüpft ist?"

„Das eben wollte ich ja erfahren, und sie hatte keine Antwort darauf."

„Sie hat mir freiwillig ihr Wort gegeben." Seine Stimme klang tonlos, ein Zittern durchlief die kräftige Gestalt.

„Freiwillig —? Es war eine schöne Freiheit! Sie verstanden die Situation eben auszunutzen."

„Sie irren sich, was ich für ihren Vater gethan habe, hätte ich auch so gethan. Hätte sie Liebe zu Ihnen im Herzen getragen, dann wäre nicht ich schuldig, sondern sie. Es wäre ihre Pflicht gewesen, mich davon in Kenntniß zu setzen, und wahrhaftig, ich hätte keinen Zwang auf sie ausgeübt."

Franz blickte forschend auf den Mann, der sichtlich ihm gegenüber an Terrain verlor. Der Zweifel, der schon lange an dem Herzen des Andern nagte, kam dem Jüngeren zu Hilfe und machte diesen immer zuversichtlicher.

„Sie hätten sich erst der Liebe des Mädchens versichern müssen, ehe sie um dessen Hand warben," sagte er.

„Und hatte sie Ihnen denn mündlich oder schriftlich Beweise ihrer Liebe gegeben?"

„Nein,“ antwortete Franz verlegen, „aber ich glaube bestimmt zu wissen, daß —“

„Und Sie wagen es, auf Ihre Vermuthung hin in das heilige Band der Ehe einzugreifen, das uns umschlingt?“ fragte der Direktor mit erhobener Stimme.

„Ich erkenne die Heiligkeit einer Ehe nur dann an, wenn dieselbe auf gegenseitiger Uebereinstimmung der Herzen beruht.“

„Ja so — richtig, Sie sprachen sich vorhin bereits in ähnlicher Weise aus. So bleibt denn in diesem Falle nur ein Ausweg übrig. Sie werden begreifen, daß ich nicht geneigt bin, mich meiner Rechte zu begeben, weil es Ihnen gefällt, dieselben anzuzweifeln. Einer von uns Beiden muß den Platz räumen.“

„Ah — ein Duell?“

„Nicht im gewöhnlichen Sinne. Das Schicksal soll richten zwischen uns. Meine Frau hat keine Ahnung davon, daß ich statt ihrer die Begegnung mit Ihnen übernahm. Ich habe auf ganz unverfängliche Weise sie davon zurückgehalten. Niemand darf aber von dem erfahren, was zwischen uns vorgegangen ist. Auf Mathilde soll kein Schatten fallen, damit werden Sie einverstanden sein.“

„Was wünschen Sie also?“ fragte Franz und er konnte sich eines beklommenen Gefühls kaum erwehren.

„Ein sogenanntes amerikanisches Duell.“

Es war einige Sekunden still im Zimmer, der Jüngere blickte nachdenklich vor sich hin. Er fühlte doch ein leises Grauen bei dem Vorschlag, den der Andere in so kaltem Tone gemacht. Er dachte dabei vielleicht weniger an sich,

als an die Verantwortlichkeit für diesen Schritt, die im Grunde er trug.

„Sie besinnen sich?“ fragte der Direktor verächtlich.

Franz warf trotzig den Kopf zurück. „Ich willige ein.“

„Nun gut, lassen Sie uns die Bedingungen vorher feststellen, ehe wir das Schicksal befragen. Derjenige von uns, welchem das Todesloos zufällt, hat sich binnen eines Zeitraumes von, sagen wir zwei Monaten, auf unverfängliche Weise aus dem Leben zu schaffen. Er hinterläßt keine Zeile, die auf ein gewaltsames Ende oder gar auf die Ursache des Selbstmords Bezug hat. Man kann auf einer Bergpartie im Gebirge oder bei einer gefährlichen Wasserfahrt ja leicht verunglücken. Vor Ablauf dieses Zeitraums versprechen Sie, wenn mich das Todesloos trifft, sich Mathilde nicht zu nähern, wenn das Schicksal sich gegen Sie entscheidet, so ist dies selbstverständlich. Sind Sie mit diesen Bedingungen einverstanden?“

„Ja.“

„So wären die Präliminarien also erledigt. Wir können es ganz einfach machen.“ Er sah sich um, dann ging er nach der Thüre und rief den Kellner. „Bringen Sie uns einen Becher und Würfel,“ sagte er zu dem Manne. „Es gibt kein einfacheres Spiel um's Leben, als dies,“ fuhr er mit unheimlicher Ironie zu Franz dann fort.

Der Kellner brachte die Würfel und warf dabei einen verständnißinnigen Blick auf die Herren. Er war keinen Augenblick im Zweifel, was dieselben mit den Würfeln anfangen wollten. Es handelte sich augenscheinlich darum, wer von Beiden die Flasche Wein bezahlen sollte.

Der Direktor nahm den Becher zur Hand, trotz seiner äußeren Ruhe zitterte seine Hand leise, als er ihn auf dem Tisch, ohne weiter zu schütteln, umkehrte.

„Elf," sagten Beide zu gleicher Zeit.

Nun ließ Franz die Würfel rollen, und als sie still lagen, wurde sein Gesicht um einen Schatten bleicher.

„Sieben," kam es leise von seinen Lippen.

In dem Gesicht des Anderen zuckte keine Wimper, erst nach einer Weile hob er prüfend den Blick zu dem Antlitz des Gegners auf. Ein schmerzlicher Ausdruck legte sich langsam über seine Züge, dann nahm er seinen Hut.

„Sie haben es so gewollt," sagte er und ging hinaus. —

Ernst Riehl hatte eine schlaflose Nacht, oder wenn für kurze Zeit sich seine Augen schlossen, dann wurde er von entsetzlichen Träumen geplagt.

Als der erste Schimmer des Morgens im Osten erschien, erhob er sich von seinem Lager und setzte sich an's Fenster, in finsterem Brüten hinausstarrend. Dort draußen war Alles lichte Schönheit, hier im Herzen ein dunkles Chaos streitender Dämonen. Und daraus wieder und immer wieder die Frage: Wenn sie Franz liebte, wenn sie Dir wirklich nur gezwungen vor den Altar gefolgt wäre? War dieses Würfelspiel um Leben und Tod dann nicht ein doppeltes Verbrechen, eine Todsünde, für die es keine Absolution vor seinem Gewissen gab? Ja, wäre er der Liebe Mathildens sicher gewesen, dann — ja dann hätte es freilich des wahnsinnigen Spieles um Leben und Tod nicht bedurft. Aber eben daß er, der Gatte, der Liebe seines Weibes nicht sicher war, das gab ihm die Unsicher-

heit des Empfindens und er mußte Franz im Stillen Recht geben, daß eine Ehe ohne Liebe der moralischen Grundlage entbehre. Mathilde allein war es, die in diesem Streit die richtige Entscheidung geben und vielleicht eine Versöhnung zwischen den Parteien herbeiführen konnte. Aber gerade sie durfte nichts davon erfahren. Und wie seltsam, er hätte nicht den Muth gehabt, jetzt zu ihr hinüber zu gehen und sie zu fragen: Mathilde, liebst Du mich? War das nicht ein Zugeständniß, daß er nicht auf ihre Liebe hoffen durfte und zugleich die stillschweigende Annahme darin ausgesprochen, daß sie den Jugendfreund liebte?

Ein qualvoller Tag folgte der qualvollen Nacht, seine Frau frug ihn am Morgen, als sie gemeinsam das Frühstück einnahmen, ob er sich unwohl fühle, er sähe so bleich und abgespannt aus. Er verneinte es, und sie sagte nichts weiter, folgte ihm aber einige Male mit fragenden Blicken. Soviel Mühe er sich auch gab, unbefangen zu erscheinen, so konnte die Veränderung seines Wesens ihr doch nicht entgehen und rief die Frage in ihr wach, ob er wohl gar von der Scene gestern etwas erfahren haben könne? Ein kurzer Brief von Franz, der im Laufe des Tages ihr zugestellt wurde, in dem er mit wenigen Worten sie wegen seiner Leidenschaft gestern um Verzeihung und sie diese zu vergessen bat, beruhigte sie in dieser Beziehung bald. Hätte ihr Gatte neben ihr gestanden, wie sie das Schreiben las, er würde aus ihrem Gesicht nicht haben herauslesen können, was sie dabei empfand. Wenn er nicht so sehr von sich selbst in Anspruch genommen gewesen wäre, hätte er aber vielleicht bemerkt, daß sie ihm besonders rücksichtsvoll be-

gegnete. Einmal fiel ihm auch wirklich eine ungewohnte Weiche in Ton und Blick bei ihr auf, aber er glaubte diese zu verstehen und hatte nur eine schmerzliche Empfindung dafür. Sie dachte an einen Andern, mochte sich selbst darüber Vorwürfe machen und durch größere Rücksichtnahme gegen den Gatten sich gleichsam vor sich selbst zu rechtfertigen suchen. Ihre Tugend, ihre Pflicht, o, die war ja über jeden Zweifel erhaben bei ihm.

Am Abend des zweiten Tages nach jenem verhängnißvollen Würfelspiel klopfte es bei Franz an die Thüre und auf sein Herein trat der Direktor in das Zimmer. Er athmete sichtlich erleichtert auf, als er den Andern gesund und wohl vor seinem Schreibtisch sitzen sah. Es war noch hell genug zum Arbeiten, etwa acht Uhr, und wie Jener vor dem geöffneten Fenster mit der Cigarre im Munde ruhig bei seinen Zeichnungen beschäftigt war, machte die Situation einen recht friedlichen Eindruck. Der Direktor, der seit zwei Tagen keine ruhige Minute gehabt, schien selbst darüber verwundert zu sein und sah Franz forschend an.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte Franz den Besucher, indem er auf einen Sessel wies.

Er hatte wohl kaum darauf gerechnet, daß dieser den Platz annehmen würde, aber der Direktor sank erschöpft in die Polster nieder.

„Ich bin gekommen, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben,“ sagte er leise.

„Das steht nicht in Ihrer Macht,“ entgegnete Franz kühl; „mein Wort ist verpfändet und ich werde es einlösen.“

„Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, ein so junges Leben vernichtet zu haben.“

„Seien Sie deshalb ohne Sorge, die Chancen standen ja gleich. Wer sagt Ihnen denn, daß mir überhaupt an der Fortsetzung dieses Lebens unter den vorliegenden Umständen etwas liegt?“

Der Andere senkte den Kopf auf die Brust. Also so groß war die Liebe, die Franz für Mathilde hegte, daß er ohne sie nicht leben mochte.

Nach einer Pause fing er wieder an: „Nein, es darf nicht sein, dieser Ausgang ist keine Lösung des Konflikts, ich glaubte den Knoten damit zu durchhauen, aber er verschlingt sich nur immer mehr. Ein Glück, welches ich mir mit dem Leben eines Andern erkauft hätte, könnte mich nicht erfreuen, der Schatten des Todten würde immerdar zwischen mir und meinem Weibe stehen.“

„Und doch schien Ihnen der gewaltsame Ausgang vorgestern unvermeidlich!“

„Vorgestern — ja. Ich war in großer Erregung, wenn ich diese auch zu verbergen suchte. Junger Mann, der Sie so leichten Sinnes mit Menschenglück und Menschenherzen spielen, können Sie sich nicht in meinen Seelenzustand hineindenken?“ Er war aufgestanden und ging langsam im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und sagte nach einer Pause vor sich hinblickend: „Ich liebe meine Frau, sie ist mir das Theuerste auf der Erde, und ich sollte nicht die Hände ausstrecken, sie mir zu bewahren, wenn ein Anderer sie an sich reißen will? Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, daß ich sie mit Spionen umgebe.

Wahre Liebe kann nur auf Hochachtung beruhen, und wie könnte der Mann die Gattin achten, die er überwachen lassen muß! Meine alte Wirthschafterin bemerkte Ihre Erregung, sie blieb im Nebenzimmer und hörte, was Sie mit in Leidenschaft erhobener Stimme sprachen. Es ist bei ihr gut bewahrt. Daß ich nicht der Elende bin, wie Sie es nannten, mögen Sie ferner daraus ersehen, daß ich längst bemerkte, wie es mit Ihnen stand, eigentlich schon bei Ihrem ersten Besuch. Ich habe meiner Gattin nicht mißtraut, ich bedauerte Sie im Stillen und versuchte Sie durch Milde, durch sich immer gleich bleibende Freundlichkeit zu entwaffnen. Ich habe Sie als Kind und als Jüngling gekannt und werthgeschätzt, ich konnte Sie keiner unedlen Handlung für fähig halten."

„Aber Sie hatten sich in mir getäuscht, ich war weniger edel als Sie dachten," sagte Franz finster.

„Sie sind jung, Sie haben ein lebhaftes Temperament — ich bin auch jetzt noch geneigt, Ihnen zu verzeihen."

Franz machte eine hastige Bewegung, das Wesen des Mannes war wohl geeignet, die Eisesrinde, die sich gegen ihn um sein Herz gebildet, hinwegzuschmelzen. Aber er kämpfte dagegen, er wollte nicht überwunden sein.

„Wer bürgt Ihnen dafür, daß dies lebhafte Temperament mich nicht ein anderes Mal wieder fortreißt?" sagte er.

„Ihr Wort, wenn Sie es mir geben."

Der Jüngere blickte finster vor sich hin, er fuhr sich ein paarmal hastig durch den vollen Bart. Es war im Grunde nichts, was der Andere von ihm forderte, als was sich nach dem Ausgang gestern von selbst verstand, was er

mit dem Briefe, den er an Mathilde geschrieben, schon zugestanden hatte. Aber dann flüsterte der Dämon ihm wieder zu, daß er damit nur einem Schicksalszwang gefolgt sei, der Entscheidung, die durch das Würfelspiel herbeigeführt worden war. Was der Direktor jetzt forderte, war viel größer, ein freiwilliger Verzicht sollte es sein, den er nicht geben konnte und mit dessen Forderung der Andere nur seine Schwäche eingestand.

„Sie geben sich vergebliche Mühe, mich zu gewinnen, indem Sie feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln," sagte Franz, kühl ablehnend. „Sind Sie geliebt, ist Mathilde glücklich, unterliegt sie keinem Zwange? Werden diese Fragen damit gelöst, wenn ich freiwillig entsage? Nein, sie werden es nicht, das lese ich in Ihrem eigenen Gesicht und somit bleibt der Konflikt fortbestehen. Ich weiche, weil ich muß, weil das Schicksal gegen mich entschieden hat. Das Wort, das mich bindet, werde ich einlösen. Ich will Ihnen nichts schuldig sein — auch nicht mein Leben. Es würde mir immer sein, als wäre ich Ihr Sklave, und Ihr Edelmuth, daß ich es offen sage, erscheint mir denn doch nicht so ganz rein von Egoismus."

Der Direktor blickte schmerzlich vor sich hin. Was der Andere eben gesagt, hatte ja auch er schon empfunden. Die eigentliche Entscheidung lag bei Mathilde, und diese konnte nicht eingeholt werden. Wie nun einen Ausweg aus diesem Dilemma finden, das Leben des Andern erhalten, um sich ewige Gewissensbisse zu ersparen? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er stöhnte leise auf.

„Es rächt sich schwer, daß der gereifte Mann in leiden-

schaftlicher Stunde zu unbedachter Handlung sich hinreißen ließ," sagte er gepreßt. „Sie verhärten Ihr Herz mit Gewalt gegen mich. Ich habe das Duell immer verurtheilt und eines denkenden und fühlenden Menschen unwürdig gefunden. Es gibt nach meiner Ansicht keine Ehre, die es erforderlich machte, sich mit der Pistole oder dem Degen in der Hand seinem Mitmenschen gegenüber zu stellen. Sehr oft ist der Beleidigte Derjenige, der sein Leben dabei einbüßt, und vielfach handelt es sich um eine kleinliche Thorheit, um irgend ein in der Erregung ausgestoßenes Wort. So lange aber das Gesetz den Mord im Duell nicht wie gewöhnlichen Todtschlag bestraft, so lange die sogenannte gute Gesellschaft nicht den Stab darüber bricht, vielmehr Denjenigen, der sich zu schlagen weigert, als ehrlos betrachtet, so lange ist eine Abhilfe dieser traurigen Sitte nicht abzusehen. Und wie ist nun gar dieser grausame Gebrauch mit der christlichen Religion zu vereinbaren, die da lehrt, man solle seinen Feind lieben? Sie waren in einem Lande, welches in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten sich auf den Standpunkt der Vernunft und Humanität gestellt hat. In England gilt es heute eines Gentlemans nicht würdig, wegen empfangener Beleidigung zum Zweikampf herauszufordern oder eine solche Herausforderung anzunehmen. Warum wollen Sie sich nicht ebenfalls auf diesen Standpunkt stellen?"

„Ich wäre vielleicht unter Umständen bereit dazu, aber hier handelt es sich ja um einen ganz anderen Fall. Es gibt allerdings zuweilen Umstände, wo eine Person der andern so im Wege ist, daß Einer nothgedrungen dem An-

dern weichen muß — und um einen solchen Fall handelt es sich hier. Da ist also ein amerikanisches Duell ganz am Platze."

„So erschien es mir vorgestern in der Leidenschaft, aber es kommt nur auf Ihren guten Willen an, sich in das einmal Gegebene zu fügen, und der Fall besteht nicht mehr."

„Ich habe meine Meinung darüber vorhin ausgesprochen."

Der Direktor blickte vor sich hin, er sann über einen Ausweg nach und schien ihn doch nicht zu finden. Es war inzwischen tiefe Dämmerung im Zimmer geworden, so daß Keiner des Andern Züge mehr erkennen konnte, aber die innere Erregung des älteren Mannes war aus seinen gewaltsamen Athemzügen zu errathen.

„Ich weiß mir in diesem Augenblicke keinen Rath in dieser Situation," sagte er. „So acceptiren Sie wenigstens eine Abänderung unseres Uebereinkommens. Es war ausgemacht, daß der Verlierer innerhalb zweier Monate sich tödten sollte, ändern wir es dahin ab, daß vor dieser Frist nichts Gewaltsames geschehen darf. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Was hätte das für einen Zweck?"

„Vielleicht," sagte der Direktor leise, fast unhörbar, „findet sich in dieser Zeit ein anderer Ausweg."

Franz blickte einen Moment in die Abenddämmerung hinaus, dann wandte er sich um und sagte: „Sie haben mein Wort."

„Geben Sie mir die Hand darauf."

Franz gab sie ihm, die des Direktors war kalt und feucht.

Franz stützte, nachdem der Direktor gegangen, seinen Kopf in die Hand. So saß er lange, während über ihm die Lichter am Himmelsdom sich entzündeten und die Nacht ihren Friedensathem in das Zimmer wehte. Das leise Gewissensnagen, das er an dem Abend empfand, als er Mathilde auf der Straße erwartete, meldete sich jetzt noch stärker in ihm. Der Mann, der ihn eben verlassen hatte, war kein Elender und auch kein Egoist, das wußte er nun bestimmt. Wäre er nicht Mathildens Gatte gewesen, er hätte ihn sich zum Freunde gewünscht. Wenn ihm nicht noch der Glaube geblieben wäre, daß Mathilde ihren Gatten nicht liebte, welchen Grund hätte er für seine Handlungsweise dann noch anführen können, um dieselbe nicht selbst als eine verwerfliche bezeichnen zu müssen? fragte er sich.

5.

Sechs Wochen waren nach diesem Abende vergangen, und von Tag zu Tag bemächtigte sich des Direktors eine immer größere Unruhe. Der sonst so ruhige, besonnene Mann schien jeden inneren Halt verloren zu haben, eine nervöse Beweglichkeit ließ ihn nirgends ausdauern und raubte ihm Appetit und Schlaf. Zwar gab er sich große Mühe, vor Mathilde sich nichts merken zu lassen, aber ihrer Feinfühligkeit konnte dieser Zustand doch nicht entgehen und manchmal richtete sie auch wohl eine Frage an ihn. „Du mußt Nachsicht mit mir haben,“ sagte er dann mit einem seltsam melancholischen Lächeln, „es wird

bald anders werden," und wenn sie ihn fragend anblickte, setzte er mit abgewandtem Gesicht hinzu: „Die Verwaltungsgeschäfte machen mir Sorgen, unsere Gesellschaft ist in letzter Zeit durch große Brände stark engagirt worden." Im Ganzen suchte er ihr auszuweichen, wo es ging, obgleich er im Club auch nicht lange aushielt, genau so wie im Bureau. Er ging und kam, war zerstreut, zeigte dann plötzlich ein großes Arbeitsbedürfniß, so daß er sechs Stunden hintereinander nicht vom Stuhl aufstand, und konnte wieder Stunden lang thatlos vor sich hinstarren.

Eines Tages, als er Mathilde beim Mittagessen gegenüber saß, zeigte er sich besonders befangen. Er betrachtete seine junge Frau oft von der Seite mit schmerzlichen Blicken. Er schien eine Mittheilung für sie zu haben, denn mehrmals öffnete er hastig den Mund, sagte aber nichts. Endlich stand er vom Tische auf, trat an's Fenster und sagte mit abgewandtem Gesicht und langsamer Stimme, in der etwas Müdes lag: „Ich habe Frau Wald den Auftrag gegeben, mir meinen Reisekoffer zu packen."

„Du willst verreisen?" fragte Mathilde, betroffen darüber, daß sie davon erst etwas erfuhr, während schon der Koffer gepackt wurde.

„Ja — heute Abend."

„Du kommst aber sehr bald wieder, nicht wahr?"

„Es ist unbestimmt, insofern nämlich, als ich —" er stockte, schien nach Worten zu suchen und fuhr dann hastig fort: „Es findet in Süddeutschland eine Konferenz statt, zu der alle Versicherungsgesellschaften Deputirte entsenden. Dort will ich hin. Einer der Herren vom Kongreß ist

ein alter Freund von mir und hat mich schon wiederholt eingeladen, bei ihm die Sommerferien zu verbringen. Ich möchte nun die Gelegenheit benutzen und dabei zugleich eine Parthie in die Schweiz machen. Du wirst also einsehen, daß ich nicht bestimmt den Termin meiner Rückkehr angeben kann und mir die kleine Erholung gewiß gern gönnen."

„Ohne Zweifel — ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie Dir gut thun wird. Du warst in der letzten Zeit offenbar nicht ganz wohl. Nur —"

„Nur?" fragte er leise.

„Warum hast Du mir nicht den Vorschlag gemacht, Dich auf der Reise zu begleiten?"

Er wandte sich nach ihr um und blickte sie forschend an. Es war ihm aus dem Ton ihrer Worte wie eine ungewohnte Weiche an's Ohr und in die Seele geklungen. „Mathilde, liebst Du mich?" Diese Frage, die ihn unablässig quälte Tag und Nacht, brannte ihm auf den Lippen. Aber wie er sie nun forschend betrachtete, erschienen ihm Gesicht und Haltung so gleichmäßig ruhig wie immer und mit einem resignirten Lächeln wandte er sich wieder ab.

„Ich glaubte, daß Du Dich schwer von Deinem Vater trennen würdest," bemerkte er mit unsicherer Stimme.

Sie sagte nichts dazu und sie sprachen dann über gleichgiltige Dinge, er sah öfters nach der Uhr, und wie die Zeit immer weiter rückte, wurde auch sein Wesen unruhiger. Ein paarmal, während sie von ihm abgewandt stand, blickte er sie mit einem tieftraurigen und dabei sehnsuchtsvollen Blicke an. Endlich sagte er gepreßt: „Es ist nun Zeit, daß ich gehe."

Sein Gesicht sah sehr bleich aus, und die Hand, die nach dem Hute griff, zitterte merklich.

„Leb' wohl, Mathilde," sagte er und ging nach der Thüre.

„Du kommst doch zeitig genug aus dem Bureau zurück, um noch ein Abendbrod einzunehmen?" fragte sie.

„Nein, ich komme nicht wieder hieher, ich habe auf dem Bureau noch viel anzuordnen und fahre von dort direkt nach dem Bahnhof." Nach einer momentanen Pause setzte er leise hinzu: „Wir müssen also schon jetzt Abschied nehmen."

Er trat an sie heran und gab ihr die Hand, sie fühlte, daß sie kalt war und leise zitterte. Mathilde reichte ihm ihre Lippen zum Kuß, er erröthete dabei, als ob er ein Unrecht thäte und ging dann schnell und tiefathmend nach der Thüre. Fast schien es, als ob er diesen Abschied gefürchtet hätte und ihn hätte vermeiden wollen.

„Kehre gesund zurück," sagte sie mit herzlichem Tone.

„Lebe wohl, Mathilde," antwortete er, schon unter der Thüre. Er blieb einen Moment stehen. „Und — und es wird nun anders werden," setzte er dann hinzu.

Mathilde bezog dies letzte Versprechen auf seine Unruhe in den letzten Wochen und daß er meinte, er würde wieder als der Frühere zurückkehren, aber ein seltsam beklommenes Gefühl bewegte ihr die Brust. Als er die Thüre geschlossen, machte sie eine Bewegung, als wolle sie ihm nacheilen, aber dann schlang sie die Hände ineinander und preßte die Lippen zusammen und blieb auf ihrem Fleck stehen. Lange blickte sie nachdenklich vor sich nieder, und ein wehmüthiger Zug grub sich dabei in das schöne

Gesicht. „Er hat Recht, es muß anders werden," sagte sie einmal leise vor sich hin.

Gegen Abend kam ihre Mutter mit Rosi zum Besuch.

„Nur auf einen Augenblick, mein Kind," sagte Frau Rosner, die sehr elegant gekleidet war, „wir haben in der Stadt Einkäufe gemacht, und müssen schnell wieder nach Hause. Obgleich es Papa viel besser geht, lasse ich ihn doch nicht gern lange allein; wie Du weißt, man kann sich auf das Mädchen zwar verlassen, indeß —"

Sie unterbrach sich, indem sie nach Diesem und Jenem fragte und sich durchaus nicht so eilig zeigte, wie es nach ihren Worten schien. Rosi sagte fast gar nichts dazu, ganz gegen ihre sonstige Art, sie sah melancholisch aus, und das sonst so frische Gesichtchen erschien heute recht blaß.

„Was ist denn mit Dir, Rosi?" fragte Mathilde, der endlich diese Zurückhaltung der Schwester auffiel. „Bist Du nicht wohl?"

„Ich danke, es fehlt mir nichts," antwortete die Kleine, aber das rosige Mündchen verzog sich dabei so schmerzlich, als ob seiner Besitzerin das Weinen nahe wäre.

„Ja, sie ist seit einiger Zeit recht merkwürdig, die Kleine, gar nicht mehr so aufgeräumt wie sonst. Gewiß ist sie nicht ganz gesund — mein Gott, wenn sie nur nicht ernstlich krank wird! Das fehlte noch, daß sie nun auch noch mit dergleichen anfängt."

„Beruhige Dich nur, Mama," sagte Rosi kühl, „ich bin nicht krank, habe auch nicht die Absicht, es zu werden."

„Die Absicht, ja, mein Kind, wer hätte die! Aber

apropos, Mathilde, Dein Mann scheint auch an Grillenfängerei zu leiden. Ein Mann in seinem Alter — vierundvierzig Jahre — und dabei rüstig wie ein Dreißiger, ich habe ihn auch gehörig ausgelacht."

„Weßhalb, Mama?"

„Nun, wegen der melancholischen Anwandlung, sein Testament zu machen."

Mathildens Gesicht entfärbte sich, sie trat einen Schritt zurück, und ihre großen dunklen Augen ruhten mit einem starren Blick auf ihrer Mutter Antlitz.

„Sein Testament hat er gemacht?"

„Ja, mein Gott, Du weißt also gar nichts davon? Dann habe ich am Ende aus der Schule geplaudert. Er wird es Dir aus Zartgefühl verschwiegen haben — natürlich, ein so rücksichtsvoller Gatte wie er ist. Du bist doch wirklich sehr glücklich, Mathilde, einen solchen Mann zu haben! Ich glaube, er wäre jedes Opfers für Dich fähig."

„Woher weißt Du denn, daß er — daß er sein Testament gemacht?"

„Durch einen Zufall, lediglich durch einen Zufall, er selbst hätte es nicht verrathen. Ich hatte vor einigen Tagen bei unserem Rechtsanwalt zu thun und mußte eine Weile im Vorzimmer warten, was mir natürlich sehr fatal war, wie Du Dir denken kannst. Ich drang in den Schreiber, doch dafür zu sorgen, daß ich vorgelassen würde, und fragte, wovon der Rechtsanwalt denn so wichtig und lange in Anspruch genommen sei. Er glaube, es würde ein Testament aufgesetzt, sagte der junge Mann mir darauf und dabei nannte er den Namen Deines Mannes.

Nun ließ ich mich natürlich nicht länger zurückhalten, Du kannst Dir denken, daß ich etwas neugierig war. Die Angelegenheit war aber gerade beendet, als ich eintrat, und der Direktor schien sehr bestürzt, daß ich davon erfuhr. Ich habe ihn ausgelacht, er war aber erschrecklich ernst, zuckte nur die Achseln und meinte, es sei doch für alle Fälle gut, man könne doch nie wissen u. s. w. Nun, für Dich ist es ja jedenfalls sehr beruhigend."

Von einer beruhigenden Wirkung ließ sich in diesem Augenblick bei Mathilde aber nichts bemerken, im Gegentheil schien die Nachricht sie sehr nervös gestimmt zu haben. Endlich gingen Mutter und Schwester, indem die Erstere einmal über das andere betheuerte, daß sie große Eile habe und wirklich nicht länger bleiben könne. Im Ganzen hatte der Besuch wohl eine Stunde gedauert. Als die Beiden fort waren, ging Mathilde im Zimmer einige Male hastig auf und ab, sie athmete schnell dabei, und das Herz schlug ihr dumpf und ängstlich in der Brust. Sie hielt den seltsamen Abschied ihres Mannes mit der Nachricht zusammen, die ihr eben geworden und wußte nicht, was sie davon denken sollte. Endlich ging sie hinaus zu Frau Wald.

„Sie haben den Koffer für meinen Mann gepackt?" fragte sie.

„Ja," antwortete die Frau.

„Warum haben Sie mir nichts davon gesagt? Ich hätte Ihnen geholfen, damit nichts vergessen wurde."

„Was das anbelangt, Frau Direktor, so dürfen Sie ruhig sein, ich habe dem Herrn schon sehr oft den Koffer für die Reise gepackt."

„Ja, ja — ich meinte auch nur —. Er überraschte mich heute Mittag mit der Nachricht, daß er reisen wollte, und ich habe in der Eile gar nicht nach dem Namen der Stadt gefragt, in der die Konferenz stattfindet. Wissen Sie denselben vielleicht?"

„Eine Konferenz — davon weiß ich nichts. Mir sagte der Herr auf meine Frage, er reise nach Stettin."

„Nach Stettin? — unmöglich! Nach Süddeutschland, sagte er zu mir."

Die beiden Frauen sahen sich an — in jedem der Gesichter spiegelte sich eine Frage, eine Angst, ein Verdacht. Jede schien zu warten, daß die Andere sprechen sollte und Jede sich doch vor der Andern zu scheuen, es zu thun.

„Mein Gott, der Herr, der sonst so klar, so präzise ist," sagte endlich Frau Wald, „wie kam er nur dazu? Er war freilich sehr zerstreut, als ich ihn fragte. Schon lange, schon seit Wochen — ach, mein Gott, ich weiß ja auch —" Sie brach bestürzt ab und starrte vor sich hin.

„Was wissen Sie, Frau Wald?" fragte Mathilde mit bebenden Lippen.

„Nichts — nichts — ach mein Gott!"

Sie fühlte plötzlich ihren Arm von der Hand der jungen Frau fest umspannt, und das bleiche Gesicht, aus dem die großen dunklen Augen mit fast fieberhaftem Feuer glühten, hilfeflehend auf sich gerichtet.

„Um Ihrer eigenen Ruhe willen, Frau Wald, beschwöre ich Sie, sagen Sie, was Sie wissen oder denken — mit meinem Manne geht etwas vor."

„Ach du gerechter Heiland!" schrie die Andere entsetzt

auf. „So will ich es Ihnen denn sagen, aber Sie dürfen nicht böse sein, Sie müssen mir verzeihen, ich that es ja nur aus Liebe zu meinem Herrn und —"

„Was — was?"

„Es sind etwa sechs Wochen her, da habe ich gehört, wie Herr Ramberg Ihnen in seiner Leidenschaft —"

Sie brauchte nicht weiter zu sprechen, die Hand der jungen Frau hatte plötzlich ihren Arm losgelassen und diese selbst taumelte einen Schritt zurück und sank auf einen Stuhl.

„Meine Ahnung!" stieß sie dumpf hervor.

„O, verurtheilen Sie mich nicht," sagte Frau Wald verzweifelt, „nicht niedrige Angeberei leitete mich. Ich wollte Ihnen Ruhe verschaffen, ich hielt es für meine Pflicht und glaubte —"

„Sie haben ihm Alles gesagt?"

„Ja — ach, Du mein Gott — ja!"

Ein Weilchen noch saß Mathilde wie gebrochen auf ihrem Stuhl, ihre Brust wogte, ein Schluchzen rang sich ab und zu stoßweise daraus hervor. Endlich ließ sie die Hände vom Gesicht sinken und stand in fieberhafter Eile auf.

„Holen Sie mir Hut und Paletot, aber schnell, um Gottes willen schnell," sagte sie zu der Frau.

Die Wirthschafterin brachte mit zitternden Knieen das Gewünschte herbei, sie half ihrer jungen Herrin die Sachen anlegen und bat ein um das andere Mal um Vergebung wegen ihrer Handlungsweise. Mathilde hatte sich jetzt wieder gefaßt.

„Beruhigen Sie sich," sagte sie schon im Gehen, „ich gebe Ihnen keine Schuld, Sie thaten, was Sie für richtig hielten."

Es war im August, und die Dämmerung war bereits eingetreten, als sie vor die Thüre hinaustrat, einen Augenblick blieb sie stehen und besann sich, dann stürmte sie die Straße hinab, nicht achtend auf die Menschen, die der eleganten Dame erstaunt nachblickten. Eine leere Droschke fuhr an ihr vorüber, sie winkte dem Kutscher zu und stieg eilig hinein.

„Nach den Bureaux der Feuerversicherungsgesellschaft," sagte sie, „so schnell es Ihnen möglich ist." Der Kutscher nickte und trieb die Pferde zu scharfem Laufe an.

Das Haus war bald erreicht und Mathilde sprang aus dem Wagen, ehe derselbe richtig stillestand.

„Warten!" rief sie dem Kutscher zu.

Sie stürzte die steinernen Stufen hinauf und drückte auf die Klinke der Thür, aber diese gab nicht nach. Ein Klingelgriff hing daneben und sie zog mit einem so kräftigen Rucke daran, daß sie die Wirkung deutlich vernahm. Es dauerte etwas lange, im Hause meldete sich nichts, sie wiederholte energisch den Zug. Endlich näherten sich drinnen Schritte der Thüre und sie hörte eine Männerstimme zornige Worte vor sich hin sprechen.

„Die Bureaux sind geschlossen," sagte der Oeffnende mit barschem Ton, ehe er die Thüre noch ganz aufgemacht und die Einlaßbegehrende gesehen hatte. Als dies freilich geschehen war, machte er eine tiefe Verbeugung.

„Die Frau Direktor —!" stammelte er.

„Ist mein Mann noch hier?" fragte sie und gab sich Mühe, gleichgiltig zu erscheinen.

„Nein, der Herr Direktor sind bereits vor einer halben Stunde zum Bahnhof gefahren," antwortete der Hauswärter, „um seine Urlaubsreise anzutreten."

„Seine Dienstreise — ja, ich weiß."

„Gnädige Frau verwechseln. Der Herr Direktor hat auf unbestimmte Zeit sich von der Gesellschaft beurlauben lassen und heute Nachmittag nur noch dem Subdirektor die Geschäfte übertragen und Instruktionen wegen der Konferenz in Freiburg ertheilt."

„Gut, ich danke Ihnen."

Der Mann eilte an den Schlag und half der Dame beim Einsteigen. „Zum Bahnhof!" rief Mathilde dem Kutscher zu und sank dann athemlos in die Kissen des Wagens zurück.

Eine furchtbare Angst schnürte ihr die Kehle zusammen, so daß sie die Zähne zusammenpreßte und die Hände ineinander krampfte. Er ging nicht zu der Konferenz, es rief ihn keine Pflicht von hier fort und er hatte auf unbestimmte Zeit sich beurlauben lassen. Der seltsame Abschied dazu, das Testament und die Eröffnung der Frau — es sagte genug, übergenug. Wenn sie ihn nicht mehr traf, wenn er in die weite Welt gefahren war, ohne daß sie wußte wohin? Was dann? Was dann?

Bald darauf hielt der Wagen an dem Perron des Bahnhofes; sie stürzte die Treppe zum Perron hinauf und bemerkte, daß gerade ein Zug auf dem Geleise stand, der offenbar sofort abgelassen werden sollte. Die Waggons

waren schon gefüllt, nur hie und da stand noch abschiednehmend ein Reisender vor seinem Coupé, von den die Thüren schließenden Schaffnern zum Einsteigen aufgefordert. Während die junge Frau am Zuge in athemloser Hast entlang stürzte, ließ der Inspektor das letzte Zeichen mit der Glocke geben. Und nun — ein Stöhnen rang sich von ihren Lippen — hatte sie den Gesuchten erkannt, an einer Coupéthüre erster Klasse stand er, von ihr abgewandt und soeben im Begriff, in den Wagen zu steigen. Als er den Fuß auf das Trittbrett setzte, fühlte er sich von einer Hand zurückgehalten.

„Ernst!" sagte die Stimme seiner Frau mit einem Ton, in dem die namenlose Angst der letzten Stunde wie ein Todesseufzer ausklang, „Ernst, Du darfst nicht reisen!"

„Mathilde —" antwortete er nur.

Ein Schaffner trat hinzu. „Es ist die höchste Zeit," mahnte er, denn schon ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive.

Mathilde hielt die Hand ihres Gatten krampfhaft umklammert. „Du darfst nicht," sagte sie noch einmal.

„Ich fahre nicht mit," bemerkte der Direktor zu dem drängenden Schaffner; dieser warf brummend den Koffer heraus und schlug die Thüre zu.

Die beiden Gatten gingen langsam den Perron entlang, während der Zug nach der entgegengesetzten Seite aus dem Bahnhof fuhr. Sie sprachen kein Wort miteinander. Mathilde war sehr blaß und schien sich nur mühsam auf den Füßen zu erhalten, der Direktor vermied

es, sie anzusehen, er hatte etwas so Befangenes in seinem Wesen, als wäre er ein auf einer schlimmen That ertappter Verbrecher.

Zu Hause kam ihnen die alte Wirthschafterin entgegen, sie wagte kein Wort zu sagen, aber hinter dem Rücken des Paares schluchzte sie heftig auf und fuhr sich mit der Schürze über die Augen. Im Wohnzimmer sank die junge Frau auf einen Stuhl und starrte lange vor sich hin, während der Direktor an's Fenster getreten war und in den Garten hinausblickte.

„Ernst!" sagte Mathilde leise hinter ihm.

Er zuckte zusammen und drehte sich schnell nach ihr um. Sonst hatte sie es immer vermieden, ihn bei seinem Vornamen zu nennen. Sie stand mit gesenkten Augen vor ihm, in einer so schüchtern demüthigen Haltung, daß es ihm das Herz ergriff; die Arme hingen schlaff an ihrem Körper herab und die Hände hatte sie gefaltet.

„Versprich mir," sagte sie mit stockender Stimme, „daß Du nicht, nicht — verreisen wirst."

„Ich verspreche es Dir," antwortete er gepreßt.

„Ich danke Dir. Für heute will ich Dir gute Nacht sagen, ich muß mich niederlegen." An der Thüre blieb sie stehen und sagte mit gesenkten Augen leise: „Und — und es muß allerdings anders werden zwischen uns, wie Du heute schon sagtest, aber auf eine andere Art."

Sie stand noch einen Augenblick zögernd still, als ob sie auf etwas wartete, dann ging sie langsam aus der Thüre.

6.

Am anderen Tage berührte keiner der Gatten das Vorgefallene. Was zwischen ihnen lag, war ja so schwer in Worte zu kleiden, daß Jeder davor zurückbebte, es war wie ein gegenseitiges stillschweigendes Uebereinkommen, sich nach den gestrigen Stürmen Ruhe zu gönnen, um Kraft zu dem Bevorstehenden zu sammeln. Und dennoch hätte es vielleicht nur eines Blickes, eines Wortes bedurft, um die künstliche Schranke zu durchbrechen, und die wehmüthig fragenden Blicke, die Mathilde, wenn sie sich von ihrem Gatten unbeobachtet wußte, auf diesen warf, schienen anzudeuten, daß sie dieselbe sehr schmerzlich empfand. Wartete sie vielleicht sehnlichst darauf, daß er das erlösende Wort sprechen sollte? Man hätte aus ihrem Verhalten einen solchen Schluß ziehen können, denn dieses schien ihm die Annäherung nicht schwer machen zu wollen. Wenn sie zu ihm sprach, geschah es so sanft, so rücksichtsvoll, wie man es einem Menschen gegenüber thut, der dringend der Schonung bedarf, oder den man fürchtet, gekränkt zu haben.

Wie der Direktor sich dies Verhalten deutete, das verrieth sich am nächstfolgenden Tage. Die kranke Seele des Mannes hatte die klare Urtheilskraft eingebüßt. Er sah in dem Verhalten Mathildens die stumme Abbitte für das unvermeidlich Kommende, für den Schmerz, den sie ihm anthun mußte. Es war am Vormittag, als Mathilde in ihrem Zimmer mit einer Stickerei am Fenster saß, da klopfte es leise an die Thüre. Als ihr Gatte eintrat, färbte eine plötzliche Röthe das blasse Gesicht, nur einen kurzen Blick wagte sie auf ihn zu werfen, dann schlug sie

vor seinen traurig bittenden Augen die ihrigen nieder. Wie eine holde, verschämte Braut erschien sie in dieser Befangenheit, die gegen ihre frühere Gelassenheit so seltsam abstach.

„Darf ich Dich um eine Unterredung bitten?" sagte der Direktor mit mildem Ton.

Sie nickte nur und wies auf einen Sessel an ihrer Seite; er nahm darin Platz, und es schien ihm schwer zu werden, das rechte Wort zu finden, denn er schwieg noch eine ganze Weile still.

„Du weißt, daß mir Frau Wald mitgetheilt hat, was Dein Jugendfreund in Betreff unserer Ehe zu Dir gesprochen hat," sagte er endlich befangen.

Mathilde nickte wieder, sie blickte nicht auf, aber ihr Gesicht färbte sich von Neuem mit verrätherischem Roth. „Ich hätte es Dir allerdings selbst sagen müssen," antwortete sie leise.

„Es wurde Dir schwer, ich verstehe das, und mache Dir keinen Vorwurf. Aber Du hättest immerhin Vertrauen zu mir haben können, es wäre dann Alles schneller geordnet worden."

„Du meinst?" fragte sie, befangen zu ihm aufblickend. Sie hatte die Arbeit vorhin schon fortgelegt, ihre rechte Hand lag auf der Lehne des Sessels und der Direktor legte seine linke nun sanft darauf.

„Mathilde, laß uns gegenseitig volle Offenheit, volles Vertrauen haben, wie — wie zwei gute alte Freunde, von denen Jeder des Anderen Bestes will und mit Opferfreudigkeit dafür einzutreten bereit ist."

„Ich bin ganz damit einverstanden."

„Es war ein Irrthum von mir, als ich Dir meine Hand anbot.“ Die junge Frau zuckte zusammen und zog schnell ihre Hand unter der seinen fort. „Aber nur ein Irrthum, glaube es mir, kein bewußtes Unrecht. Ich hegte als junger Mann eine Liebe zu einem Mädchen und wurde von demselben verlassen wegen eines Anderen, der ein leichtsinniger Fant war. Seitdem kümmerte ich mich nicht mehr um Dein Geschlecht, mein Vertrauen zu demselben war erschüttert, ich hatte an mir selbst erlebt, was ich so vielfach an Anderen schon beobachtet, daß die leichtsinnigsten, haltlosesten Männer bei den Mädchen meist die Bevorzugtesten sind. So lebte ich meine Tage still dahin, suchte keine rauschenden Festlichkeiten auf und begnügte mich mit der Freundschaft von Männern, der Arbeit und dem Verkehr mit den großen Dichtern und Philosophen aller Zeiten. Ich lernte endlich Deinen Vater kennen, wurde mit ihm befreundet und sah seine Kinder aufwachsen. Damals, als Deine Eltern im Glücke lebten und Du ein jugendfrohes Mädchen warst, wäre mir nie der Gedanke gekommen, Dich zu meiner Frau zu wünschen. Aber später, als mit der Wandlung der Verhältnisse auch eine seltene Wandlung mit Dir vorging, als ich sah, welch' ein edler Kern in Dir lebte, wie Du die Seele, die Leiterin des kleinen Haushalts wurdest, wie Du den Vater treulich pflegtest und der um wenige Jahre jüngeren Schwester eine Erzieherin und Trösterin warst, da kam allmählig ein immer wärmeres Gefühl in mein Herz, bis ich zu der Erkenntniß gelangte, daß es kein höheres Glück für mich geben würde, als Dich mir zu erringen. Ich dachte auch

an den Altersunterschied zwischen uns, aber mein Herz fühlte ich jung und frisch, und Deine ernste Sinnigkeit schien sich meinem Charakter sehr gut zu akkomodiren. Aber so zaghaft, so gewissenhaft war ich, daß ich nicht wagte, meine Frage direkt an Dich zu richten, sondern Deine Mutter bat, erst bei Dir zu sondiren, ob es Dir kein Opfer sein würde, meine Gattin zu werden. Als ich dann wiederkam, sagte sie mir, daß Du meine Bewerbung annähmest, und ich war innig beglückt darüber und doch dabei fast bestürzt, denn so schnell hatte ich gar nicht auf eine Erfüllung meiner Wünsche gehofft. Aber ich schwöre es Dir, daß ich nicht die leiseste Absicht hatte, Deinen freien Willen durch Deine Mutter beeinflussen zu lassen."

Der Sprecher machte eine Pause, in der er ein paarmal tief Athem holte, dann setzte er mit gepreßter Stimme hinzu: „Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß in Deinem Herzen eine Liebe zu dem Jugendfreund wohnte, daß Du nur mit innerem Zwang Dein Jawort gabst, ich wäre sofort zurückgetreten."

Mathilde machte eine hastige Bewegung, sie wollte etwas sagen, aber der Direktor legte ihr leicht die Hand auf den Arm und kam ihr zuvor.

„Sage nichts zu Deiner Entschuldigung, es bedarf dessen nicht. Vielleicht warst Du Dir über Dein eigenes Herz nicht klar, es lag noch im Schlummer und ist erst erwacht, als der Freund zurückkehrte. Arme Mathilde, das Erwachen mag schmerzlich genug gewesen sein, Du fandest Dich in den Fesseln eines Anderen. Aber wie ich

Dir vorhin schon sagte, Du hättest Vertrauen zu mir haben sollen — ich bin kein Despot, ich weiß es, daß man ein Menschenherz nicht zwingen kann, und daß es ein Verbrechen an Deiner Jugend wäre, wenn ich Dich an der Kette festhielte, an die ein Irrthum Dich geschmiedet." Er holte noch einmal mühsam Athem und schloß dann mit leiser Stimme: „Ich gebe Dich frei."

Es war still im Zimmer, kein Laut, keine Regung, keine Antwort der jungen Frau; nur ihre Brust wogte auf und ab, man sah es, daß sie nur mit Mühe athmete. Der Direktor fuhr nach einer Weile fort: „Du sagtest es ja auch, es müsse anders werden, und Du hast ganz Recht. Weigere Dich nicht aus Edelmuth, mein — mein Anerbieten anzunehmen, es ist der einzige Ausweg in diesem Konflikt und der allein richtige, auf die Meinung der Welt darf es dabei nicht ankommen. Und dann —" setzte er mit stockender Stimme hinzu, „es hängt vielleicht ein Menschenleben davon ab."

„Ein Menschenleben?" sagte Mathilde mit bebender Stimme. Leise setzte sie nach einer Pause hinzu: „Du hattest mir gelobt, daß Du nicht, nicht — reisen willst."

„Ich rede auch nicht von mir, sondern von Deinem Jugendfreunde."

„Was ist — woher glaubst Du?" fragte Mathilde gespannt.

„Ich vermuthe es nur," sagte ihr Gatte mit ausweichendem Blick. „Bei seiner Jugend, seinem lebhaften Temperament halte ich ihn zu Allem fähig, fürchte ich das Schlimmste."

Mathilde blickte mit ängstlichem Prüfen in des Sprechers Züge; der Direktor wandte sich ab.

„Du verbirgst mir etwas — es ist zwischen Euch etwas vorgefallen," sagte sie mit zitternder Stimme.

„Nichts," entgegnete er tonlos.

„Doch — doch! O mein Gott, sage mir die Wahrheit."

Der Direktor kämpfte einen Augenblick mit sich selbst, dann preßte er die Lippen zusammen und wandte sich ab.

„Ich darf Dir nichts weiter enthüllen, es ist nicht allein mein Geheimniß, sondern auch das eines Anderen. Mache Franz glücklich, er ist kein unedler Charakter, und indem Du es thust, befreist Du auch mich von einer schweren Last. Ich gehe nun und bin mit Allem einverstanden, was Ihr beschließen werdet, nur laß es Franz bald wissen, was ihn erwartet."

Der Direktor verließ das Zimmer, und indem er die Thüre hinter sich schloß, erhob Mathilde die Arme und ein unartikulirter Schrei löste sich von ihren Lippen, aber er war doch nicht laut genug, um ihn zurückzurufen. Und mit diesem Schrei schien die Starrheit sie zu verlassen, die sie vorhin gefangen hielt, sie schluchzte herzzerreißend auf, sank vor dem Sessel nieder und drückte ihr Gesicht in die Kissen desselben.

„O ich Elende, ich Elende!" sagte sie ein über das andere Mal. Sie schloß sich darauf in ihr Zimmer ein, kam nicht zum Mittagessen und ließ auch Niemand von der Dienerschaft herein. Am Spätnachmittag kam Rosi und klopfte bei ihr an, dieser öffnete sie. Es wäre ihr nicht wohl, sagte sie auf deren Frage, und Rosi hatte

keine Mühe, es zu glauben, denn sie fand Mathilde wirklich sehr leidend aussehend.

„Ueberall Kummer,“ sagte die Kleine, die auch heute nicht fröhlicher aussah als neulich, „mein Gott, was für eine Zeit! Und ich war gekommen, Dir mein Herz auszuschütten, weil ich es nicht länger so aushalten kann.“

„Was fehlt Dir denn?“ fragte Mathilde, ihren eigenen Schmerz zu vergessen suchend.

„Ach, es ist recht kindisch und ich kann es auch eigentlich gar nicht sagen,“ stieß Rosi heraus und fing dann plötzlich herzbrechend zu schluchzen an.

„Aber Rosi, was ist Dir denn geschehen?“ drang Mathilde in die Weinende, nun wirklich besorgt und antheilsvoll.

„Ich bin zu unglücklich, zu unglücklich!“ jammerte Rosi.

Mathilde zog die Schwester an sich heran und auf ihren Schoß, Rosi legte den Arm um der Aelteren Nacken und verbarg das Gesichtchen an deren Schulter.

„Ich bin natürlich sehr kindisch, ich weiß es wohl,“ fuhr Rosi fort. „Aber wenn man immer so für sich allein ist, denn zu Mama wollte ich nichts sagen — ach, es ist zu schändlich von ihm!“

„Von wem?“

„Von Franz, natürlich Franz meine ich.“

„Franz meinst Du? Und was hat er Dir gethan?“

„Ach, Mathilde, wirst Du mich denn auch nicht ausschelten, wirst Du —?“

„Nichts werde ich thun, was Dich kränkt,“ sagte die junge Frau beschwichtigend.

„Nun denn, so will ich es Dir sagen, ich weiß ja selbst nicht, wie es gekommen ist, daß ich — daß ich so kindisch geworden bin. Siehst Du, als Franz zurückkam, freute ich mich sehr, und besonders, daß ich die Erste war, die ihn wiedersah. Früher bist Du immer seine Hauptfreundin gewesen, weil ich zu jung dazu war, aber nun hat sich das verändert, Du bist verheirathet, hast Deinen Mann und kannst Dich also nicht mehr so viel mit ihm abgeben, folglich war es ganz natürlich, daß er oft zu uns hinauskam und mit mir plauderte. Ich fühlte mich ihm gegenüber jetzt auch gar nicht mehr zu jung. Das ging so eine Weile, dann fiel es mir auf, daß sein Wesen verändert war, er saß oft Minuten lang neben mir, ohne ein Wort zu sagen, seufzte dazwischen und drückte mir manchmal krampfhaft die Hand, so daß ich schließlich auch verlegen wurde, bis — bis — nun, bis ich merkte, wie es zwischen uns stand. Ach, Mathilde, verstehst Du mich denn?"

„Du liebst ihn!" sagte die junge Frau hastig, und es klang aus ihrer Stimme wie ein Frohlocken.

„Ja, ja, es muß wohl so sein, warum wäre mir sonst jetzt so unglücklich zu Muthe! Ich konnte es nun gar nicht mehr erwarten, bis er kam, und ärgerte mich oft im Stillen darüber, daß es so unregelmäßig geschah. Es wurde aber immer schlimmer mit uns Beiden, und ich konnte gar nicht verstehen, warum er sich nicht aussprach. Es that mir um ihn selbst sehr leid, und ich meinte, daß er zu schüchtern sei und vielleicht fürchtete, ich würde ihn abweisen. Als er nun den einen Tag mich allein traf und sich wieder so geberdete, faßte ich mir ein Herz und

machte ihm die Andeutung, daß es so nicht bleiben könne und er doch Muth fassen solle. Darüber war er sehr erfreut und sagte, ich hätte ganz Recht und wir hätten uns immer verstanden, er würde nun auch nicht länger zögern, zu sprechen, und dann rannte er davon."

„Wann ist das gewesen?" fragte Mathilde leise.

„Sieben Wochen sind es her, an einem Nachmittag war es, ich weiß es ganz genau. Ich dachte, er hätte mir wohl gleich sagen können, wie es ihm um's Herz war, glaubte aber, daß er zu zartfühlend sei, in Abwesenheit der Eltern zu thun. Nun erwartete ich natürlich seine Werbung, aber diese erfolgte nicht, er ließ sich im Gegentheil über eine Woche gar nicht sehen, und als er dann kam, war er furchtbar ernst und that, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen sei. Darüber war ich natürlich sehr erstaunt und wich ihm aus, wenn er kam, was übrigens auch nur selten geschah. Ich wußte nicht, was ich von ihm denken sollte, aber — aber gut bleiben mußte ich ihm doch. Und nun denke Dir, vor einigen Tagen kommt er und sagt, daß er in Kurzem seine Stellung hier aufgeben würde, obgleich man ihn gar nicht fortlassen will. Und wie ich in meinem Schreck mich nicht halten kann, ihn zu fragen, wo er denn hin wolle, macht er so ein eigenthümliches Gesicht, zuckt die Achseln und antwortet mit einem ganz seltsamen Ton: in die weite Welt, auf Nimmerwiedersehen, auf Reisen, es sei ganz unbestimmt. Und dann plötzlich drückte er mir wieder krampfhaft die Hand und sah mich mit einem so bedeutungsvollen und schmerzlichen Blicke an. Er ist offenbar

unglücklich — aber warum ist er das? Fürchtet er, daß ich ihn nicht glücklich mache oder er mich nicht, oder kann er mich nicht heirathen, weil ich ein armes Mädchen bin? Der Direktor hat Dich doch aber auch geheirathet, trotz Deiner Armuth." Sie fing wieder zu schluchzen an.

Mathilde blickte ernst vor sich hin und dachte nach. Sie reimte sich unschwer zusammen, daß Franz jene Andeutungen Rosi's auf sie, Mathilde, bezogen und darauf hin ihr die Erklärungen gemacht hatte. Aber je mehr sie nachdachte, um so lichter wurde es in ihrer Seele, und wonach sie vorhin vergeblich gerungen hatte, in Qual und Angst und Vorwürfen, das hatte sie plötzlich gefunden. Vielleicht, vielleicht war es möglich, daß noch Alles gut wurde.

„Was sagst Du nun dazu — kannst Du mir rathen, helfen, Mathilde?" fragte Rosi ängstlich, und die blauen Augen hingen an der Schwester Gesicht mit einem so rührenden Flehen, als ob bei dieser für sie die einzige Rettung läge.

Mathilde beugte sich herab und küßte die weiße Stirne, auf der die blonden Locken sich so anmuthig kräuselten.

„Heute kann ich Dir nichts sagen, komm' morgen Nachmittag wieder her, dann wollen wir weiter über die Sache sprechen."

„Ich werde kommen," antwortete Rosi mit einem Seufzer, „aber ich fürchte, Du wirst mir auch nicht helfen können." —

Am anderen Tage, als die Gatten beinahe schweigend ihr Mittagbrod verzehrt hatten, und der Direktor eben das

Zimmer verlassen wollte, wurde er durch seine Frau zurückgehalten.

„Ich wollte Dir noch etwas sagen," bemerkte sie leise.

Er blieb stehen und neigte den Kopf auf die Brust, als ob es gälte, nun endgiltig sein Verdammungsurtheil entgegenzunehmen.

„Ich habe Franz benachrichtigt, daß ich ihm die Frage, die ich damals unbeantwortet ließ, nun beantworten wolle. Er wird heute Nachmittag kommen, und ich möchte, daß Du hörst, was ich ihm zu sagen habe."

„Ich erfahre es ja noch nachher früh genug und es würde nur peinlich für Euch sein."

„Nein, ich bitte Dich darum, mir meinen Wunsch zu erfüllen. Du sollst unserer Unterredung im Nebenzimmer beiwohnen, nur durch die Portière von uns getrennt. Willst Du es thun?"

„Wenn Du es wünschest, ja!" —

Am Nachmittag stellte Franz sich ein und wurde von Mathilde in dem kleinen Salon empfangen. Er hatte etwas Gedrücktes in seinem Wesen, als er bei ihr eintrat, und warf einen forschenden Blick auf sie, offenbar war er nur gezwungen der Einladung gefolgt. Mathilde deutete auf einen Sessel, und er nahm Platz. Schweigend blickte er vor sich hin, eine inhaltsschwere Stunde stand ihm bevor, das wußte er, und ein seltsames Gefühl überkam ihn, wie sie mit verschränkten Armen ihm gegenüber hinter einem Fauteuil lehnend eine Weile still vor sich hin starrte und dann plötzlich die dunklen Augen zu ihm erhebend sagte: „Ich habe Dich gebeten, hieherzukommen,

um Dir die Frage zu beantworten, die Du vor einiger Zeit an mich richtetest."

Er zuckte leise zusammen und nickte mit dem Kopfe, ohne sie anzusehen.

„Ich könnte Dir die Frage mit drei Worten beantworten, aber wie die Dinge liegen, ist es nicht so kurz abzumachen, und ich bin es Dir schuldig und — und" — ihre Augen senkten sich und ihre Stimme klang beklommen — „noch viel mehr einem Anderen, über den Zustand meines Innern Rechenschaft abzulegen. Bis vor Kurzem war ich mir darüber selbst nicht klar, eine seltsame Starrheit hielt mein Herz befangen, eine Passivität, die ich als einen Krankheitszustand bezeichnen möchte. Ich wandelte wie im Traum, und es bedurfte der gewaltsamen Ereignisse der letzten Zeit, um mich daraus wachzurütteln. Und nun es geschehen, packt mich Entsetzen vor der Gefahr, in der ich mich befand, die mich leicht in einen Abgrund hätte taumeln lassen, und meine Hand tastet nach der stützenden, die mich retten, erheben soll, kraft der Liebe, die in meinem Herzen wohnt."

Sie hatte die letzten Worte mit einem Tone gesagt, in dem es wie ein inbrünstiges Flehen klang. Franz wußte nicht, daß sie mehr an einen Anderen, als an ihn gerichtet waren. Nun machte sie eine kleine Pause und dann erhob sich ihre Stimme zu einer Leidenschaft, wie sie noch nie aus diesem Munde geklungen.

„Du wolltest wissen, ob ich meinen Gatten liebe? — Ja, ich liebe ihn und ich möchte hier vor ihm niedersinken, seine Kniee umfassen und die Stelle küssen, auf die

sein Fuß tritt, denn es ist der edelste der Männer, den ich so lange schmählich verkannte! Und wenn er mich von sich stößt, so will ich ihm dienen als seine Magd und glücklich sein, wenn ein freundlicher Blick mich manchmal für meine Hingebung belohnt. O Franz, Du weißt nicht, wie Du ihn verkannt hast, wie Du Dich an ihm vergangen, an seinem großen, edlen Herzen, das so fern von Egoismus und kleinlicher Selbstsucht ist, wie der Himmel von der Erde. Und ich Elende, die ich mit Blindheit geschlagen war und seine Güte während der bisherigen Dauer unserer Ehe als etwas Selbstverständliches hinnahm!"

Sie mußte innehalten, weil die Erregung sie übermannte. Franz war auf seinem Platze in sich zusammengesunken, er hatte einmal, als ihre Stimme sich leidenschaftlich erhob, scheu zu ihr aufgeblickt, nun starrte er finster vor sich auf den Boden hin.

„Du weißt nun, wie es mit meinem Herzen steht," fuhr sie fort, „und ich könnte hinzufügen, geh', ich habe Dir nichts mehr zu sagen. Ich könnte es Dir überlassen, ob Du unser Lebensglück zerstören willst, indem Du irgend eine gewaltsame Handlung in Trotz und Wahnsinn begehst, wie mein Mann fürchtet. Aber konntest Du wirklich glauben, daß ich ihn verlassen hätte, daß ich meiner Pflicht abtrünnig geworden wäre, daß ich auf den Trümmern seines Glückes mir das meinige hätte, aufbauen können?" Sie holte ein paarmal tief Athem und sagte dann mit veränderter, weicher Stimme: „Nein, Franz, wenn Du das dachtest, dann kanntest Du mich nicht. Es ist wahr, Du warst mir ein theurer Jugendfreund, ich habe in Deiner

Abwesenheit öfter Deiner gedacht, und vielleicht hat auch einmal in einem stillen träumerischen Augenblick der Gedanke in mir sich leise geregt, daß wir uns einst mehr sein könnten. Aber zur festen Vorstellung, zum bestimmten Wunsch ist er nie geworden; als Du in die Fremde gingst, warst Du noch zu unfertig, um dem verwöhnten Mädchen einen tiefen Eindruck zu machen. Als dann der Direktor um meine Hand anhielt, war ich allerdings darüber befremdet, ich hatte bisher nur den väterlichen Freund in ihm gesehen und konnte die Vorstellung, daß er nun mein Gatte sein solle, nicht leicht mir aneignen. Auf Zureden der Mutter sagte ich ‚Ja', mein Herz war nicht befriedigt, aber ich fühlte die Kraft, ihm eine treue Gattin sein zu können. Das ruhig freundliche Verhältniß, das zwischen uns sich bildete, konnte allerdings keinem Theile Befriedigung bringen. Wie er darunter litt, kann ich nur ahnen, ich lebte aber wie im Traum, erfüllte nur meine Pflicht und glaubte damit genug zu thun, gab mir nicht die Mühe, einen tieferen Blick in sein Wesen zu gewinnen. Aus diesem Traum rütteltest Du mich auf, und ich war im ersten Augenblick besinnungslos. Du wolltest wissen, ob ich glücklich sei, und ich konnte die Frage nicht beantworten, denn der Zustand meines Innern zeigte kein ‚Ja' und auch kein ‚Nein'. Auch für Dich empfand ich nichts als Freundschaft, und als ich Dir zusagte, Dich am Abend zu treffen, that ich es nur aus Rücksicht für meinen Mann, den Du rufen wolltest, und der um keinen Preis erfahren sollte, was geschehen war."

Nun hielt sie wieder inne und blickte nach Franz hin-

über; der hatte die Hände vor's Gesicht gelegt, und die schweren Athemzüge seiner Brust verriethen seine innere Erregung; einmal stöhnte er schmerzlich auf.

„Du sollst ihn ganz kennen lernen, diesen Mann," fuhr Mathilde mit sanfter Stimme fort. „Ich weiß nicht, was zwischen Euch vorgefallen ist, er sagte mir nichts, aber ich merkte es ihm an, daß er seit lange keine ruhige Stunde hatte. Da wollte er neulich eine Reise antreten, von der es mir nur im letzten Augenblick gelang, ihn zurückzuhalten — eine Reise," sie schauderte leise zusammen, „von der er wahrscheinlich nicht zurückgekehrt wäre."

Sie athmete ein paarmal mühsam auf und drückte in dem überwältigenden Gefühl der Erregung die Hände vor's Gesicht. „O, es war eine entsetzliche Stunde, aber sie hat mir Erkenntniß gebracht! Als wir nach Hause kamen, hätte es nur eines Wortes bedurft, um mich zu seinen Füßen zu sehen, doch ich fühlte mich so von Schmach und Schuld ihm gegenüber beladen, daß ich es nicht wagte. Und dann hat er mir gesagt, daß ich Dich glücklich machen solle, er gäbe mich frei. Möchtest Du glücklich sein um diesen Preis?"

„O, sei still, Deine Worte vernichten mich," sagte Franz stöhnend.

„Du verkennst ihn nun nicht mehr?"

„Wo ist er, laß mich zu ihm, laß mich ihm sagen daß ich — daß ich —"

Seine Stimme brach in einem Schluchzen, er war aufgesprungen und stand mit dem Ausdruck der Verzweiflung in den Zügen vor Mathilde.

Sie ging zu der Portière des Nebenzimmers und hob sie auf, ihre Haltung hatte plötzlich eine Veränderung angenommen. Zaghaft, schüchtern, mit einer glühenden Röthe im Gesicht, die linke Hand über die Augen gelegt, während die rechte die Gardine hielt, stand sie da. So schien sie ihr Urtheil zu erwarten, und der Anblick mädchenhafter Verwirrung war bei dieser Frau von überwältigender Wirkung.

„Ernst," sagte sie leise.

Der Direktor trat langsam unter die Thüre, was er gehört, mußte ihn furchtbar erschüttert haben, denn die kräftige Gestalt zitterte, sein Gesicht war bleich und in seinen Augen schimmerte es feucht. Aber wie sein Blick auf Mathilde fiel, blitzte es in ihnen auf und er breitete die Arme aus. In demselben Augenblick lag sie aber schon vor seinen Füßen.

„Nun verstoße mich, ich habe es nicht anders verdient."

„Mein Weib! Mein Weib!" sagte er jauchzend und zog sie mit jäher Leidenschaft zu sich empor.

Franz ging leise nach der Thüre, aber als er sie öffnen wollte, bemerkte der Direktor es und machte sich sanft von Mathilde frei.

„Franz!" sagte er mit weicher Stimme.

Da stürzte Franz zu ihm hin, ergriff seine Hand, preßte sie innig und ein paar heiße Thränen fielen darauf.

„O, ich Narr, ich Frevler!" stammelte er zerknirscht.

„Mein Freund," antwortete Ernst Riehl mit warmem Tone.

„Wie hätte ich diese Güte verdient!"

„Klage Dich nicht an," sagte Mathilde, „wir Alle sind ja irrende Menschen. Es mußte so kommen, wie es gekommen ist, auch ich bin nicht ohne Schuld. Ohne diese Prüfung wären wir vielleicht nie zur Einsicht gelangt, sie hat uns erst geläutert. Aber Franz, hast Du es denn noch nicht selbst gefühlt, daß Du unter einer Täuschung befangen warst, daß Du im Grunde mich gar nicht liebst, so wie ich heute bin?"

Er sah sie betroffen an, was sie ihm da sagte, hatte er ja schon selbst empfunden, wenn auch nicht klar genug, um es sich deutlich zu machen. Hatte er denn nicht immer ihr gegenüber sich befangen, enttäuscht gefühlt und sie im Stillen sich anders gewünscht?

„Du bist in dem Wahne zurückgekehrt, das Mädchen von damals wiederzufinden, aber die Jahre und Verhältnisse haben mich verändert, ich bin ernster, reifer geworden, hat Dich das nicht schon früher manchmal an mir gestört?"

„In der That — ja."

„Wäre ich auch frei, so würde ich Dir doch nicht sein können, was Du wünschest. Du hattest Dich aber auf die Idee versteift, daß ich die Deine werden sollte, sie war so eng mit Deinem Denken und Empfinden verwachsen, daß Du Dich davon nicht befreien konntest, trotz des leise abmahnenden Gefühls in Deiner Brust. Hättest Du mich nicht als die Gattin eines Anderen angetroffen, Du wärest Dir der Täuschung gewiß bald bewußt geworden, aber gerade dadurch wurde Dein Widerstandsgefühl wachge-

rufen. So redetest Du Dir mit Gewalt ein, daß an meiner Veränderung nur meine unglückliche Ehe schuld sei und Du mich daraus befreien müssest. Meinst Du nicht, daß es so ist?"

„Du magst wohl Recht haben," sagte er nachdenklich.

Sie sah ihn lächelnd an und dann war es, als ob ihm plötzlich ein Licht aufginge, denn er machte eine hastige Bewegung und schlug sich vor die Stirn. Hatte er denn nicht schon öfters die beiden Schwestern miteinander verglichen und seufzend gewünscht, daß Mathilde wie die jüngere wäre? Und war denn die Lösung des Konflikts nicht so einfach, daß nur seine Verblendung sie ihn nicht hatte finden lassen! Ja, hätte er in Mathilde eine Glückliche gesehen, es war kein Zweifel, er wäre dann längst darauf verfallen. Mathilde flößte ihm Respekt ein, Rosi stand im Denken und Empfinden mit ihm auf gleichem Fuß. War da eine Frage, welcher in Wirklichkeit sein Herz gehörte?

Eine Weile stand er in sich versunken da, dann kam plötzlich eine große Unruhe über ihn und er schickte sich zum Gehen an. Leise sagte er zu Mathilde: „Ich war in der letzten Zeit so selten bei Deinen Eltern, und Rosi schien neulich so erschreckt, daß ich —"

Er schwieg beschämt und blickte vor sich nieder, dann sagte er stammelnd: „Glaubst Du, Mathilde, daß sie — daß Rosi — ?"

„Frage sie selbst, was Du sie zu fragen hast," sagte sie nach der Thüre deutend.

Der Direktor hatte auf ihre leise Bitte das Mädchen,

das unten warten zu lassen sie Anweisung gegeben, herbeigeholt. Mathilde verließ mit ihrem Manne das Gemach.

Rosi stand auf der Schwelle, eine feine Röthe im Gesicht, die kleinen Hände ängstlich vor der wogenden Brust gefaltet, so blickte sie auf Franz. Dieser wandte sich ihr hastig zu und bei dem Anblick der holden Verwirrung dieser lieblichen Mädchengestalt fiel die letzte Binde von seinen Augen.

„Rosi!" sagte er leidenschaftlich.

Sie blickte schüchtern und fragend zu ihm auf.

„Mathilde hatte mir gesagt, daß ich hieherkommen sollte," sagte sie, „daß ich Sie treffen würde, wußte ich nicht."

„Und es ist Ihnen unangenehm, mich hier zu finden, Fräulein Rosi? Bitte, sagen Sie es mir."

„Ach, Sie fragen so sonderbar. Sie sind überhaupt so seltsam, daß kein Mensch aus Ihnen klug wird," sprudelte die Kleine plötzlich heftig heraus. „Und da soll man sich noch freuen, Sie zu treffen, wenn Sie — wenn Sie einem nur immer — "

Sie brach erröthend ab.

„Ich weiß ja, daß ich Ihnen gar nicht gefalle, Fräulein Rosi —"

„Das habe ich nicht gesagt," fiel sie ihm hastig in's Wort. „Nur freilich —"

„Nur nicht so, wie in der letzten Zeit? Ja, Sie haben es mir ja damals gesagt, daß es so nicht bleiben könne."

Rosi hob abwehrend die Hand, ihr Gesicht überzog sich mit Purpurröthe.

„Pfui, wie schlecht Sie sind!"

„Das eben ist ja meine Befürchtung, daß Sie so von mir denken," sagte Franz befangen. „Es ist ja auch wahr, ach, Sie wissen nicht, Rosi, welch' ein wahnsinniger Thor ich war."

„Nein, das ist zu schlecht von Ihnen, mir das so in's Gesicht zu sagen — das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!" stieß das Mädchen plötzlich schluchzend hervor und bedeckte das Gesicht mit den kleinen Händen.

„Rosi!" sagte er erschreckt.

„Gehen Sie, gehen Sie, Sie schändlicher Mensch!"

Franz stand einige Sekunden rathlos da, dann ging es wie Wetterleuchten über sein Gesicht, der letzte Zweifel war aus seiner Seele entschwunden.

„Rosi," sagte er mit bebender Stimme, „Sie mißverstehen mich. Es kommt ja nur auf Sie an, daß es anders wird zwischen uns Beiden. Hören Sie, nur auf Sie."

„Nein, nein, nein!" wehrte sie halb schamhaft, halb zornig ab.

Franz trat schnell an sie heran und faßte ihre Hände.

„Rosi, sind Sie mir denn ein wenig gut?"

„Sie wollen mich wohl noch einmal zum Besten haben?"

„Nein, gewiß nicht."

Sie antwortete nicht darauf.

„So habe ich mich also geirrt?" sagte er traurig.

Ein Moment des Zauderns, noch ein heftiges Aufschluchzen und dann plötzlich schlang sie die Arme um ihn.

„O Franz — böser Franz, wie hast Du mich gequält!"

„Rosi, meine Rosi," sagte er entzückt sie an sich pressend. „O, nun ist Alles, Alles gut!" —

Eine Stunde später wanderten zwei glückliche Menschenpaare durch den dämmernden Abend der Rosner'schen Wohnung zu. Jedes eng Arm in Arm, Schulter an Schulter geschmiegt. Und während Franz noch bei Frau Rosner im Wohnzimmer um Rosi warb, waren der Direktor und Mathilde leise zu dem Kranken hineingegangen. Dieser stand auf seinen Stock gestützt am Fenster und hatte das Oeffnen der Thüre nicht bemerkt, nun bei dem Rauschen eines Gewandes sich umdrehend, sah er Mathilde mit ihrem Gatten im Zimmer, und ehe er ein Wort sagen konnte, kniete seine Tochter vor ihm nieder.

„Vater," sagte die junge Frau mit einem leidenschaftlich innigen Ton, wie er ihn nie von ihr gehört, „segne uns noch einmal — diesmal zu einem wahren Ehebunde."

Der Kranke blickte mit einem Ausdruck tiefer Rührung auf die Beiden nieder, sein im Leiden geprüftes und geläutertes Herz schien sie sofort zu verstehen. Er legte die zitternden Hände auf die Häupter des Paares.

„Meine Kinder —" sagte er mit erstickter Stimme.

Gleich darauf traten auch die Anderen in's Zimmer und er erfuhr die frohe Botschaft eines neuen Glückes.

Nachher saßen die sechs Menschen bei einem improvisirten Verlobungsmahl beieinander, aber nicht lange hielten Mathilde und der Direktor es in der Gesellschaft der Uebrigen aus. Es zog sie fort in ihr eigenes Heim, allein

zu sein mit dem eben gefundenen Glück, war es doch, als hätten sie heute erst ihre Vermählung gefeiert. Als sie vor die Thüre hinaustraten, leuchtete über ihren Häuptern der ewige Sternendom, und in dem milden Luftzug grüßte es sie wie eine unsichtbare Friedenshand. Eben schoß ein Meteor mit seltener Deutlichkeit an dem dunklen Horizont vorüber.

„Auf unser Glück!" sagte Mathilde mit schnellem Wunsch.

Der Direktor legte den Arm um sie und fühlte beseligt, wie ihre Wange zärtlich sich an sein Gesicht schmiegte.

„Weißt Du, daß ich für die freie Zeit, die ich vor mir habe, eine treffliche Verwendung wüßte?" bemerkte er.

„Nun?"

„Eine Reise nach Italien."

„O, wie herrlich wäre das!"

„So ist es abgemacht. Und als ein neues Paar kehren wir dann in unser Haus zurück."

„Unsere Hochzeitsreise," sagte sie leise.

Er zog sie stürmisch an sein Herz.

„Ja, denn nun erst bist Du mein!"

Die Einsiedlerin von Dschiuhn.

Aus dem Leben einer merkwürdigen Frau.

Mitgetheilt von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Als der berühmte englische Staatsmann William Pitt der Jüngere auf dem Gipfel seines Ansehens stand, und sein Haus in London einen der gesellschaftlichen Sammelplätze für die vornehme Welt bildete, da war es die Nichte des mächtigen Ministers, Lady Esther Stanhope, welche ihrem unverheiratheten Oheim nicht nur das Hauswesen führte, sondern dem Staatsmanne auch als Sekretär diente. Zahlreich waren die Bewerbungen um die Hand der schönen Lady, allein so glänzend auch viele der Parthien waren, die sie hätte machen können, ihr Herz blieb unberührt, und beharrlich schlug sie alle Heirathsanträge aus. „Sie wolle den Onkel nicht verlassen, der in so vielen Beziehungen auf ihre Fürsorge angewiesen sei," lautete gewöhnlich ihr Bescheid. Allein auch später, als Pitt im Jahre 1806 gestorben war, änderte Lady Esther ihre Abneigung gegen eine Vermählung keineswegs. Jetzt verließ sie zwar das Hauswesen des Oheims, aber nur, um ganz ihren sonderbaren Neigungen zu leben.

Mit ihrem mütterlichen Erbtheil und einer Staatspension von 1200 Pfund Sterl. zog sie sich zurück und vertiefte sich in geographische Studien und Reisepläne.

Mit ihrer stattlichen äußeren Erscheinung verband die Dame eine seltene Energie, aber auch einen großen Hang zum Bizarren und Abenteuerlichen. Ihrem Drange, die Welt zu sehen und Menschen kennen zu lernen, that sie zunächst dadurch Genüge, daß sie sich auf Reisen begab, halb Europa durchstreifte und in den bedeutendsten Hauptstädten eine Zeit lang sich aufhielt. Da sie schön, reich und mit guten Empfehlungen ausgerüstet war, wurde es ihr überall leicht, Zutritt zu den ersten Kreisen zu finden. Die Reise gestaltete sich vielfach zu einem Triumphzug für sie, indem sie an verschiedenen Orten zahlreiche Anbeter fand, von denen sie mit Heirathsanträgen bestürmt wurde. Allein auch jetzt vermochte Keiner ihr Herz zu rühren und sie für den Beruf der Gattin und Hausfrau geneigt zu machen. Ob dies nun wirklich in einer allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen das männliche Geschlecht begründet, oder ob es nicht vielmehr die Folge einer stillen, unglücklichen Liebe war, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Einige ihrer Zeitgenossen behaupteten, daß sie eine tiefe Neigung für einen jungen englischen Offizier im Herzen getragen habe, der damals in Spanien den Heldentod starb, und dem sie unverbrüchliche Treue gelobt habe. Genug, auch die verlockendsten Anerbietungen zu einer Vermählung schlug Lady Esther ohne Weiteres aus. Sie schiffte sich schließlich mit einem zahlreichen Gefolge nach Konstantinopel ein, wo sie einige Jahre zubrachte und

wiederum den Mittelpunkt eines glänzenden Kreises der vornehmen Welt bildete.

Aber auch hier fand sie auf die Dauer keine Befriedigung. Nach mehrfachen Reisen durch Griechenland und die Türkei faßte sie endlich den Entschluß, Europa für immer den Rücken zu kehren und sich in Syrien bleibend niederzulassen. Dem Entschluß folgte alsbald die That. Auf einem englischen Fahrzeuge, das zugleich den größten Theil ihrer Schätze, eine Menge Juwelen und Geschenke aller Art von sehr bedeutendem Werthe trug, trat sie die Reise nach Syrien an. Allein das Glück war ihr nicht günstig. Infolge eines Sturmes scheiterte das Schiff im Meerbusen von Makri, der Insel Rhodus gegenüber, und wurde zertrümmert. Nur mit knapper Noth gelang es der Lady, an ein Brett des Schiffes geklammert sich über Wasser zu halten. Zu ihrem Glück trieben sie die Wellen an den Strand einer kleinen verlassenen Insel, während Alles, was sie mitgeführt hatte, den Wogen des Meeres zum Opfer fiel. Vierundzwanzig Stunden verbrachte sie auf dem öden Eilande, bis sie von vorüberfahrenden Schiffern entdeckt und nach Rhodus gebracht wurde, wo sie sich an den englischen Konsul wendete, der sich ihrer annahm und sie nach England zurückbringen ließ.

Allein die üblen Erfahrungen, die sie auf dieser Reise hatte machen müssen, kühlten ihre Sehnsucht nach Syrien keineswegs ab. Kaum hatte sie sich von den erlittenen Strapazen einigermaßen erholt, als sie auf's Neue Anstalten zum Aufbruch traf. Frei und unabhängig, wie die Lady war, verursachte es ihr wenig Schwierigkeiten, den

Rest ihrer Besitzungen zu Geld zu machen, abermals ein Schiff auszurüsten und mit zahlreicher Dienerschaft unter Segel zu gehen. Sie war noch immer reich genug, um ihrem Lieblingsplane nachhängen zu können. Und diesmal ging die Fahrt ohne Unfall von statten.

Lady Stanhope landete in Latakia, an der Küste von Syrien, siedelte sich in der Nähe dieser Stadt an, legte sich mit Eifer auf die Erlernung des Arabischen und nahm eine Menge Personen zu sich, welche ihr die Verbindung mit den arabischen, drusischen und maronitischen Völkerschaften des Landes zu erleichtern im Stande waren; all' ihr Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, sich auf Entdeckungsreisen vorzubereiten, die sie in den am wenigsten bekannten Theilen Arabiens, Mesopotamiens und der syrischen Wüste zu unternehmen beabsichtigte.

Als sie sich mit der Sprache, sowie mit den Sitten und Gebräuchen der Länder genau bekannt gemacht hatte, bildete sie eine zahlreiche Karawane, belud Kameele mit reichen Geschenken für die Araber, und durchreiste Syrien nach allen Richtungen. In Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Homs, Baalbeck und Palmyra nahm sie einen längeren Aufenthalt. Der Glanz, mit dem sie sich zu umgeben wußte, und ihr mysteriöses Wesen machten überall den größten Eindruck, und namentlich die Beduinenstämme, welche ihr den Zugang zu den Ruinen von Palmyra erleichtert hatten, waren von ihrer Schönheit und Freigebigkeit so begeistert, daß sie sich zu Tausenden um ihr Zelt schaarten und sie zur „Königin von Palmyra" ausriefen. Gleichzeitig schlossen sie unter einander einen Vertrag, nach

welchem jeder unter dem Schutze dieser Königin stehende Europäer ungefährdet die Ruinen von Baalbeck und Palmyra sollte besuchen dürfen, wenn er sich zur Zahlung eines Tributs von tausend Piastern verstände.

So lange Lady Stanhope lebte, wurde dieser Vertrag auch in der That von den Arabern treulich gehalten. Allein diese dort ganz ungewohnte Ergebenheit jener Stämme einer Fremden gegenüber erregte bald die Eifersucht und den Widerspruch eines anderen Beduinenstammes, welcher mit den übrigen zerfallen war, und diese Feindschaft hätte der Lady beinahe das Leben gekostet. Noch zur rechten Zeit wurde sie indeß gewarnt, und nur ihrer eiligen Flucht bei Nacht und der Schnelligkeit ihrer Pferde hatte sie ihre und ihrer Leute Rettung zu danken. Nachdem sie glücklich Damaskus erreicht, begab sie sich unter den Schutz des türkischen Pascha's, an welchen die Pforte sie angelegentlich empfohlen hatte, und hielt sich hier einige Monate auf.

Aber ruhig am Orte zu bleiben, war ihr damals noch nicht möglich. Bald machte sie sich abermals auf und durchstreifte Kleinasien und Syrien nach allen Richtungen, bis sie endlich in einer fast unzugänglichen Einöde, nahe bei dem alten Sidon (jetzt Saïda) auf einem der Berge des Libanon Halt machte, wo es ihr so wohl gefiel, daß sie sich daselbst dauernd niederzulassen beschloß. Der Pascha von St. Jean d'Acre, Abdallah-Pascha, der ihr sehr ergeben war, kam ihr in diesem Vorhaben fördernd entgegen, indem er ihr die Ueberreste eines alten Klosters und das von Drusen bewohnte Dorf Dschiuhn abtrat.

Lady Stanhope ließ nun mehrere von einer Mauer umschlossene Häuser errichten, die in ihrer Gesammtheit einer Festung des Mittelalters ähnlich sahen, und legte dabei einen Garten nach türkischem Muster an, wo man Blumen, Früchte, Weinlauben, Kioske mit Skulpturen und arabischen Malereien, in marmornen Betten rinnendes Wasser, Springbrunnen und Haine von Orangen-, Feigen- und Citronenbäumen fand. Hier lebte sie in orientalischem Luxus, umgeben von einer großen Zahl europäischer und arabischer Dolmetscher, schwarzer Sklaven und weißer Dienerinnen, zugleich in freundschaftlichen Beziehungen zur Pforte, zu Abdallah-Pascha, zu Emir Beschir, dem Fürsten des Libanon, und besonders zu den arabischen Scheiks der syrischen und mesopotamischen Wüsten.

Dieses Leben verschlang aber begreiflicher Weise große Summen. Trotz des See-Unglücks, von welchem Lady Esther früher betroffen worden war, besaß sie noch immer ein beträchtliches Vermögen, sah sich aber nach mannigfachen Verlusten schließlich auf ein jährliches Einkommen von 30,000 bis 40,000 Frcs. beschränkt. Sie konnte sich infolge dessen nicht mehr so freigebig gegen die ihr befreundeten Machthaber und Beschützer zeigen wie bisher, was allmählig ihr Verhältniß zu denselben immer mehr abkühlte. Dazu kam, daß auch die Zahl ihrer Diener und Dienerinnen theils durch den Tod, theils durch Auswanderung merklich abnahm, und so geschah es, daß Lady Stanhope bald ziemlich vereinsamt dastand. Aber gerade in dieser Situation zeigte sich ihre Willensfestigkeit und ihr an's Heroische streifender Cha-

rakter. Trotz ihrer Verlassenheit fiel es ihr nicht ein, ihr selbstgewähltes Asyl zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Selbst die Aussicht auf ein freudloses, der nöthigen Pflege entbehrendes Alter konnte sie nicht bestimmen, ihr Vaterland wieder aufzusuchen. Ohne Bücher zu ihrer Unterhaltung, ohne brieflichen Verkehr mit der Heimath, ohne Freunde und sogar ohne treu ergebene Diener lebte diese merkwürdige Frau in ihrer Einsamkeit dahin, nur umgeben von einigen Negerinnen, einigen Kindern schwarzer Sklaven und einer Anzahl Araber, denen es oblag, ihren Garten und ihre Pferde zu besorgen und über ihre persönliche Sicherheit zu wachen.

Bei den Syriern sowohl wie bei den Arabern genoß sie übrigens noch immer das Ansehen einer Majestät und wurde, namentlich vom Volke, mit einer geheimnißvollen Scheu betrachtet. Vielfach hielt man sie für eine Zauberin, die mit überirdischen Mächten eine geheime Verbindung unterhalte, und nannte sie geradezu „Sibylle des Libanon". Daher mochte es kommen, daß selbst ein Gewalthaber wie Ibrahim Pascha von Egypten die Bedeutung der Lady nicht gering anschlug. Als nämlich dieser im Jahre 1831 in Syrien einfiel, welches sein Vater zur Vormauer eines egyptisch-kretischen Reiches zu machen beschlossen hatte, und Lady Stanhope die Drusen zum Widerstande anfeuerte, ließ Ibrahim sie um Neutralität bitten. Ein solches Ansuchen ist wohl noch nie von einem Kriegsherrn an eine alleinstehende Frau gestellt worden.

Für Europäer hielt es sehr schwer, Zutritt bei der „Sibylle des Libanon" zu finden, und so Mancher, der auf

seiner Reise nach diesem Lande, von Neugier getrieben, sich verleiten ließ, einen Abstecher nach ihrer Einsiedelei zu machen, mußte wieder abziehen, ohne sie gesehen und gesprochen zu haben.

Auch der berühmte französische Dichter Lamartine, welcher in den Jahren 1832 und 1833 eine Reise in den Orient unternahm, konnte der Versuchung nicht widerstehen, von der Hauptstraße abzulenken und in der Eremitage des Libanon vorzusprechen. Und mit diesem machte Lady Esther eine Ausnahme. Hören wir nun, was Lamartine von der seltsamen Frau zu erzählen weiß.

„Mit keinem Briefe an sie versehen," berichtet derselbe, „hatte ich nur wenig Hoffnung, ihre Bekanntschaft zu machen; da ich aber wußte, daß sie mit den Arabern in Palästina und Mesopotamien noch immer in einer gewissen, obschon lockeren Verbindung stand, und daß eine Empfehlung von ihr mir für meine ferneren Reisen sehr förderlich sein konnte, übersandte ich ihr durch einen Araber einen Brief, worin ich um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen.

Die Antwort blieb nicht lange aus. Nach wenigen Tagen fand sich ihr Stallmeister, der zugleich ihr Arzt ist, bei mir ein mit dem Auftrage, mich nach Dschiuhn zu begleiten. Ich nahm außer einem Bedienten und einem Führer noch zwei Begleiter mit, verließ mit ihnen zu Pferde Beirut und schlug den Weg nach Saïda ein. Als wir dieses verlassen, erstiegen wir kahle, zerklüftete Kreideberge. Jeder erstiegene Hügel ließ uns einen noch höheren erblicken, der umgangen oder erstiegen werden mußte. Diese

Berge sind ganz entblößt von allem Pflanzenwuchse, gleichsam Berggerippe, welche die Wasser und Stürme seit Jahrhunderten benagt haben. Hier hätte ich nicht die Wohnung einer Frau zu finden erwartet, welche die ganze Welt durchreisen konnte. Endlich wurde ich von der Höhe eines dieser Felsen ein tieferes und weiteres Thal gewahr, das auf allen Seiten von noch majestätischeren aber nicht minder kahlen Bergen eingeschlossen war. In der Mitte dieses Thales erhebt sich, gleich dem Fuße eines großen Thurmes, der Berg Dschiuhn; auf demselben erblickt man eine Fläche, die ein paar hundert Klafter lang mit schöner, anmuthiger Vegetation bedeckt ist. Eine weiße Mauer, an deren einem Ende ein Kiosk stand, schloß diese grüne Fläche ein.

Hier war die Wohnung der Lady Esther; wir erreichten sie um Mittag. Ihr Haus ist nicht das, was man in Europa so nennt, nicht einmal ein Haus nach morgenländischem Begriffe, sondern ein verworrenes, seltsames Gemisch von zehn bis zwölf kleinen Häuschen, jedes nur ein oder zwei Zimmer im Erdgeschoß enthaltend, ohne Fenster, und von einander durch kleine Höfe oder Gärten getrennt. Das Ganze gleicht einem der armen Klöster von Bettelmönchen, die man in Italien und Spanien auf hohen Bergen findet.

Ihrer Gewohnheit gemäß war Lady Stanhope nicht vor drei oder vier Uhr des Nachmittags zu sprechen. Man führte uns in eine Art kleiner Zelte, ohne Licht und ohne Möbel, einen Divan ausgenommen, und trug uns ein Frühstück auf, bei welchem wir das Erwachen der unsichtbaren Wirthin erwarteten. Um drei Uhr endlich meldete man mir,

daß ich willkommen sei. Ich schritt durch einen Hof, einen Garten, einen Kiosk mit Jasminwänden, dann durch ein paar dunkle Korridors und wurde endlich durch ein Negerkind von sieben bis acht Jahren in das Kabinet der Lady geführt. In demselben herrschte eine so tiefe Finsterniß, daß ich Mühe hatte, die edlen, ernsten, majestätischen und doch sanften Züge der weißen Gestalt in orientalischer Tracht zu erkennen, welche sich vom Divan erhob und auf mich zuging, indem sie mir die Hand reichte. Lady Esther war zwar über fünfzig Jahre alt, aber noch immer schön. Auf dem Kopfe trug sie einen weißen Turban, auf der Stirne eine purpurfarbige Binde, die auf jeder Seite des Kopfes bis zu den Schultern herabfiel. Ein langer gelber Kaschmirshawl, ein weites, türkisches Gewand von weißer Seide mit fliegenden Aermeln hüllten ihre ganze Gestalt in einfache und würdevolle Falten; nur durch die Oeffnung, welche diese erste Tunika auf ihrer Brust ließ, erblickte man ein zweites Gewand von geblümtem persischem Stoff, welches bis zum Halse reichte, und dort durch eine Perlenagraffe befestigt war. Türkische Halbstiefel, von gelbem, mit Seide gesticktem Maroquin vollendeten dieses schöne morgenländische Kostüm, das sie mit der Freiheit und dem Anstande einer Person trug, die von Jugend auf kein anderes getragen hat ..."

Lamartine wird nun sehr freundlich willkommen geheißen, ihm aber sofort bedeutet, daß eine Ausnahme mit ihm gemacht werde, wenn sie ihn hier empfange. „Ich wünsche einen Mann kennen zu lernen," bemerkte sie dann,

„der wie ich Gott, die Natur und die Einsamkeit liebt... Halten Sie mich nicht für verrückt, wie die Welt mich oft nennt. Es gibt eine Wissenschaft, die heutzutage in Europa verloren ist, aber im Orient, wo sie geboren wurde, noch jetzt lebt. Ich besitze dieselbe: ich lese in den Sternen. Wir sind Alle Kinder eines jener himmlischen Lichter, die bei unserer Geburt herrschten, und deren glücklicher oder unglücklicher Einfluß in unseren Augen, auf unseren Stirnen, in unseren Zügen, in den Linien unserer Hand geschrieben ist... Soll ich Ihnen Ihre Zukunft vorhersagen?" Ich lehnte dies Anerbieten lächelnd ab. Ein schwarzer Sklave trat ein, verneigte sich tief vor ihr, indem er mit der Stirne den Teppich berührte und die Hände auf den Kopf legte, und sagte einige Worte auf Arabisch zu ihr. „Gehen Sie," sagte sie dann zu mir, „Ihr Mittagsmahl ist bereit... Ich selbst esse nie mit Jemand und lebe sehr einfach. Brod und Früchte, die ich genieße, sobald ich das Bedürfniß empfinde, genügen mir; eine solche Mahlzeit mit mir zu theilen kann ich keinem Gaste zumuthen." Ich wurde nun in eine Laube von Jasmin und Rosenlorbeer geführt, wo für mich und einen meiner Begleiter gedeckt war. Wir aßen sehr schnell; Lady Esther wartete aber nicht, bis wir geendet hatten, sondern ließ mich wieder zu sich rufen. Ich fand sie, eine lange morgenländische Pfeife rauchend; sie ließ auch mir eine bringen. Die elegantesten und schönsten Frauen des Orients rauchen zu sehen, war ich bereits gewöhnt und fand darin nichts Anstößiges mehr. Wir sprachen lange miteinander, immer über das geheimnißvolle Lieblingsthema dieser merk-

würdigen Frau, dieser Circe der Wüste, welche in Allem an die berühmten Zauberinnen des Alterthums erinnerte.

Lady Esther erzählte nun von ihrem Leben in dieser Einsamkeit. „Ich werde alt," sagte sie, „habe mein Vermögen sehr geschwächt und bin jetzt auf diesem öden Felsen allein und mir selbst überlassen, dem ersten Verwegenen preisgegeben, der meine Thore zu sprengen Lust hat, umgeben von einer Schaar untreuer Diener und undankbarer Sklaven, die mich täglich plündern und bisweilen selbst mein Leben bedrohen."

Nachdem wir mehrere Pfeifen geraucht und einige Tassen Kaffee getrunken hatten, sagte Lady Esther: „Kommen Sie, ich will Sie in ein Heiligthum führen, wohin ich sonst keinen Fremden lasse, in meinen Garten." Wir stiegen nun mehrere Stufen hinab und ich durchwanderte mit ihr einen der schönsten türkischen Gärten, die ich im Morgenlande gesehen habe. Dunkle Lauben, von deren grünen Decken statt der Kronleuchter die funkelnden Trauben des gelobten Landes herabhingen; Kioske, wo die in Stein gehauenen Arabesken sich mit Jasmin und Schlingpflanzen verschlangen; marmorne Bassins, in denen ein aus weiter Ferne hergeleitetes Wasser in schimmernden Strahlen emporsprang; Alleen, bepflanzt mit allen Fruchtbäumen Europa's und Asiens; grüne Rasenflächen mit blühenden Büschen und marmornen Einfassungen, welche Blumen umschlossen, die mir unbekannt waren — dies waren die verschiedenen Bestandtheile des Gartens. Wir ruhten in mehreren Kiosken aus, und nie verlor die unerschöpfliche Unterhaltung der Lady ihren mystischen Ton.

Nachdem wir zurückgekehrt waren, bat ich sie wiederholt, daß sie gestatten möchte, ihr meinen Freund und Reisegefährten Herrn v. Parseval vorzustellen, der mir wider meinen Willen nach Dschiuhn gefolgt war. Sie willigte ein, und wir brachten nun die Nacht in dem bereits beschriebenen kleinen Zimmer zu. Kaffee und Pfeifen erschienen, und bald war das Zimmer mit einer solchen Rauchwolke angefüllt, daß die Gestalt der Lady uns nur durch eine Atmosphäre erschien, welche dem magischen Dunstkreise der Beschwörungen ähnlich war. Sie sprach über Alles mit gleicher Kraft, Anmuth und Gewandtheit wie zuvor, da sie mit mir allein war, nur vermied sie jetzt erhabene und geheimnißvolle Dinge. So verging die Nacht in ungezwungenem Gespräch. „Kein Abschied!" sagte sie, als wir sie verließen, „wir werden uns hoffentlich öfter sehen. Ruhen Sie sich aus und erinnern Sie sich, daß Sie in den Einöden des Libanon eine Freundin zurückgelassen . . ." Sie reichte mir die Hand und wir schieden.

Die Hoffnung der Lady, dem Dichter Lamartine noch einmal wieder zu begegnen, hat sich nicht erfüllt; derselbe kehrte nicht lange nach diesem Besuche nach Frankreich zurück, während die Einsiedlerin von Dschiuhn in ihrem Asyle verblieb. Ihre Vermögensverhältnisse gingen in der Folge immer mehr zurück, und als man ihr schließlich gar die bis dahin gewährte Staatspension entzog, gerieth sie in schwere Bedrängniß. Alle ihre Diener, die bis dahin ihre Einsamkeit getheilt hatten, verließen sie, und zuletzt waren es nur noch ein paar Araber, die sich

ihrer annahmen. So starb Lady Esther Stanhope völlig verarmt am 22. Juni 1839 in dem Dorfe Dschiuhn im 63. Jahre ihres Alters, und mit ihr schied eine Frau, die jedenfalls zu den sonderbarsten Erscheinungen ihres Jahrhunderts gezählt werden muß.

Zwei Rivalen.

Bilder aus Peru und Chile.

Von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Die neun Republiken Südamerika's, welche jetzt das Gebiet der ehemaligen spanischen Herrschaft unter sich getheilt haben, bieten im Allgemeinen ein wenig erfreuliches Bild. Seit sie sich in den Jahren 1812 bis 1824 in harten wechselvollen Kämpfen von dem Mutterlande losrissen, sind sie der stete Tummelplatz wilden Parteihaders und endloser Revolutionen gewesen, und so reich die Natur das Füllhorn ihrer Gaben über sie ausgeschüttet, so wenig haben sie vermocht, dieselben weise zu benützen und wahrer Kultur dauernd bei sich Eingang zu verschaffen. Der Rassenhaß zwischen den Nachkommen der spanischen Eroberer und der zahlreicheren Mischlingsbevölkerung wirft immer auf's Neue giftgeschwollene Blasen auf, ein gewalthaberischer

Diktator verjagt den anderen, und kaum ein Jahrzehnt ist einer der Republiken zum ruhigen friedlichen Gedeihen zwischen den unaufhörlichen Bürgerkriegen geblieben.

Nur Argentinien und Chile haben eine vortheilhafte Ausnahme gemacht; beide erhielten neue Stärkung aus dem Zufluß zahlreicher Einwanderer, besonders auch deutschen Blutes, und zumal Chile ist es gelungen, sich verhältnißmäßig schnell aus einer wilden Anarchie zu geregelten Verhältnissen durchzuarbeiten. Es ist bezeichnend, daß Chile der einzige der neun Freistaaten ist, der in einem halben Jahrhundert nur viermal seine Präsidenten gewechselt hat, und man kann die Republik wohl nicht mit Unrecht den bestregierten Staat in ganz Südamerika nennen. Im Gegensatz dazu ist in Peru in derselben Zeit die Regierungsgewalt, ganz abgesehen von kleineren Aufständen, nicht weniger als zwanzigmal in andere Hände übergegangen, und es erklärt sich vielleicht durch diesen Umstand allein die weiter unten näher berührte Thatsache, daß das kleinere Chile seinen weit größeren nördlichen Nachbar und Rivalen in den letzten Jahren total geschlagen und auf seine ferneren Schicksale einen geradezu bestimmenden Einfluß gewonnen hat.

Chile wie besonders Peru sind Stätten uralter Kultur. Zahllose Monumente von wahrhaft gigantischer Ausdehnung und wohl würdig, den größten Bauwerken der Egypter und Römer an die Seite gestellt zu werden, erzählen noch heute von den Wundern einer längst vergangenen und fast vergessenen Zeit. Als die gold- und blutdürstigen spanischen Abenteurer unter Pizarro's Führung im 16. Jahrhundert

den Boden Peru's betraten, waren sie überrascht von der hochentwickelten Civilisation, die sie im Reiche der Inkas antrafen.

Einst vor vielen Jahrhunderten, so erzählten die peruanischen Sagen, habe der Sonnengott seinen Sohn Manco Capac mit Schwester und Weib nach Peru entsendet, Kultur und Sitte über Volk und Land zu verbreiten. Manco Capac wurde der Stammvater der Könige und des hohen Adels, und seine Nachfolger breiteten das anfänglich kleine Reich außer über Peru auch über fast ganz Chile nach dem Süden und bis nach Quito im Norden aus. Ein eigenthümlich kommunistisch-patriarchalisches Regiment ordnete und regelte das Staatswesen und die bürgerlichen Verhältnisse. Alles Land gehörte dem Staat; ein Drittel desselben war für die Kosten des Hofes und der Regierung, ein Drittel für den Unterhalt der Tempel, ein Drittel endlich für die Bevölkerung selbst nach strengen Normen bestimmt. Handwerker und Gewerbetreibende für eigene Rechnung gab es nicht, sie Alle arbeiteten ausschließlich für staatliche Rechnung. Wahrhaft großartige Bewässerungsanlagen und riesige Wegebauten waren unter der Wirkung dieser straffen Regierungsart entstanden. Die Spanier konnten nicht genug staunen über die Pracht der festen Königsstadt Cuzko mit ihren Schlössern und Tempeln, noch mehr aber staunten sie über die trefflichen Straßen, welche, von der Hauptstadt strahlenförmig auslaufend, das ganze Land durchzogen. Da fehlte es nicht an grandiosen Brückenanlagen und hohen Steinviadukten, und zu beiden Seiten der Straße liefen in rein-

lichen Steinrinnen Bäche. Es scheint kaum zweifelhaft, daß diese Kultur asiatischen Ursprungs ist; wahrscheinlich sind frühzeitig Buddhapriester von Hinterindien oder China nach der südamerikanischen Küste gekommen und haben hieher, allerdings den Anschauungen des von ihnen vorgefundenen Volkes sich möglichst anschmiegend, die Religion ihrer Heimath und zugleich deren fortgeschrittene kulturelle Errungenschaften verpflanzt.

Aber nicht die stolze Vergangenheit jener Länder, von der nur noch Ruinen zeugen, sondern die Gegenwart soll uns hier beschäftigen. Dieselbe zeigt für Peru freilich ein weniger erfreuliches Bild, als jene großen Werke, die noch heute in ihren Trümmern jedem Beschauer Ehrfurcht vor der inneren Tüchtigkeit des alten Inkareiches abnöthigen.

Was den Gebietsumfang des heutigen Peru betrifft, so ergaben die letzten Vermessungen und Zählungen einen Flächenraum von 1,119,941 Quadratkilometer mit circa drei Millionen Einwohnern, von denen der zehnte Theil uncivilisirte Indianer waren. Seitdem hat nun aber Peru in dem am 20. Oktober 1883 abgeschlossenen und am 8. März 1884 von der Nationalversammlung genehmigten Friedensschlusse mit Chile die Provinz Tarapacá für immer an letzteres abtreten müssen, während bezüglich der Provinzen Tacna und Arica eine Besetzung durch die Chilenen auf zehn Jahre festgesetzt wurde, nach deren Ablauf die Bewohner durch ein Plebiscit entscheiden sollen, ob sie definitiv zu Chile oder Peru gehören wollen.

In der äußeren Bodengestaltung Peru's lassen sich deutlich drei Theile unterscheiden: ein schmales, ziemlich

wüstes oder doch nur längs der Flußläufe fruchtbares Küstengebiet, das im Westen von den schroff in gigantischer Massenhaftigkeit aufsteigenden Kordilleren begrenzt wird; zwischen den zahlreichen Ketten der Anden selbst ein mineralreiches Hochland, und jenseit derselben an ihre westlichen Hänge anschließend das fruchtbare, reich bewässerte Tiefland der Quellströme des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse. Diese Ebenen, die Selvas, sind fast durchweg Stätten echt tropischer Ueppigkeit; heute zum großen Theil noch von ungelichteten Urwäldern bestanden, werden sie einst voraussichtlich urbares anbaufähiges Land für alle tropischen Kulturpflanzen geben.

Noch fehlen ihnen freilich vor Allem die nothwendigen Kommunikationen, wenn aber nicht alle Anzeichen trügen, wird eine nicht allzuferne Zeit Verbindungen nach Westen und Osten schaffen: Nach Westen durch die natürlichen reichen Wasserstraßen des Amazonenstromes und seiner zahlreichen Zuflüsse, nach Osten durch den weiteren Ausbau des peruanischen Bahnnetzes. Und für dieses ist in der That schon jetzt sehr viel geschehen, ja fast möchte man in seiner stetigen Erweiterung das einzige greifbare Zeichen wirklichen Fortschrittes in dem ganzen Staat erblicken. Seit einigen Jahren sind 2500 Kilometer Bahnlinien im Betrieb, fast tausend weitere Kilometer sind geplant, und einzelne Strecken reihen sich, was Kühnheit des Baues betrifft, den größten Meisterwerken moderner Ingenieurkunst würdig an. So ist z. B. die Arequipa-Punobahn, welche vom westlichen Abhang der Anden zur Hochebene des Titicacasee's führt, die höchste Gebirgsbahn

der Welt; während der Gotthardtunnel 1137 Meter über dem Meeresspiegel liegt, und die nordamerikanische Pacificbahn 2521 Meter erklimmt, ersteigt das Dampfroß hier mit 4580 Meter fast die Höhe des Montblancgipfels. Freilich bildet selbst in dieser Höhe hier unter den Tropen der Schnee kein Hinderniß für den Ingenieur, wohl aber war der Bau der Bahn in dem wild zerklüfteten Bergland im Uebrigen eine fast beispiellose That der Technik. Allein über eine Million Kilogramm Sprengmaterialien wurden verbraucht, und die Dünne der Luft in den gewaltigen Höhen machte besondere komplizirte Vorrichtungen zur Anfachung des Feuers unter der Lokomotive nothwendig.

Eine zweite noch nicht ganz vollendete Linie, welche die Hauptstadt Lima mit Oroya und Janja verbinden und die mineralreiche Gegend von Cerro de Pasco mit ihren Silber- und Eisengruben erschließen soll, wird die Anden gar in einer Höhe von 4770 Meter übersteigen. Die Verlängerung dieser Linie, welche auch bereits geplant und konzessionirt ist, würde dann auch die bekannte deutsche Kolonie Pozuzo berühren, die nach manchen Mißhelligkeiten neuerdings erfreulich aufblüht; 1855 gegründet, liegt der freundliche Ort auf den östlichen Abhängen des Hochgebirges, und liefert sowohl den Beweis, daß diese für die Deutschen ein durchaus gesundes Klima besitzen, als daß sie ein günstiger Boden für den sachgemäßen Anbau von Tabak, Kaffee und Reis bieten, welche Erzeugnisse nebst Spiritus die Hauptausfuhrartikel der kleinen Kolonie bilden. Im Uebrigen kann freilich nur davon abgerathen werden, den Strom der deutschen Auswanderung nach Peru

zu lenken; die politischen Verhältnisse sind noch zu wenig geklärt und der Ackerbau wie die Viehzucht, welchen beiden Erwerbszweigen deutsche Einwanderer sich erfahrungsgemäß am liebsten widmen, spielen heute noch eine untergeordnete Rolle gegenüber den Erzeugnissen des Bergbaues.

Dieser leistet trotz des seit Jahrhunderten betriebenen Raubbaues für Peru auch jetzt noch die Gewähr einer einstigen glücklichen Zukunft — das Land, in dem einst Pizarro und seine Genossen das Eldorado ihrer Träume zu erkennen glaubten, ist noch immer eines der metallreichsten der Welt. Die Hochebene besitzt besonders in der Nähe von Cerro de Pasco äußerst ergiebige Silbergruben, die jährlich gegen 17 Millionen Mark liefern, Gold ist auf den östlichen Abhängen der Anden in den Schluchten der Gebirgsthäler gefunden worden und noch wenig ausgebeutet, Kupfer und Quecksilber findet sich an verschiedenen Stellen.

Die eigenartigsten Produkte Peru's aber sind der Natronsalpeter und der Guano. Der Natronsalpeter, welcher besonders seit dem Aufblühen der europäischen Zuckerrüben-Industrie, für welche er unentbehrlich ist, an Werth und Bedeutung gewonnen hat, wird hauptsächlich in der südlichsten Küstenprovinz Tarapacá, die aber nunmehr, wie oben erwähnt, in den Besitz Chile's übergegangen ist, ausgebeutet und zwar in einem derartig wachsenden Maßstabe, daß, während vor fünfzig Jahren kaum 18,000 Centner ausgeführt wurden — 1876 der Export bereits auf 7 Millionen Centner gestiegen war; infolge des chilenischen Feldzuges sank er zwar in den letzten Jahren bedeutend,

ist aber jetzt seit der Wiederkehr einigermaßen erträglicher Verhältnisse bereits wieder in rapider Zunahme begriffen.

Der Guano — bekanntlich aus den Exkrementen zahlloser Küstenvögel bestehend — ist für die peruanischen Finanzen fast noch wichtiger geworden, als der Salpeter und gleich diesem in seiner Ausbeutung vom Staate monopolisirt. Nachdem die ungeheuren Vorräthe auf den Chincha-Inseln fast erschöpft waren, wurden neue große Lager auf einzelnen der Südküste Peru's gegenüber liegenden Inseln, sowie auf dieser selbst entdeckt, und diese sind, trotzdem der jährliche Export sich auf 30 bis 40 Millionen Mark beläuft, voraussichtlich noch auf Jahrzehnte ertragsfähig. Viele Hunderte von Millionen sind aus den riesigen Erträgen beider Staatsmonopole geradezu verschleudert worden und nur in den großartigen Eisenbahnanlagen zeigt sich eine nutzbringende Verwerthung der reichen Fundgruben. Chile hat jetzt durch den erwähnten Friedensvertrag auch werthvolle, bisher peruanische Guanostätten in seine Hand bekommen, sich aber gleichzeitig verpflichtet, von dem Ertrage derselben die Hälfte an die peruanischen Staatsgläubiger zu zahlen. Es ist kaum fraglich, daß das so in seinen wichtigsten Einnahmequellen beschränkte Peru, dessen Schuldenlast auf nahezu 1000 Millionen Mark gestiegen ist, vor einem großartigen wirthschaftlichen Bankerott steht, der sicher nicht nur den Staat treffen, sondern auch die private Handelsthätigkeit tief schädigen wird. Die letztere liegt zum größten Theile in europäischen Händen und konzentrirt sich, abgesehen von der glänzenden Hauptstadt Lima (102,000 Einwohner), auf die Hafenstädte, von denen

Callao, das nebst der gleichnamigen Provinz von den Chilenen besetzte Arica und Iquique die hervorragendsten sind.

Südlich der peruanischen Grenze, zwischen dieser und Chile, zu dem wir uns nunmehr wenden, ragt ein schmaler Keil des Gebietes der Republik Bolivia bis an die Küste des stillen Oceans — ein wüster, regenloser Wüstenstrich, der nur durch seine Salpeter- und Guanolager Bedeutung hat. Auch der Nordsaum Chile's selbst ist dürr und unfruchtbar und gilt als ein Theil der sich bis tief in bolivianisches Gebiet erstreckenden Wüste Atacama; jahraus, jahrein herrscht fast vollkommener Regenmangel, selbst die wenigen unbedeutenden Bergflüsse erreichen das Meer nicht, sondern verlaufen spurlos in der öden Fläche, die nur selten von kleinen Grasflecken, auf denen die Maulthierkarawanen rasten — unterbrochen wird. Dennoch hat diese Wüstenei, die früher ebenso verachtet wie gefürchtet wurde, neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, da sich zwischen den baum- und strauchlosen Sandflächen und den vereinzelten rauhen Felszügen enorme Salzsümpfe und Salpeterlager von sehr bedeutender Mächtigkeit, sowie Kupfer-, Borax- und Silberlager vorfanden. Auch Guano wird längs der ziemlich reichgegliederten und mit einigen guten Häfen versehenen Küste ausgebeutet, so daß diese bis vor fünf Decennien am meisten in ganz Chile vernachlässigte Provinz jetzt eine der wichtigsten und ertragsreichsten des Landes geworden ist; von der Küste führen Bahnlinien nach der aufblühenden Provinzialhauptstadt Copiapo und den Minenstädten des Inneren, und ein reger Verkehr hat sich nach dem Inneren Argentiniens entwickelt. Der wichtigste

Paß, der Portillo, führt hier in über 4000 Meter Höhe über die Kordilleren.

Südlich der Provinz Atacama ist der schmale, nur einige hundert Kilometer breite Küstensaum, welcher im Osten von den Anden begrenzt wird, deren höchste Gipfel zugleich die politische Grenze zwischen Chile und Argentinien bilden, reich bewässert und vortrefflich für den Ackerbau geeignet. Man hat die mittleren Provinzen Chile's nicht mit Unrecht den „Garten der neuen Welt“ nennen dürfen; das Klima ist, besonders an der westlichen Abdachung der Kordilleren, gesund und die Hitze durch die frischen See- und Gebirgswinde gemildert — in Süd-Chile speziell acclimatisirt sich der Deutsche ohne alle Schwierigkeit.

Diese günstigen klimatischen Verhältnisse, verbunden mit der großen Fruchtbarkeit des Bodens, haben die Entwickelung des Ackerbaues ungemein begünstigt; zwar übersteigt der Werth der Minenerträge den der Agrikulturprodukte immer noch fast um das Doppelte, aber die Landwirthschaft liefert doch von Jahr zu Jahr günstigere Resultate und beschäftigt gewiß die zehnfache Anzahl Arbeiter, wie der Bergbau. Chilenischer Weizen bildet bereits seit Jahren einen stehenden Artikel auf allen großen Märkten Südamerika's und ist auch bereits auf europäischen Plätzen erschienen; Gerste, Mais und Kartoffeln reifen in den südlicheren, die eigentlichen tropischen Kulturpflanzen, Tabak, Kaffee, Indigo und Baumwolle, in den mittleren Provinzen, und die chilenischen Winzer tragen sich ernstlich mit der Hoffnung, ihrem Traubensaft in nicht zu ferner Zukunft den Weltmarkt zu erobern.

Gemüse und Früchte gedeihen vorzüglich, chilenische Wallnüsse werden schon jetzt in bedeutendem Umfange nach Deutschland importirt, und es ist nicht unmöglich, daß die Nüsse, welche den Weihnachtsbaum unserer Leser in diesem Jahre schmücken werden, von deutschen Kolonisten in Chile gezogen wurden. Das deutsche Element hat sich hier in den letzten Jahrzehnten eine angesehene Stellung errungen; in Chile dürften zur Zeit 5000 bis 6000 Deutsche wohnen, die theils in den Städten als Gewerbetreibende thätig sind, theils in den aufblühenden Kolonien der südlicheren Provinzen Valdivia und Llanquihue als Ackerbauer eine recht gute Existenz gefunden haben; auch zwei deutsche Zeitungen erscheinen dort im fernen Süden.

Nicht nur die Natur des Landes aber scheint Chile zu einer besonders günstigen Stellung unter den südamerikanischen Republiken prädestinirt zu haben, auch die Bevölkerung selbst ist thatkräftiger und arbeitsamer, als in den übrigen Freistaaten; es sind verhältnißmäßig wenig Mischlingselemente unter ihr, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, wie der Umstand, daß schon seit 1811 hier keine Neger mehr eingeführt werden durften, während ein Zufluß freier Arbeiter begünstigt wurde, auf die innere Entwickelung des Staates von segensreichen Folgen gewesen ist.

Bei einem Gebiet von 636,769 Quadratkilometern zählt Chile jetzt circa 2½ Millionen Einwohner, während Peru und Bolivia relativ bedeutend dünner bevölkert sind. Die Produktionskraft ist im steten Steigen begriffen, der Handel äußerst lebhaft, die Ausfuhr betrug 1879 bereits 171

Millionen Mark, die Einfuhr bewerthete sich auf 91 Millionen, und es liefen in den chilenischen Häfen im gleichen Jahre nahezu 6000 Schiffe ein, an welchem Verkehr Deutschland mit der zweithöchsten Zahl betheiligt war. Das deutsche Reich hat übrigens in allen wichtigen Städten Konsulate; in der Landeshauptstadt Santiago ist es durch einen Ministerresidenten, in der bedeutendsten Hafenstadt Valparaiso durch einen Generalkonsul vertreten.

Auch in Bezug auf die Entwickelung seiner Verkehrswege muß Chile als der bestsituirte Staat Südamerika's bezeichnet werden; außer einem bereits ziemlich ausgebauten Straßennetz besitzt die Republik rund 1800 Kilometer Bahnlinien, also im Verhältniß zu seiner Größe viel mehr als Peru, und nahezu 9000 Kilometer Telegraphenlinien. Neben der materiellen Kultur ist aber — und wir möchten dies besonders hervorheben — die geistige keineswegs vernachlässigt worden, gerade Chile hat erkannt, daß ohne diese kein wahrhafter Fortschritt möglich ist. Sowohl für den Volksunterricht, wie für höhere Lehranstalten ist Sorge getragen, in Santiago besteht unter vielen anderen wissenschaftlichen Instituten eine treffliche Universität, die sich vor allen Hochschulen Südamerika's des besten Rufes erfreut, und eine Sternwarte unter der Leitung eines deutschen Professors.

Freilich ist die Kultur keineswegs über das ganze langgestreckte Staatsgebiet gleichmäßig verbreitet; die wüste Provinz Atacama im Norden mit ihrer rein dem materiellen Erwerb lebenden Minenbevölkerung setzt ihrer Ausbreitung ebenso bedeutenden Widerstand entgegen, wie die

südlichsten, erst seit dem neuesten argentinischen Grenzvertrage an Chile gekommenen Provinzen, in die allerdings gerade die eingewanderten Deutschen ein eminent civilisatorisches Element getragen haben.

Interessant wird unseren Lesern sein, daß die zu Chile gehörige Inselgruppe Juan Fernandez, auf der sich die romantische Robinsonade des schottischen Matrosen Alexander Selkirk zu Anfang des 18. Jahrhunderts abspielte, jetzt auch in deutschen, wenn auch nur pachtweisen Besitz übergegangen ist. Ein Deutscher, Namens v. Rodt, hat den 180 Quadratkilometer umfassenden Archipel für 6000 Mark jährlich gepachtet und scheint mit den Resultaten seiner Kolonie sehr zufrieden zu sein; die Bewaldung ist entsprechend dem feuchten Klima sehr üppig, Korn und Gemüse gedeihen vortrefflich, ganz besonders vielversprechend aber soll die Viehzucht sein.

Alles in Allem genommen, müssen wir Chile als den vorgeschrittensten Freistaat Südamerika's bezeichnen, und können gerade im Interesse der zahlreichen in ihm vertretenen deutschen Elemente nur wünschen, daß die eingeschlagenen Bahnen ruhiger und stetiger Entwickelung auch weiterhin mit Glück verfolgt werden mögen. Die Verhältnisse der Republik sind noch zu jung, als daß sie selbst die Folgen eines so glücklichen Krieges, wie sie ihn neuerdings mit Peru und Bolivia führte, ohne Weiteres verschmerzen könnte. Nur ein dauernder Friede erscheint geeignet, die reichen Früchte der so glücklich angebahnten Entwickelung zur vollen Reife gelangen zu lassen.

Unsere häuslichen Wärmespender.

Kulturgeschichtlich-technische Skizze

von

Oswald Heim.

(Nachdruck verboten.)

Die Kultur des Menschen begann erst mit dem Feuer — dies ist eine alte, unbestrittene Wahrheit, die am tiefsten und poetischsten ausgesprochen worden ist vom sinnigen Volke der Griechen in der Prometheussage. Von den Göttern raubte der Sohn der Titanen das Feuer, und so bedeutungsvoll dünkte den neidischen Göttern der Raub, daß sie die furchtbarste aller Strafen über den Räuber verhängten. Aber der wohlthätige Funke verblieb den Menschen, er entzündete das Feuer des Herdes und die Flamme der Altäre; ein Blick in die Kulturgeschichte der Menschheit zeigt uns den gewaltigen Umschwung, der mit dem Gebrauche des Feuers in Sitte und Lebensweise begann.

Die Urzeit des Menschengeschlechtes war insofern eine feuerlose, als man es noch nicht verstand, das Feuer zu erzeugen. Erst gegen das Ende der Steinzeit wurde durch die Bohrarbeiten an den Materialien des Holzes, des Hirschhorns, der Steine u. s. w. das Feuer zufällig durch die geleistete mechanische Arbeit erzeugt, indem die sich ablösenden Holzspänchen durch die mit der Reibung ver-

bundene Wärme-Entwicklung zur Entzündung gelangten. Fortan wurde das Feuer nicht nur als ein Ausfluß der Gottheit oder wohl gar als diese selbst in Tempeln bewahrt und verehrt, sondern man lernte es sich dienstbar zu machen. Die Holzbohrer als einfachstes Werkzeug wurden zum Feuerquirl — die kalten Nächte erwärmte das flackernde Holzscheit und verscheuchte zugleich die lauernden Raubthiere des Waldes; der Mensch lernte seine Nahrung kochen und ordentlich zubereiten, lernte die Metalle schmelzen, durch Feuerwirkung schießen und sprengen, den Dampf erzeugen, mit demselben arbeiten und fahren, kurz, er unterwarf sich mit Hilfe des Feuers die Kräfte der Natur und erklomm jene Stufe der Civilisation, auf der er jetzt angelangt ist.

Die unstreitig wichtigste, allgemeinste und unentbehrlichste Anwendung des Feuers, welche wir als das Heizungswesen bezeichnen, wollen wir hier speziell in's Auge fassen. Die zum Brennprozesse der Feuerungsmaterialien erforderlichen Dinge sind ein Herd, welcher eine Luftzufuhr gestattet, da alle Verbrennungsprozesse nur unter Hinzutritt von Sauerstoff stattfinden können, und eine Vorrichtung zum Abzug der sich entwickelnden Gase und Verbrennungsprodukte.

Als ein Räthsel der Kulturgeschichte kann man den Umstand bezeichnen, daß die Alten höchst wahrscheinlich keine Kamine, Rauchfänge oder Schornsteine gekannt haben. Weder die auf uns gekommenen Bauwerke der Griechen und Römer, noch die Schriften derselben lassen auf eine Einrichtung schließen, welche wir zu den unentbehrlichsten zählen müssen. Wenn die Baukunst der Alten Vorrichtungen zur

Ableitung des Rauches gekannt hätte, so würde der Schriftsteller Marcus Vitruvius, der selbst ein berühmter römischer Baumeister zur Zeit Julius Cäsar's war, in seinem Werke „Ueber die Architektur“ ganz gewiß der Rauchfänge Erwähnung gethan haben. Allerdings bedurfte man in Griechenland und in Rom nicht der eigentlichen Zimmerheizung. Von den alten Griechen wird uns erzählt, daß sie ihre zur Zimmerheizung dienenden Feuerpfannen mit einem Teppich überdeckt haben, und daß, wer einer besonderen Erwärmung bedurfte, seine Hände und Füße unter diesen Teppich gehalten habe. Die Römer hatten ihre Feuerbecken, wie man sie noch jetzt in Italien und Spanien findet. In schön durchbrochene Feuerpfannen legte ein eigens damit betrauter Diener, der Calefaktor, Holzkohlen, setzte die glühende Wärmepfanne auf einen Dreifuß und wartete, bis er in dem Zimmer die Wirkung spürte.

Wenn nun auch Stubenöfen entbehrlich waren, so hätte man doch der Rauchableiter für die Küche bedurft, zumal man an die Erzeugnisse derselben sehr hohe Ansprüche stellte. Die Feuerstätte, der häusliche Herd, war von jeher fast bei allen Völkern, namentlich in der antiken Welt, gleichsam geheiligt; bekannt ist, welche Rolle bei den Griechen z. B. der Dreifuß spielte und wie derselbe in den verschiedensten Formen künstlerisch verziert wurde. Der Küchenherd der antiken Haushaltungen befand sich stets im Hintergrunde des oben offenen Atriums, wodurch das Uebel des störenden Rauchabzuges wenigstens in etwas gemildert wurde.

Eine mehr entwickelte Feuerungstechnik zeigen nur die alten Bade-Einrichtungen der Römer, die sowohl Wasser-

wie Luftheizungen besaßen. Man hatte auch Rauchkammern zum Präpariren des Fleisches, zog aber weiter keine Konsequenzen hieraus. Wie heute noch in manchen Bauernhütten, ließ man den Rauch an die Decke steigen und sich durch die Thüre oder das Fenster den Ausweg suchen.

Daß sich im Allgemeinen das Heizungswesen der früheren Kulturepochen nicht, wie beispielsweise die hochentwickelten centralen Wasserversorgungen des Alterthums, zu einer hohen Blüthe aufzuschwingen vermochte, liegt wohl darin begründet, daß die klimatischen Verhältnisse der betreffenden Länder von der Natur derartig begünstigt waren, daß ein Schutz vor der Kälte nur in geringem Grade erforderlich schien. Anders war dies aber für die kältere gemäßigte Zone; hier war die Einführung des Schornsteins als eines großen Fortschrittes nicht zu entbehren, da er die Wohnräume frei hielt von Rauch und den schädlichen Verbrennungsgasen. Nachweislich ist die Erfindung von eigens zur Abführung des Rauches gebauten Röhren nicht vor dem 14. Jahrhundert festzustellen; eine Chronik von Venedig sagt bei der Schilderung eines großen im Jahre 1357 stattgehabten Erdbebens, daß dabei zahlreiche Schornsteine umgestürzt seien.

Im Allgemeinen nimmt man an, daß mit der Einführung der italienischen und französischen Architektur die Kamine aus den südlichen Ländern nach Deutschland, England und Holland gekommen seien. Mit einiger Veränderung war der offene Kamin auch für die Zimmerheizung anwendbar; man verlegte den Rauchfang in die Mauer, zog den Mantel tiefer herunter und fachte ein Feuer an,

das lediglich zur Spendung der Wärme diente. Wenn der Mantel ganz aus der Mauer heraussstand, so hieß der Kamin ein römischer; war der Baldachin nur halb erhaben, so nannte man die Feuerstelle eine venetianische. Es gab auch noch eine dritte Art der Anlage, bei welcher der Herd mit dem Fußboden des Zimmers ganz gleich war; diese nannte man die holländischen Kamine.

In den Patrizierhäusern wurden die Feuerplätze mit künstlerischem Schmuck reich verziert. Schöne Ornamente umgaben den Mantel, auf den Gesimsen standen Figuren von Thon oder Marmor, glasirte Kacheln dekorirten den Herd und seine Umgebung, und alle Geräthe — die Schaufel, der Blasebalg und die Feuerzange — waren mit Reliefs oder eingravirten Figuren und Arabesken versehen. Die älteren offenen Kaminfeuer mit ihren großen Abzugskanälen, die sich in manchen Ländern noch bis auf die Gegenwart erhalten haben, besitzen den Nachtheil, daß sie zu stark und in unzweckmäßiger Weise ventiliren. Setzt man sich mit den Füßen gegen einen solchen Kamin, so kann man auf der dem Feuer zugewendeten Seite verbrennen und auf der abgewendeten erfrieren. Auch kommt bei dieser Konstruktion nur ein geringer Prozentsatz der entwickelten Wärmemenge zur Nutzung, während der größere Theil durch den Schornstein entweicht.

In nördlichen Gegenden bedurfte man selbstverständlich stark wirkender Heizvorrichtungen. Anfangs begnügte man sich mit einer Grube, in welcher das offene Feuer brannte; später wurde dieselbe backofenartig überwölbt, um die Hitze zu konserviren. Hieraus entstand dann der eigentliche Ofen,

zuerst in Gestalt eines würfelförmigen Kastens, bis im Mittelalter nach Erfindung der Kacheln jene Form entstand, wie sie im Allgemeinen noch jetzt unsere Oefen zeigen. Auf dem Unterbau, welchen man schon im 15. Jahrhundert auf Füßen ruhen ließ, erhob sich ein höherer thurmartiger Oberbau zum Ausstrahlen der Wärme; er wurde seit dem 16. Jahrhundert mit sogenannten Zügen versehen. Die Kacheln hatten zuerst eine schüsselartige, nach innen halbkugelig vertiefte Form; allmählig wurden sie immer mehr verziert, mit Ornamenten oder figürlichen Darstellungen. Das Ganze wurde architektonisch behandelt, indem man die Platte ausladen ließ und oben die Giebel mit einer Gallerie versah, auch wohl noch eine Spitze oder einen Aufsatz hinzufügte. Alles wurde mit mehr oder minder reichem Schmuck versehen. In der Renaissancezeit verwendete man weniger kleine Kacheln, sondern brachte Pilaster und Gesimse an, zwischen denen sich größere Mittelfelder befanden; letztere wurden mit figürlichen Darstellungen, meist allegorischen Inhalts, dekorirt. In dem Raum zwischen Ofen und Wand, welcher dann als Ofennische ebenfalls verziert wurde, pflegte man einen Sitzplatz anzubringen, und rings herum lief die Ofenbank, der Sammelplatz der Familie.

Im 17. Jahrhundert kamen die buntbemalten Fayenceöfen auf, wie man sie noch in der Schweiz findet. Die Rococozeit baute Oefen in Gestalt geschweifter, mit Schnörkeln versehener Pyramiden; zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren Oefen in Form von Grabdenkmälern mit Säulen, Urnen und dergleichen beliebt. Später verfertigte

man die sogenannten weißen Berliner Kachelöfen, die sehr bald in ganz geschmacklose Formen ausarteten und in unsere heutigen modernen Wohnungen nicht mehr passen, für welche sich entweder Nachbildungen der Formen des 16. und 17. Jahrhunderts oder die neuen sogenannten Kaminöfen, welche sich zu künstlerischen Darstellungen gut eignen, empfehlen.

Das Produkt der neuesten Zeit sind Oefen ohne Schornsteine, nämlich die sogenannten Carbon-Natron-Oefen. Dieselben haben allerdings nur eine beschränkte Anwendbarkeit, empfehlen sich aber zur Erwärmung von Erkern, oder kalten Ecken, ferner in Räumen, die überhaupt nicht mit einem Schornstein verbunden werden können. In einem solchen Ofen brennt eine besonders dazu präparirte Kohle, Carbon genannt, ohne Rauch und Ruß vollständig geruchlos, der Ofen ist leicht transportabel und kann überall aufgestellt werden; er ist durchaus gefahrlos, erfordert weder Bedienung noch Beaufsichtigung, brennt nach einmaliger Füllung 20 bis 24 Stunden fort und verbreitet dabei schnell eine andauernde, gleichmäßige und angenehme Wärme. Der Verbrauch an Brennmaterialien ist ein außerordentlich geringer und stellt sich auf zwei bis höchstens drei Pfennige pro Stunde. Der Ofen wird von oben her mit der präparirten Kohle gefüllt, hierauf entzündet man einige für diesen Zweck eigens hergestellte Anzünder, die man oben darauf legt und mit etwas zerkleinertem Carbon bedeckt. Nunmehr öffnet man den Luftzugs- und Ableitungshahn und läßt den Ofen 20 bis höchstens 25 Minuten im Freien oder bei geöffnetem Fenster unbedeckt stehen, um den Carbon mit Sauerstoff zu sättigen,

worauf man, um feuchte Luft zu schaffen, ein mit Wasser halb gefülltes Bassin in den Ofen einhängt und dieses Bassin mit dem Wärmebehälter oder, wo derselbe nicht benützt wird, mit einem Deckel bedeckt. Dieser Wärmebehälter, in Form einer Wärmeflasche und essigsaure Natronsalze enthaltend, dient dazu, die ihm durch das Wasser zugeführte Hitze in das Zimmer auszustrahlen, und trägt daher mit zur Erwärmung desselben bei, hält auch die empfangene Wärme noch mehrere Stunden nach seiner Entfernung vom Ofen oder nach Kaltwerden desselben an. Während des Verbrennungsprozesses wird bei richtiger Behandlung des Ofens Kohlensäure nur so schwach entwickelt, daß sie bei ihrer Vermengung mit der Stubenluft nicht mehr schädlich wirken kann, übrigens kann man dieselbe auch durch einen Gummischlauch, der auf ein Ventil gesteckt wird, vollständig in's Freie abführen. Die Anwendung des Schlauches ist jedoch für normal ventilirte Räume keineswegs erforderlich, während er freilich für absolut verschlossene Räume, wie Schlafzimmer und dergleichen, nöthig wird.

Es ist eine große Wohlthat, daß wir die Luft der geschlossenen Wohnräume künstlich zu erwärmen vermögen. Die Art jedoch und das Material, auf welche wir in kleinbürgerlichen Verhältnissen zur Erreichung dieses Zweckes angewiesen bleiben, sind häufig geeignet, diese Wohlthat geradezu in eine größere oder geringere Plage zu verwandeln. Vor Allem ist die Frage, wann man zu heizen beginnen solle, nicht nach der augenblicklichen Gefühlslaune zu entscheiden, sondern dieser Zeitpunkt sollte der sorg-

fältigsten Erwägung unterworfen, möglichst lange hinausgeschoben und die Heizperiode selbst thunlichst abgekürzt werden. Maßgebend für den Grad der Heizung bleibt nebst der Temperatur und Feuchtigkeit der Außenluft auch die Windstärke; denn bekanntlich wirkt windiges Wetter abkühlender, als windstilles.

Vom hygienischen Standpunkte ist zu bedauern, daß das Brennholz immer mehr von der unsauberen Stein- und Braunkohle verdrängt wird, denn diese hat uns für die Winterzeit eine neue Staubquelle geschaffen, von deren Wirkung die Wenigsten eine Ahnung haben. Eine gute Seite der Stubenheizung ist, daß der brennende Ofen die Ventilation unterhält; allein dieser Luftwechsel wird vielfach überschätzt. Mehr leistet hinsichtlich der Ventilation das in England, Frankreich und Italien weit verbreitete Kaminfeuer, welches aber, wie wir schon oben erwähnten, in der nächsten Nähe zu viel, auf Entfernung zu wenig Wärme gibt und beständig unterhalten werden muß, daher das kostspieligste Heizverfahren darstellt; überdies ist die Erwärmung, weil nicht durch Leitung, sondern durch einseitige Strahlung bewirkt, ungleichmäßig, unangenehm und gerade nicht zuträglich. Die dekorativen Vorzüge und die Annehmlichkeit, das Feuer brennen zu sehen, haben das Streben gefördert, Kamine herzustellen, welche im Wesentlichen Oefen in Kamingestalt sind und gewöhnlich auch Kaminöfen genannt werden. Solche können in der heizenden und ventilirenden Wirkung den besten Stubenöfen gleichkommen, doch sind deren Anschaffungskosten schon wegen der reicheren Ausstattung gewöhnlich viel höher.

Was den Wärme abgebenden Theil der Zimmerheizung betrifft, so ist derselbe bald aus Kacheln und Thon, bald aus Eisen konstruirt. Am billigsten stellt sich der gewöhnliche eiserne Ofen; er ist jedoch vom hygienischen Standpunkte der schlechteste, und mit Recht nennt ihn der ebenso gemüthvolle als menschenfreundliche Schweizer Gesundheitslehrer Sonderegger den „bösen Freund der armen Leute". Der Thonofen entbehrt zwar des Vortheils der raschen Erwärmung, wird aber dafür nicht leicht glühend und gibt, wenn das Feuer bereits längst erloschen ist, noch Wärme an die Umgebung ab. Durch Kombination beider hat man versucht, die Vorzüge des Thonofens mit denen des eisernen Ofens zu vereinigen, ohne daß die Nachtheile derselben zur Geltung kommen sollten. Indessen entsprechen diese „Thoneisen-Oefen" den daran gestellten Anforderungen nur in bescheidenem Maße.

Es gibt überhaupt bis jetzt noch kein System der Zimmerheizung, welches allen Anforderungen zu genügen vermöchte. Vor allen Dingen hat man den Rauchherd stets im Zimmer selbst, was oft zu Mißständen, namentlich beim Anheizen, Anlaß gibt, dann aber kommt neben anderen hygienischen Bedenken noch der ökonomische Standpunkt in Betracht. Für sehr große Gebäude ist es fast undenkbar, differenzirten Heizbetrieb, d. i. lokale Ofenheizung für jedes Zimmer, durchzuführen. Die Arbeit des Kohlenschleppens, des Anzündens, des Nachlegens, des Reinigens der Oefen würde ein zu großes Arbeitspersonal erfordern. Viel einfacher, ökonomischer und zugleich in Beziehung auf die Hygiene- und Feuersgefahr vortheil-

hafter gestaltet sich dagegen die Centralheizung für solche Gebäude.

Die Entwickelung des Centralheizungswesens fällt zusammen mit derjenigen der großen Industrie; auch diese ist eine centralistische, sie beginnt bereits in der Manufaktur, entwickelt sich aber durch Einführung der Dampfmaschinen in riesigem Maße. Diese Entwickelung des Produktionsprozesses brachte in nothwendiger Folge auch die Entwickelung des Bauwesens in centralistischem Sinne mit sich, und so gewann das gleiche ökonomische Centralisationsprinzip auch im Heizungswesen die Oberhand. In den großen Fabriken wurde zuerst Centralheizung eingeführt, von dort ging diese dann über auf die Wohnhäuser, insbesondere aber auf die großen öffentlichen Anstalten, auf Schulen und dergleichen.

Die erste Wasserheizung soll von einem Franzosen im Jahre 1777 eingerichtet worden sein, und zwar kam sie zu industriellen Zwecken zur Verwendung. Die erste Dampfheizung wird dem Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, zugeschrieben; im Jahre 1793 erhielt eine Spinnerei in Glasgow eine Dampfheizung; ihrem Beispiele folgten mehrere Fabriken, und im Jahre 1800 wurde der Gasthof „Zum schwarzen Bären" in London mit Dampfheizung versehen. Die kriegsbewegten Zeiten am Schlusse des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hielten die rasche Entfaltung der Centralheizung etwas zurück, und erst im Jahre 1823 trat Meißner in Wien mit seinem Systeme „Heizung mit erwärmter Luft" auf. Die Prinzipien der Oekonomie und Hygiene decken sich bei der Centralheizung,

die vorläufig als das rationellste und billigste System erscheint.

Je nachdem Luft, Wasser oder Wasserdampf als Träger der Wärme benützt werden, unterscheidet man Luft-, Wasser- und Dampfheizung. Letztere empfiehlt sich vor Allem selbstverständlich dort, wo billiger Dampf zur Verfügung steht, so z. B. in Fabriketablissements u. s. w. Die Luftheizung ist bei nicht zu großen Entfernungen wohlfeil, erzielt ausgiebige Ventilation und befriedigt, wenn richtig ausgeführt, alle Ansprüche. Die Warmwasserheizung, als die theuerste, kommt seltener in Anwendung, ist aber vom hygienischen Standpunkte die empfehlenswertheste aller Heizmethoden.

Der Gedanke, ganze Städte von einem Centralpunkte aus mit Wärme zu versorgen, die zugleich zum Kochen und zu Betriebszwecken verwendet werden kann, ist schon vor langer Zeit aufgetaucht. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Anregung laut geworden, Städte durch Dampf zu heizen, der außerhalb derselben erzeugt würde. Das erste Buch über diese Heizungsmethode erschien im Jahre 1810 in England und enthielt den Vorschlag, nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Stadttheile von einem gemeinschaftlichen Punkte aus mit Dampf zu heizen. Doch blieb diese Anregung lange Zeit ohne jeden praktischen Erfolg. Jetzt ist die Frage der Möglichkeit centralistischer Dampfheizungen für ganze Stadttheile in Amerika bereits praktisch gelöst. Zuerst wurde im Jahre 1877 in einer kleinen Stadt im Staate New-York eine Dampfheizung eingerichtet, welche die ganze Stadt mit Wärme

versorgt. Die in Amerika in neuester Zeit von besonderen Aktiengesellschaften eingerichteten Distrikts-Dampfheizungs-Systeme, welche den heißen Wasserdampf, der gleichzeitig zum Betriebe von Arbeitsmaschinen, zu Haushaltungs- und Küchenzwecken u. s. w. in Benützung kommt, durch Röhren (ähnlich wie das Leuchtgas) in die Wohnungen der einzelnen Konsumenten leiten, entsprechen vollkommen ihrem Zwecke und haben sich bereits bis zu 30 Kilometer Leitungslänge bewährt. In Deutschland besitzen zwar größere Gebäudekomplexe eine Centraldampfheizung, z. B. die Berliner städtische Irrenanstalt zu Dalldorf, allein an die Heizung ganzer Städte ist man noch nicht gegangen. Jedoch beschäftigt sich die deutsche Technik bereits recht lebhaft mit derartigen Ideen, ja, von dem Eisenwerk Kaiserslautern ist bereits ein diesbezügliches Projekt für die gleichnamige Stadt entworfen worden. Centralheizungen für ganze Stadttheile und Städte, nach Art der städtischen Gas- und Wasserversorgungen, dürften also in nicht allzu ferner Zeit eine bedeutende Rolle spielen, und zwar werden die Distriktheizungen der Zukunft wahrscheinlich Dampfheizungen sein.

Die Entdeckung Madeira's.

Historische Skizze

von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Es war in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, während Eduard III. auf dem Königsthron von England saß, als sich in der Hauptstadt London folgende kleine Episode abspielte.

Ein junger Mann, Namens Robert Machim, von schöner, stattlicher Figur, kühn und unternehmend, aber arm, hatte sich in ein Mädchen verliebt, das mit Jugend und Schönheit auch Vermögen verband und die Zuneigung Robert's von Herzen erwiederte. Die Eltern des Mädchens widersetzten sich aber dem Liebesverhältniß und verboten ihrer Tochter den Umgang mit dem armen Jüngling. Doch dies verstärkte nur noch die Leidenschaft der Liebenden, und Beide schwuren, nicht von einander zu lassen. Als Robert Machim die entschiedene Weisung erhielt, sich nicht mehr bei Anna Dorset blicken zu lassen, widrigenfalls man seine Entfernung aus der Stadt betreiben werde, da war er der treuen Ergebenheit der Geliebten bereits so sicher, daß er beschloß, das Fräulein zu entführen und im fremden Lande mit ihr sein Glück zu versuchen. Allein dieses Vorhaben

ward verrathen, noch ehe es ausgeführt werden konnte, und nun hatten die Eltern des Mädchens einen Grund, gegen Machim einen Verhaftsbefehl zu erwirken. Der junge Mann wurde in's Gefängniß geworfen, und die stolze Familie Dorset glaubte nun des unwillkommenen Liebhabers für immer ledig zu sein. Allein hierin sollte sie sich bitter getäuscht sehen.

Anna hatte kaum gehört, was ihrem Geliebten widerfahren war, als sie Alles in Bewegung setzte, um denselben zu befreien. So sehr sie auch überwacht wurde, es gelang ihr, die Wächter des Gefängnisses, in welchem Robert saß, zu bestechen, daß sie ihn heimlich entweichen ließen. Sie selbst entfloh aus dem elterlichen Hause, gesellte sich zu dem Geliebten und bestieg mit ihm ein kleines Fahrzeug, um nach Frankreich zu segeln. Einige Freunde Machim's hatten sich erboten, ihn bis an die französische Küste zu begleiten und in der Führung des Schiffes zu unterstützen. Unglücklicherweise erhob sich bald ein ungünstiger Wind, der immer heftiger wurde, das Fahrzeug aus der eingeschlagenen Bahn brachte und in das atlantische Meer hinaustrieb.

Nur mit wenigen Lebensmitteln versehen und der Führung eines Schiffes auf hoher See unkundig, erwarteten die Insassen des kleinen Fahrzeuges den Tod, sei es durch das Scheitern des Schiffes oder durch Hunger, wenn der immer kleiner werdende Mundvorrath aufgezehrt sein würde. Dreizehn Tage trieben sie bereits auf dem weiten Meere umher, ohne zu wissen, wo sie sich befanden. Hie und da kam wohl ein anderes Schiff in ihre Nähe, das sich

ihrer hätte annehmen können, aber es fehlte ihnen an Mitteln, sich bemerkbar zu machen. Da, am vierzehnten Tage endlich, sah man in der Ferne einen dunklen Streifen am Horizonte, der sich immer deutlicher als festes Land zu erkennen gab. Die Freude der schon halb Verzweifelten war groß, und neue Hoffnung belebte die Gemüther Aller. Endlich stellte sich das Land deutlich ihren Blicken dar, allein Keinem von der Schiffsmannschaft war es bekannt; nur daß es weit von Frankreich entfernt sein müsse, war Allen klar. Die immer näher rückende Küste war, soweit das Auge reichte, mit Wäldern von unbekannten Bäumen bedeckt, und eine Menge Vögel von ebenfalls ganz fremder Gestalt flog umher und setzte sich ohne das geringste Zeichen von Furcht auf die Raaen des Schiffes.

Sobald man sich der Küste genügend genähert hatte, wurde ein Boot ausgesetzt, und einige Männer ruderten an's Land, um eine Stelle zu suchen, wo das Schiff anlegen könnte. Die Ausgesandten kamen nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß man eine unbewohnte Insel vor sich zu haben scheine, das Ufer sei an diesem Punkte nicht günstig zur Landung, die Insel selbst aber, so weit sie dieselbe durchforscht, scheine überaus fruchtbar und sei voll klarer Bäche und fruchtbeladener Bäume, auch hätten sich Thiere blicken lassen, die gar keine Furcht vor den Menschen zeigten.

Auf diesen einladenden Bericht begab sich Machim mit Anna und in Begleitung seiner Freunde an's Land, während die Mannschaft auf dem Schiffe zurückblieb. Die

Fülle der Vegetation war erstaunlich, wurde bei jedem Schritte, den sie tiefer in's Land thaten, größer, die Schönheit und Anmuth der Gegend an jeder neuen Stelle entzückender. Das Land war gebirgig, und zahlreiche Bäche stürzten in Kaskaden von den Bergen hernieder. Vom Meeresufer an zog sich ein breiter lichtgrüner Gürtel um die Insel, Lorbeer- und Kastanienwälder, aber auch Feigen, Bananen, Citronen- und Pomeranzenbäume waren in Menge vorhanden und versprachen einen angenehmen Aufenthalt. In einem Thale, das sich besonders lieblich ausnahm, errichtete Machim mit Hilfe seiner Begleiter mehrere Hütten, in denen sie einige Tage zu verbringen beschlossen, um in Ruhe über ihre Lage zu berathschlagen.

Kaum jedoch hatten sie ein paar Tage auf dem Eiland ausgeruht, so entstand des Nachts ein heftiger Sturm, der das Ankertau des Schiffes zerriß und das Fahrzeug sammt der darauf als Wache befindlichen Mannschaft in das Meer hinaustrieb. Es wurde an die Westküste von Marokko verschlagen, wo sich zwar sofort hilfsbereite Hände nahten, welche das Schiff in Sicherheit brachten, aber nur, um es als willkommene Beute zu betrachten und die Insassen als Sklaven in die Gefangenschaft zu führen.

Die Gefangenen fanden genug Schicksalsgenossen, mit denen sie sich verständigen konnten, denn Seeraub und Krieg lieferten damals viele Europäer in die Hände der Mauren. Wenn sie ihre harten Sklavendienste verrichtet hatten und die Stunde der Ruhe kam, theilten sie sich gegenseitig ihre Erlebnisse mit und suchten sich auf diese

Weise ihr trauriges Loos zu mildern. Die neuen Ankömmlinge vom Schiffe Machim's erzählten dabei auch, wie sie hieher gekommen seien, und daß sie einen Theil ihrer Gefährten auf einer Insel zurückgelassen hätten, die ihnen bis dahin völlig fremd, im Uebrigen auch noch gar nicht bewohnt gewesen sei.

Dies hörte ein Spanier, Namens Juan Morales aus Sevilla, welcher lange Zeit als Steuermann gedient hatte, bis er in die Hände der Mauren gerathen war. Die Erzählung von der unbekannten Insel erregte sein lebhaftestes Interesse. Er ließ sich von den Engländern eine möglichst genaue Beschreibung des Eilandes geben, suchte die geographische Lage desselben festzustellen, und als er nicht lange nachher durch einen glücklichen Zufall seine Freiheit wieder erlangte, dachte er an nichts Anderes, als sich die Mittel zu verschaffen, um den atlantischen Ocean zu durchkreuzen und die von den Engländern entdeckte Insel wieder aufzufinden. Bald bot sich ihm dazu eine günstige Gelegenheit.

Er machte die Bekanntschaft eines portugiesischen Edelmanns, Namens Joao Gonsalves Zargo, welcher vom Prinzen Heinrich den Auftrag erhalten hatte, das afrikanische Meer zu durchforschen. Diesem theilte er mit, was er von den Engländern über die von ihnen entdeckte Insel erfahren hatte, und erregte in ihm das lebhafteste Interesse für die Sache. Der Portugiese äußerte sofort die Vermuthung, daß die Insel nicht weit von dem Eilande Porto Santo liegen könne, das vor einigen Jahren von Perestrello entdeckt und von dem Edelmanne vor nicht

langer Zeit besucht worden war. Gonsalves Zargo nahm das Anerbieten Morales', in seine Dienste zu treten, an und segelte mit ihm, sowie in Begleitung eines anderen Portugiesen, Namens Tristao Vaz, im Jahre 1420 zunächst nach Porto Santo. Hier wurde seine Muthmaßung von verschiedenen seekundigen Landsleuten bestätigt. Einige Meilen südwestlich von Porto Santo, berichteten diese, erhebe sich einer Mauer gleich ein dunkles Eiland aus dem Schoße des Meeres, das unausgesetzt von einem weißen Ring schäumender Wellen umgeben und meist in einen dichten Wolkenschleier eingehüllt sei. Morales fand diese Merkmale ganz zutreffend. Diese Insel, sagte er, ist mit dichten Wäldern bedeckt, in denen sich viele Feuchtigkeit ansammelt, die dann unter den Strahlen der Sonne in Dünsten emporsteigen muß; daher der über ihr liegende Wolkenschleier.

Es wurde nun der Entschluß gefaßt, nach der Insel zu segeln. Kaum waren sie einige Meilen vorwärts gesteuert, als sie vor sich eine dunkle, steile Küste erblickten. Gonsalves Zargo wollte sogleich darauf lossegeln, stieß aber auf den Widerstand seiner Mannschaft, welche die schwarze Insel mit heimlichem Grauen betrachtete. Die abgehärtetsten Matrosen, welche unzähligen Stürmen getrotzt und im Kampfe mit den empörten Meereswogen hundertmal dem Tode in's Angesicht geblickt hatten, zeigten sich hier wie furchtsame Kinder und baten den Führer fußfällig, die schwarze Insel in Ruhe zu lassen, da dort nur Tod und Verderben ihrer warte. Allein Zargo ließ sich nicht abhalten, und bebend, mit verbissenem Unmuth folgte

die Mannschaft seinen Befehlen, überzeugt, daß sie dem offenen Höllenrachen entgegenführen.

Als ihre Furcht auf's Höchste gestiegen und schon Meuterei zu befürchten war, hatte man sich der Insel so weit genähert, um die schwarzen Massen deutlich als ungeheure Felsen zu erkennen, an welchen sich die Wogen des Meeres mit heftigem Getöse brachen. Längs dieser Felsen schifften sie nun so lange fort, bis sich der Nebel hob und, nachdem die Seefahrer eine kleine Landzunge umsegelt hatten, welcher Zargo den Namen St. Lorenz-Spitze gab, sich vor ihren verwunderten Blicken ein Land zeigte, welches amphitheatralisch sich ausbreitend eine herrliche Perspektive darbot. Ein allgemeines Jubelgeschrei erhob sich. Juan Morales bat um die Ehre, das unbekannte Land zuerst betreten zu dürfen, und wurde mit einem kleinen Gefolge abgesandt, die Küste zu untersuchen. Er landete in einer Bai, welche der ihm von den Engländern geschilderten genau entsprach, und kehrte, als er sich dessen vergewissert hatte, zu dem Schiffe zurück. Zargo ruderte nun mit Tristao Vaz und der übrigen Schiffsmannschaft ebenfalls an's Ufer.

Es war am 8. Juli 1420, als die Genannten im Namen des Königs Johann I. von Portugal und seines Sohnes, des Infanten Heinrich, genannt der Seefahrer, Besitz von dem Lande ergriffen und die portugiesische Flagge aufhißten. Bei ihrem weiteren Vordringen machte sich auch hier wieder bemerkbar, was sich beim ersten Betreten unbewohnter Länder immer zu zeigen pflegt: die umherstreifenden Thiere hatten gar keine Furcht vor den sich

nähernden Menschen und mischten sich vertraulich unter die ungewohnten Ankömmlinge.

Nachdem man die nothwendigsten Vorkehrungen getroffen hatte, um auf der Insel für einige Zeit wohnen zu können, suchte Morales vor Allem den Kapitän zu bestimmen, das Land nach Robert Machim und seinen Begleitern zu durchsuchen. Zargo gab den Wünschen seines Steuermannes nach und begleitete ihn selbst auf diesem Streifzug mit einem kleinen Gefolge.

Nachdem die Waldungen, welche auf allen Seiten den Gesichtskreis beschränkten, durchschritten waren, gelangte man an den Eingang eines lieblichen Thales. Nirgends aber war eine Spur von einem menschlichen Wesen zu sehen. Allein kaum waren die Wanderer etwas weiter vorgedrungen, als sie einen großen flachen Denkstein erblickten, worauf die Worte eingegraben waren: Robert Machim und Anna Dorset.

Nun war jeder Zweifel gehoben, daß sie wirklich auf der Insel waren, die sie gesucht hatten. Sie hoben die Steinplatte auf und fanden darunter ein metallenes Gefäß mit einem Schriftstück, welches die ganze Geschichte der Abenteuer des unglücklichen Paares und ihrer Begleiter enthielt. Das Dokument war von der Hand eines Freundes verfaßt, der mit Machim auf die Insel gekommen war, und lautete von der Stelle an, wo der Sturm erwähnt wird, welcher den Gelandeten ihr Schiff entführte, folgendermaßen:

„Als sich der furchtbare Sturm endlich gelegt hatte, eilte Machim nach dem Strande; von unserem Schiffe

war nichts mehr zu sehen, der Orkan hatte es davongetrieben. Das war ein herber Schicksalsschlag. Das Herbste aber für Machim war, daß Anna sich das Unglück so sehr zu Herzen nahm, daß sie noch an demselben Tage schwer erkrankte und trotz aller Pflege, die ihr zu Theil wurde, am dritten Tage ihr junges Leben aushauchte. Robert war lange Zeit untröstlich. Nichts hatte mehr Interesse für ihn; er schien mit der Welt abgeschlossen zu haben. Er grub der Geliebten mit eigenen Händen ein Grab am Saume eines herrlichen Citronenwäldchens, und fiel fünf Tage nach ihrer Bestattung in ein hitziges Fieber, das seinem Leben bald ein Ende machte. Sein letzter Wunsch wurde von seinen Freunden gewissenhaft erfüllt, sie senkten ihn in dasselbe Grab, das die Gebeine Anna's aufgenommen hatte."

Soweit der Bericht, der sich in der metallenen Kapsel vorfand. Auch von den Gebeinen waren noch Reste übrig, die von den Portugiesen sorgfältig aufbewahrt und später in der Kirche des Ortes Machico (der seinen Namen von Machim erhielt) niedergelegt wurden, wo sie noch bis auf den heutigen Tag zu sehen sind. Wo aber die Freunde hingekommen sind, welche dieses Begräbniß veranstalteten und die Urkunde darüber abfaßten, das bleibt in Dunkel gehüllt. Möglich, daß sie den Versuch gemacht haben, auf einem gebrechlichen Kahne, der ihnen geblieben, davonzufahren, um einem Schiffe zu begegnen, das sie aufnehmen würde, und daß sie diesem Wagniß zum Opfer gefallen sind. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Zargo und seine Gefährten setzten die Untersuchung des Landes fort und gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie sich auf einer Insel befanden. Mit dem Schiffe umsegelten sie dieselbe nach allen Seiten. In einem Thale auf der Westseite fanden sie einen Urwald von Riesenbäumen; einige derselben waren vor Alter niedergesunken. Zargo ließ aus ihrem Holze ein großes Kreuz zimmern und am Ufer aufrichten, wovon der Ort den Namen Santa Cruz erhielt.

Im folgenden Jahre wurde die Insel von europäischen Ansiedlern bevölkert und wegen ihres Waldreichthums Madeira, d. h. Holz, genannt. Die erste Niederlassung erfolgte in einer ausgedehnten, weniger bewaldeten Ebene, und die erste Stadt, die man hier erbaute, wurde nach dem vielen Fenchel, der daselbst wuchs, Funchal getauft. Die Kunde von der Entdeckung Madeira's machte überhaupt in Europa großes Aufsehen, und vielfach glaubte man, die Atlantis, d. h. jener fabelhafte Inselkontinent, welcher im grauen Alterthume einen großen Theil des jetzigen atlantischen Oceans eingenommen haben soll, sei nun wieder aufgefunden. Die Folge war, daß sich große Massen von Ansiedlern nach Madeira hinzogen, die vor Allem damit begannen, die Waldungen, welche der Urbarmachung hinderlich waren, niederzubrennen, so daß gegenwärtig fast keine Spur mehr davon vorhanden ist.

Zuckerrohr und Wein wurden vorwiegend, und zwar mit außerordentlichem Erfolg angebaut, und bilden noch heute die Hauptartikel des Handels von Madeira. Namentlich ist der Wein sehr geschätzt, doch ist das Erträgniß

desselben in neuerer Zeit durch die Verwüstungen der Traubenkrankheit ganz erheblich vermindert worden.

Eines Weltrufes aber genießt Madeira als Kurort für Lungenleidende. Das äußerst milde und gleichmäßige Klima der Insel, dessen mittlere Jahrestemperatur an der Südküste 19° C. beträgt, während der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat nur 4,8° ausmacht, hat sich im Verein mit dem großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft seit langer Zeit so wohlthätig für Brustkranke erwiesen, daß aus allen Gegenden der Welt Patienten dahin strömen und in der That viele ihre Gesundheit dort wieder erlangen.

Die deutsche Zuckerindustrie.

Aus dem Wirthschaftsleben der Gegenwart.

Von

Hanns v. Spielberg.

Unter den deutschen Industrien nimmt die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben eine hervorragende Stellung ein, ja, sie ist in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes, in denen der Landwirth durch die übermächtige Konkurrenz Amerika's und Rußlands in der Getreideproduktion arg bedrückt war, geradezu zu einem Rettungsanker für den-

selben geworden. Einer deutschen Entdeckung entsprossen, gelangte sie auch in Deutschland zu einem Umfang und einer Bedeutung, daß man wohl mit Recht sagen kann, sie habe mitbestimmend auf seine wirthschaftliche Entwickelung eingewirkt.

Der Berliner Chemiker A. S. Marggraf (geb. 1709) war es, der im Jahre 1747 der Akademie der Wissenschaften in einer längeren Abhandlung die Resultate seiner eingehenden Studien über die bisher nur als Futtermittel verwendete Runkelrübe unterbreitete. Er zeigte, daß dieselbe 4 bis 7 Prozent Zuckergehalt besitze und machte auf die Wichtigkeit dieser seiner Entdeckung für die einheimische Landwirthschaft aufmerksam, indem er darlegte, daß der Gehalt der Rübe hinreichend sei, um die Zuckergewinnung aus derselben lohnend zu machen. Die Marggraf'sche Entdeckung blieb indessen ohne praktische Erfolge, so lange der Rohrzucker billig war; erst als Napoleon I., um das meerbeherrschende England wirthschaftlich zu ruiniren, durch die mit drakonischer Strenge durchgeführte Kontinentalsperre alle überseeischen Waaren vom Kontinent abzuschließen versuchte, und als infolge dessen in den Jahren 1805 bis 1811 der indische Zucker stark im Preise (von 88 Mark auf 600 Mark für den Centner) stieg, fand die Idee der Gewinnung von Zucker aus Runkelrüben Anklang und kam schnell in großem Umfang zur praktischen Anwendung. Von Napoleon selbst thatkräftig unterstützt, entstanden in wenig Jahren Hunderte von Fabriken. Leider stellte sich aber sofort nach dem Sturz des Gewaltherrschers und der Aufhebung der Kontinentalsperre heraus, daß sie

vorerst noch nicht lebensfähig genug waren, um der Konkurrenz des nun wieder massenhaft auf den Markt geworfenen indischen Zuckers widerstehen zu können. Mit wenigen Ausnahmen gingen sämmtliche Fabriken zu Grunde, und erst einige Jahrzehnte später konnte die europäische Zuckerproduktion — zuerst in Frankreich — auf's Neue emporblühen. Unterstützt von wichtigen Fabrikationsverbesserungen vergrößerte sie sich von Jahr zu Jahr, bis sie auf deutschem Boden die Bedeutung erlangte, die wir oben kurz kennzeichneten und die wir weiter unten zahlenmäßig belegen werden.

Die Stammpflanze der Runkelrübe, in einzelnen Theilen Deutschlands Zuckerrübe, auch Mangold genannt, ist eine unscheinbare Pflanze, welche an den Ufern des mittelländischen Meeres, an der spanischen Küste und in Dalmatien wild wächst. Durch fortgesetzte Kultur, sorgfältige Düngung und Pflege der Pflanzen ist ihr ursprünglicher Zuckergehalt bedeutend gesteigert worden; man hat Pflanzen erzielt, welche nahezu 14 Prozent reinen Zucker enthalten, und die Agrikulturchemie strebt mehr und mehr dahin, diese Ausnahme zur Regel zu machen. Der Anbau ist allerdings mühevoll und erfordert nicht unbedeutende Arbeitskräfte und Kapitalien. Die Pflanze ist zweijährig, im ersten Jahre entwickelt sie nur Blätter und Wurzel (Rübe), im zweiten Jahre den Samen. Während des ersten Jahres saugen Blätter und Wurzel aus der Luft, der Ackerkrume und dem Dung reiche Nahrungsmittel und große Mengen Wasser auf; von den Blättern verarbeitet, sammeln sich diese Stoffe in dem Zellgewebe der Rübe

und bilden sich hier zu den zuckerhaltigen Bestandtheilen derselben um. In unzählbaren kleinen Zellen — ein Kubikcentimeter Rübenfleisch enthält ihrer über 60,000 — sammelt sich der klare farblose Saft, den auszuscheiden die erste und die wichtigste Operation bei der Zuckergewinnung, auf die wir jetzt näher eingehen, ist.

Die moderne Großfabrikation vermeidet fast jede Handarbeit, die billig und zuverlässig arbeitende Maschine muß selbst die nothwendigen Vorarbeiten liefern. In großen schnellrotirenden Trommeln, die über tausend Centner Rüben täglich verarbeiten können, werden letztere zunächst von der anhängenden Erde gereinigt und gewaschen; sinnreich konstruirte Schnitzelmaschinen zerschneiden sie hierauf in kleine Partikeln, indem sie allmählig die Rüben zwischen einer größeren Anzahl vertikal stehender Messer und einer horizontal fallenden Schneideklinge hindurchführen.

Früher — und in einzelnen, besonders ausländischen Fabriken auch jetzt noch — zerrieb man die ganzen Rüben zu Brei und preßte dann entweder den Saft aus diesem heraus oder brachte den Brei in Centrifugalmaschinen, welche ihn in raschen Umdrehungen herausschleuderten. Heute hat man sich mehr und mehr dem sogenannten Diffusionsverfahren zugewandt, nach welchem die Rüben in der oben angegebenen Weise zerschnitzelt und dann mit Wasser in Berührung gebracht werden. Der zuckerhaltige Rübensaft mischt sich mit diesem, die Rüben werden gewissermaßen ausgelaugt, und die erhaltene Flüssigkeit, eine relativ reine Zuckerlösung, kann mit Leichtigkeit von der noch in ihr enthaltenen geringen Menge anderer Stoffe

getrennt werden. Gegenüber dem Preß- und Centrifugalverfahren gibt die Diffusion, welche die Zuckerindustrie ebenfalls zweien Deutschen, Schützenbach und Robert, verdankt, bei bedeutenden Fabrikationsersparnissen ein reineres, konzentrirteres Produkt und gestattet eine bessere Benutzung der Rückstände als Viehfutter.

Der vermittelst einer der angegebenen Methoden gewonnene Rübensaft färbt sich bald tintenartig, von Braunroth bis zum dunklen Schwarz, während sich gleichzeitig ein flockiger Niederschlag in ihm bildet. Dies rührt daher, daß in ihm noch organische, für die weitere Fabrikation schädliche Stoffe enthalten sind, die auszuscheiden die nächste Aufgabe des Betriebes ist. Zu dem Zwecke wird der Saft zunächst in der Scheidepfanne, einem großen kupfernen, von 1060 bis 1200 Liter haltenden Kessel bis auf etwa 60 Grad Réaumur erhitzt, es wird dann eine gewisse Quantität Kalkmilch hinzugesetzt und die ganze Masse langsam weiter erwärmt, bis sie aufwallt. Der Kalkzusatz zersetzt bei dieser Prozedur die Salze, er scheidet die noch vorhandenen schädlichen Stoffe zu einer dicken, rothschwarzen Schlammdecke ab, unter der sich der Saft selbst als eine goldgelbe, klare Flüssigkeit sammelt. Schlamm und Saft werden nun durch Filterpressen getrennt.

Die so erhaltene Flüssigkeit ist indessen noch lange nicht brauchbar und muß noch manchen weiteren Prozeß durchmachen, ehe sie sich in das glänzend weiße Zuckerstückchen verwandelt, das wir jeden Morgen achtlos in den Kaffee werfen, ohne seiner mühevollen Herstellung zu gedenken. Der aus der Filterpresse hervorgegangene Saft ist

noch immer keineswegs reine Zuckerlösung; außer manchen anderen fremden Substanzen hat sich in ihm gerade durch die nothwendige Vermischung mit Kalkmilch der sogenannte „Zuckerkalk“ gebildet, der nothwendigerweise entfernt werden muß. Meist geschieht dies, indem man dem heißen Safte Kohlensäure zuführt und ihn wiederholt durch gekörnte Knochenkohle filtrirt, wodurch er zugleich entfärbt wird; sodann kommt er in die Abdampfpfannen, passirt dann nochmals den Kohlenfilter, um endlich in den Kochpfannen völlig eingekocht zu werden. Hiezu bedient man sich jetzt fast allgemein der sogenannten Vacuumpfannen.

Es ist bekannt, daß der Siedepunkt jeder Flüssigkeit unter vermindertem Luftdruck niedriger liegt, als unter normalen Verhältnissen, so daß z. B. das Wasser in der verdünnten Atmosphäre hoher Berge leichter siedet, als im Thal, woraus folgt, daß es um so leichter sieden wird, je luftleerer der Raum ist, in dem es sich befindet. Da nun die Temperatur einer siedenden Flüssigkeit nicht mehr zunimmt, auch wenn man sie dem stärksten Feuer aussetzt, da es ferner bei der Verdampfung des Zuckersaftes darauf ankommt, die Masse sieden zu lassen, ohne sie zu stark zu erhitzen, so empfahl sich die Anwendung des Prinzips des durch die Luftpumpe in der Vacuumpfanne hergestellten luftverdünnten Raumes hier ungemein. Die Kunst des Kochens besteht darin, mit Genauigkeit den Punkt zu bestimmen, der später die Krystallisation erleichtert; die Siedemeister haben eine große Gewandtheit darin, den richtigen Moment durch verschiedene Proben bezüglich der Zähigkeit der Masse zu erkennen und die Dauer des Prozesses durch Verringerung des

Luftdrucks oder durch Zusatz neuen Saftes hinzuhalten oder zu verlängern. Entweder man kocht blank, dann läßt man die Flüssigkeit noch als Syrup abfließen, oder man setzt beim „auf Korn Kochen" die Konzentration so lange fort, bis sich bereits im Apparat Krystalle abscheiden. Das Letztere ist bei besseren Zuckersorten das gebräuchliche.

Mit dem Erkalten des verdickten Saftes vollendet sich endlich die Krystallisation; der nicht krystallisirbare Syrup wird durch Schleudermaschinen ausgeschieden, der reine Zucker als erstes Produkt in die Verkaufsformen, die Brote, gefüllt und getrocknet. Aus jenem Syrup gewinnt man dann durch immer erneutes Abdampfen und Erkaltenlassen die sogenannten zweiten und dritten, natürlich minderwerthigen Produkte; der schließlich übrigbleibende Syrup, die sogenannte Melasse, konnte bis vor Kurzem nicht mehr zur Zuckerfabrikation verwendet werden, weil sie neben 50 Prozent Zucker zu viel fremde Stoffe enthielt. Man erhielt also aus 100 Kilogramm Rüben etwa 5½ Kilogramm erstes Produkt — feine Raffinade —, 2¼ Kilogramm zweites und 1 Kilogramm drittes Produkt, Koch- und Farinzucker. Die Melasse wurde fast ausschließlich als Viehfutter, theilweise auch zur Spiritusfabrikation benutzt, der in ihr enthaltene Zucker ging vollkommen verloren.

Dieser Umstand fiel um so schwerer in's Gewicht, als fast in allen Staaten die Steuer von jedem Centner in die Fabrik gelangender Rüben berechnet wird, ohne Rücksicht auf die Ausbeute von Zucker.

Es ist einleuchtend, daß dieser Umstand die Zuckerchemiker anspornen mußte, so viel als irgend möglich das Rohprodukt auszunutzen, also vor Allem die Entzuckerung der Melasse zu versuchen, und es war eine große Freude für die Fabrikanten, als es Professor Scheibler 1865 gelang, die Möglichkeit dieser Operation theoretisch nachzuweisen; allerdings wurde sie erst zehn Jahre später in den Großbetrieb eingeführt, so viele Schwierigkeiten stellten sich ihr anfänglich entgegen. Das sogenannte Scheibler-Seifferth'sche Verfahren, welchem die letzten Jahre zahlreiche Konkurrenten brachten, beruht im Wesentlichen auf dem Zusatz von etwa 55 Theilen Kalk zu 100 Theilen des in der Melasse enthaltenen Zuckers und nachherigem Auslaugen mit Spiritus. Wiederum Scheibler war es, der 1880 eine noch vollkommenere Methode der Melassenentzuckerung erfand, indem er die Melasse in siedendem Zustande mit Strontian behandelte und so direkt Konsumwaare von großer Reinheit erhielt. Eigenthümlich war hiebei, wie man beim ersten Bekanntwerden dieses neuen epochemachenden Verfahrens daran zweifelte, daß das Vorkommen des Strontian überhaupt für eine ausgedehnte Fabrikation genüge; man kannte nur wenige bergmännisch aufgeschlossene Gruben in Sicilien und Westphalen. Mit dem Bedürfniß trat aber auch fast sofort dessen Befriedigung ein; zahlreiche Gruben wurden neu aufgefunden, die bereits bekannten erhöhten ihre Leistungsfähigkeit, und vor Allem fand Professor Scheibler zweckmäßige Verfahrungsweisen, den bereits benutzten Strontian nach vollendetem Prozeß immer auf's Neue wieder verwendbar zu machen, zu regeneriren.

Ganz neuerdings wendet man den Strontian auch direkt zur Scheidung des Rübensaftes, also zur Gewinnung des ersten Produkts an und erzielt damit ausgezeichnete Resultate.

Hoch interessant ist, wie auch die Zuckerindustrie alle Abfallstoffe ausbeutet. Ein bekannter Chemiker berechnete kürzlich den Gesammtwerth aller Abfälle der Zuckerfabriken auf jährlich 65 bis 70 Millionen Mark, man kann daraus ersehen, was die Benutzung des größten Theils der verschiedenen Rückstände, wie sie jetzt gelungen ist, dem Nationalwohlstand einbringt. Die abfallenden Rübenblätter und Köpfe werden zum Düngen oder gleich den Schnitzeln zur Fütterung verwendet, der Kali und Stickstoff der Melasse wird neben der Potasche derselben nach der Ausscheidung möglichst rein dargestellt und in anderen chemischen Industrien verwerthet. Die Abflußwasser der Fabriken dienen zu Rieselzwecken. Natürlich wird bei der Fabrikation selbst, gleich dem Strontian, auch die theuere Knochenkohle mehrfach benutzt und zu diesem Zwecke durch Behandlung mit Salzsäure regenerirt; man ist übrigens neuerdings bestrebt, ihre kostspielige Benutzung mindestens theilweise durch chemische Mittel und Kiesfilter zu ersetzen und die Produktion hiedurch noch billiger zu gestalten.

Deutschland hat im Jahre 1881 bis 1882 in etwa 350 Fabriken circa 12 Millionen Centner Rohzucker gegen noch nicht 4 Millionen im Jahre 1871 bis 1872 produzirt und davon gegen 7 Millionen exportirt; im Jahre darauf stieg der Export bereits auf 9 Millionen Centner, bewerthete sich auf 152 Millionen Mark und ist noch fort-

während in der Zunahme begriffen, so daß man gegenwärtig bei einer Gesammtproduktion von 18 Millionen Centner den Export auf nicht weniger als 14 Millionen Centner veranschlagt. Es entstehen nicht nur fortdauernd neue Fabriken, sondern es erweitern auch die Mehrzahl der älteren ihren Betrieb, wodurch freilich bereits eine ganz erhebliche Ueberproduktion entstanden ist, die in neuester Zeit zu einer nicht ungefährlichen Krisis auf diesem Gebiete der Industrie geführt hat. Nur zum Theil sind die vorhandenen Fabriken Privatunternehmungen eines Einzelnen, vielfach verdanken sie der freien Vereinigung der zunächst interessirten Landwirthe ihre Entstehung. In einzelnen Theilen Deutschlands sind bereits 9 Prozent (Braunschweig), ja in einigen Gegenden fast 14 Prozent (Anhalt) der Ackerfläche ausschließlich der Zuckerindustrie gewidmet. Im Jahre 1882 wurden im deutschen Zollgebiet an Zuckersteuer rund 58 Millionen Mark erhoben — eine Zahl, welche gewiß die Bedeutung der ganzen Industrie auf das Treffendste nachweist. Es bleibt nur zu wünschen, daß sie nicht durch die Konkurrenz des Auslandes, speziell Amerika's, auf dessen wachsende Produktion die Fachleute nicht ohne Sorge blicken, geschädigt werde. Wir dürfen dem gegenüber aber wohl darauf hinweisen, daß Deutschland anerkannt die ersten Techniker auf dem Gebiete der Zuckerindustrie besitzt, und daß deren unausgesetztes Bemühen, die Fabrikation zu verbilligeren und gleichzeitig zu vervollkommnen, sie voraussichtlich noch auf lange Zeit konkurrenzfähig erhalten wird.

Mannigfaltiges.

Die Austern-Arie. — Der berühmte Komponist Rossini war bereits in seinen Jugendjahren während seines Aufenthaltes in Neapel ein arger Schlemmer. Vorzüglich für Austern schwärmte er mit echt italischer Gluth und ein Tag ohne Austernschmaus erschien ihm als verloren. Trotz seiner bedeutenden Einnahmen, die ihm aus der Menge seiner rasch hintereinander komponirten Opern erwachsen waren, befand sich Rossini daher stets in Geldverlegenheiten und Schulden. Er machte sich indessen wenig Sorge hierüber. So war er unter Anderem einem Delikatessenhändler in der Toledostraße, dem man nachrühmte, daß er die besten Seefische und Austern in Neapel führe, mehrere hundert Dukaten nur für Austern schuldig. Dieser Austernhändler, Tacconi mit Namen, war, obwohl ein tüchtiger Kaufmann, im Uebrigen ein höchst drolliger Kauz. Er besaß die Marotte, Dichter sein zu wollen, und als er im Schweiße seines Angesichts einige kleine Lieder zu Stande gebracht, plagte er den ihn täglich der Austern wegen besuchenden Rossini unaufhörlich, dieser möge doch eines der kleinen Liedchen komponiren und in eine seiner Opern einlegen. Denn Tacconi lechzte nach Unsterblichkeit. Der Maëstro lächelte nur stets bei diesen Bitten und ließ sich die Austern wohlschmecken. Den heißesten Wunsch des poetischen Austernhändlers zu erfüllen, fiel ihm nicht im Entferntesten ein.

Da erhielt Meister Rossini eines Tages ganz unerwartet die gerichtliche Aufforderung, an den Austernhändler Tacconi die

Summe von 460 Dukaten zu zahlen, welche er ihm für gelieferte Waaren schulde. Er sprang wie von der Tarantel gestochen auf. „Madonna! Ist dieser Mensch verrückt? Noch gestern versicherte er mir ewige Freundschaft und heute verklagt er mich? Doch was ist jetzt zu machen? Das Bezahlen macht mir die wenigste Sorge, der Prozeß zieht sich doch mindestens vier Wochen hin und in dieser Zeit habe ich längst eine neue Oper fertig und Geld in Hülle und Fülle. Mein größter Kummer ist, daß ich so lange ohne Austern existiren soll. Es wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als mich an die Arbeit zu machen. Aber wo nehme ich in der Eile einen Text her? Ich will nur gleich in's Kaffeehaus, vielleicht daß ich meinen Textweber auftreibe." Damit eilte Rossini fort. Zum Glück traf er im Kaffeehause den Dichter Gerardini, der ihm schon früher einige Texte geliefert hatte, diesem erzählte er, was vorgefallen und schloß: „Du mußt mir helfen. In spätestens zwei Tagen mußt Du mir ein Libretto dichten, gleichviel was für eins, komisch oder tragisch, wenn es nur drei Akte hat und den Abend füllt."

Der Librettofabrikant ließ sich überreden und ging schleunigst „an's Geschäft". Er wollte die Sache dem Zufalle überlassen, was dieser ihm als „Stoff" zu dem Texte bescheeren würde. Hiezu bediente er sich eines Mittels, welches er zu gleichem Zwecke schon früher mehrmals mit Glück probirt hatte. Er besaß nämlich einen großen Kasten, angefüllt mit alten Dramen und sonstigen Bühnenstücken. Diesen öffnete er, und nachdem er den Inhalt gehörig durcheinander gerüttelt, griff er blindlings hinein und das so Gezogene mußte den Grundstoff des neu zu „Machenden" abgeben. Das „Gezogene" war diesmal ein altes französisches Drama in drei Akten, und schon nach 1½ Tagen überreichte Gerardini dem Freunde den aus dem alten Drama „zusammengewirkten" Text. Es war „Die diebische Elster" (Gazza ladra), ein Libretto, wie es wohl je kaum schlechter das Licht des Tages

erblickt hat. Am nächsten Morgen schon finden wir unseren Maëstro eifrig an der ‚diebischen Elster‘ komponirend.

„Ein schauderhafter Text!“ rief er aus, indem er die Notenköpfe dabei auf große Bogen malte. „Ein solches Libretto will ich dem ärgsten meiner Feinde nicht anwünschen. Die ganze Geschichte dreht sich um einen gestohlenen Löffel. Und solchen Blödsinn soll man in Musik setzen? Wenn ich wenigstens Austern hätte bei dieser Galgenarbeit.“ Unter Fluchen und Schimpfen auf Tacconi nahm das Komponiren seinen Fortgang.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre und es zeigte sich ein Huissier des Gerichts, begleitet von dem Austernhändler Tacconi.

„Was wünschen die Herren?“ frug Rossini barsch.

„Nur eine unbedeutende Forderung von 460 Dukaten für diesen Herrn einkassiren.“

„Bedaure sehr, bin nicht bei Kasse.“

„In diesem Falle habe ich leider den Befehl erhalten, Sie sofort nach dem Schuldarrest abzuführen.“

Jetzt wurde aber Rossini doch bestürzt.

„Tacconi, Freund! Ist das Ihr Ernst? Wollen Sie wirklich Ihren besten Kunden einsperren lassen?“

Der Angeredete zuckte die Achseln. Nach einer Pause sprach er jedoch: „Würden Sie mir ein paar Worte unter vier Augen vergönnen, Maëstro?“

„Warum nicht?

„Nun, so bitte ich den Herrn Huissier, uns einige Minuten allein zu lassen.“

Der Gerichtsbote ging hinaus.

„Nicht um mein Geld zu erhalten,“ begann Tacconi hierauf zu Rossini, „habe ich Sie verklagt. Im Gegentheil, ich war stolz darauf, einen so berühmten Mann zum Schuldner zu haben und nie wäre es mir eingefallen, die Hilfe des Gerichts in Anspruch zu nehmen, wenn Sie sich, Maëstro, hätten herablassen

wollen, meine so oft ausgesprochene Bitte zu erfüllen, einmal eines meiner kleinen Lieder zu komponiren und in eine Ihrer Opern einzulegen. Ich habe hier ein Liedchen, nur vier kleine Verse, thun Sie damit, wie ich schon längst wünschte, und ich verspreche Ihnen, nicht nur mich für bezahlt anzusehen, sondern ich verpflichte mich auch noch, Ihnen täglich hundert Stück Austern gratis zu liefern."

„Rossini lachte. So geben Sie Ihr Lied her, ich werde es auf der Stelle komponiren."

„Madonna!" rief der Austernhändler, „wie danke ich Dir! Rossini, der Unsterbliche, komponirt mein Lied!"

Er mußte sich setzen, so sehr hatte ihn die plötzliche Erfüllung seines langgehegten Wunsches außer Fassung gebracht.

„So! jetzt ist's fertig!" rief nach wenigen Minuten Rossini. „Wollen Sie es hören?" Damit setzte er sich an's Klavier und sang:

„Ninette, Deine Treue,
Ist mir ein sich'res Zeichen,
Daß in Gott Amor's Reichen
Ein Rosengarten blüht."

Diese vier Zeilen variirte der Komponist so vielfach, daß sie sich bandwurmartig gleich einer Arie in die Länge dehnten. Der Austernhändler weinte bei Anhörung seines, *seines* Liedes Freudenthränen und preßte am Schluß Rossini sprachlos an sein ungestüm pochendes Herz. Dann rief er den Gerichtsboten herein und sagte: „Herr Rossini hat seine Schuld bezahlt."

Zwei Wochen später fand die erste Vorstellung der ‚diebischen Elster' statt. Obwohl später von der Kritik wegen ihrer musikalischen Schwächen stark mitgenommen, erzielte diese Oper beim Publikum doch den bedeutendsten Erfolg. Als der berühmte Tenorist David, welcher den jungen Soldaten sang, das von dem Austernhändler gedichtete Lied vortrug, wurden die Beifallsstürme so wüthend, daß er dasselbe dreimal wiederholen mußte.

Tacconi schwamm in einem Wonnemeere. Er versäumte keine Vorstellung der „Gazza ladra“ und erfüllte den eingegangenen Austernkontrakt getreulich.

Die Geschichte der Entstehung dieses Liedes wurde später bekannt und infolge dessen erhielt die Nummer den Spottnamen: „Austern-Arie“. O. v. Moritzdorf.

Die Levantiner. — Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der orientalischen Gesellschaft ist das Wesen und der Charakter der Levantiner, worunter man die christlichen Bewohner Kleinasiens, Syriens und Egyptens versteht, welche um Handels und Gewinns willen nach allen Theilen des Orients gehen und sich von ihren Nachbarn durch ihren Glauben, ihre Abstammung und ihre Sinnesart unterscheiden. Um die Levantiner kennen und richtig beurtheilen zu lernen, thut man am besten, sich nach Smyrna zu begeben, einer der seltsamsten und merkwürdigsten Städte des Orients. Smyrna ist seit einem halben Jahrtausend nichts als eine große Karawanserai, wo Kameelladungen und Handelsschiffe zusammentreffen und ihre Eigenthümer ein nothdürftiges Unterkommen finden, um ihre Waaren auszutauschen. Von der einen Seite erscheinen hier neben den Türken asiatische Griechen, Juden, Armenier und Perser, von der andern Seite kommen europäische Griechen, Italiener, Franzosen, Holländer und Engländer. Auf die Westeuropäer äußerte das orientalische Leben bald seinen Einfluß. Es bildete sich nach und nach eine Mischbevölkerung. Italienisch wurde die Grundlage der Verständigung, jedoch das Italienische erhielt bald spanische, bald französische, bald griechische Accente und Einmengsel; es ergab sich eine französisch-spanisch-italienische Mischsprache, die „Lingua franca“, welche Jedermann verstehen konnte. Die jungen europäischen Kaufleute, denen bei dem Gewinn die Schönheit der Gegend gefiel, nahmen sich Frauen aus griechischen, jüdischen oder armenischen Familien, und ihre Kinder gehörten weder dem einen noch dem

anderen Volke an: sie bildeten eine besondere Volksart, eben die Levantiner. Ein ganz ähnlicher Vorgang hat sich in den meisten übrigen Hafenplätzen des Orients vollzogen, wenn auch nirgends so großartig wie eben in Smyrna. Die Kopfzahl der Levantiner in Anatolien mag sich auf 30,000 bis 40,000 beziffern. Ihre Familiensprache ist meist italienisch oder griechisch, doch sprechen sie auch andere europäische Sprachen, besonders französisch. In Egypten sind die Levantiner, je nachdem ihre Vorfahren seit längerer oder kürzerer Zeit, seit Jahrhunderten oder erst seit Jahrzehnten im Lande leben, in höherem oder geringerem Grade orientalisirt und arabisirt. Für Viele ist die Muttersprache geradezu das Arabische geworden, bei Anderen hat das Arabische wenigstens gleiche Rechte mit der einstigen Muttersprache. Trotzdem thun auch sie sich auf ihre europäische Abstammung viel zu gute und würden es mit Entrüstung zurückweisen, wenn man sie zu den Eingeborenen rechnen wollte. Seit unvordenklicher Zeit ist nun die große Masse dieser buntscheckigen Bevölkerung entartet. Die Levantiner unserer Tage sind ein ziemlich herabgekommenes Geschlecht, körperlich erschlafft, geistig verwahrlost, wenn auch materiell und finanziell meist in sehr günstiger Lage; sie wissen mit ihrem Gelde sehr vorsichtig und sicher zu wirthschaften und lieben vorzugsweise die sehr vortheilhafte Anlegung desselben in Grundbesitz und Häuserbauten. Andererseits aber fehlt es ihnen fast an allem Unternehmungsgeist, daher sie auch selten ihre Wohnsitze verlassen, um auswärts ihr Glück zu suchen. Theils aus Furchtsamkeit, theils aus Trägheit bleiben manche derselben ihr halbes Leben lang innerhalb ihres Besitzthums, z. B. in Alexandrien, ohne auch nur den Hafen besucht oder das Land umher und das Meer gesehen zu haben. Ihre Reise geht nur von ihrem Wohnhause nach ihrem Laden oder höchstens bis an die nächste Kirche, wo sie getauft, getraut und begraben werden. Indeß fränkischer und arabischer Unternehmungsgeist

findet manchmal auch seinen Weg in diesen stagnirenden Kreis und treibt in Verbindung mit der ihm innewohnenden starken Gewinnsucht den Levantiner Egyptens nach dem fernen Markt von Tantah, wo man alle Eigenthümlichkeiten moslemitischen Lebens wie mit einem Blick übersehen kann. In solchen Fällen sind aber die Levantiner sehr darauf bedacht, sich nicht allein so weit zu wagen, sie vereinigen sich in ganzen Schaaren und ziehen mit klopfendem Herzen und leichten Börsen aus den Mauern Alexandriens hinaus in das Sandmeer. Mitten unter den Wundern des Marktes von Tantah macht sich der Levantiner emsig an sein Geschäft, zu kaufen und zu verkaufen, und träumt unaufhörlich von vermehrtem Reichthum, der ihm aus dieser gefährlichen Reise erwachsen soll. Von Zeit zu Zeit zittert und bebt er über die Gefahren der Rückreise, und orientalische Geschichtenerzähler verfehlen nicht, seine Furcht durch tragische, blutige Geschichten zu erhöhen. Das orientalische Wesen hat den Levantinern unverkennbar seinen Stempel auf die Stirne gedrückt, und ihre Religion theilte unvermeidlich das nämliche Geschick: schon in sehr früher Zeit verdorben, hat sie allmählig zahlreiche Abänderungen, meist zum Schlimmen erfahren, bis sie endlich nur noch aus einer Masse abergläubischer Meinungen bestand. Von Bildung im europäischen Sinne kann bei den Levantinern nur sehr wenig die Rede sein; was sie davon besitzen, ist beinahe immer überaus mangelhafter, oberflächlicher Natur. In den meisten Fällen beschränkt es sich auf die Kenntniß mehrerer Sprachen, die sie jedoch häufig nur zu sprechen, nicht aber zu schreiben, auch nicht einmal immer zu lesen wissen. Ihre Zwitterstellung zwischen Eingeborenen und Europäern prägt sich in ihrem ganzen Leben und Treiben aus: in den Einrichtungen des Hauses, in ihrem geselligen Verkehr untereinander, in ihrem Auftreten in fremder Gesellschaft, in ihrer meist sehr geschmacklosen, wenn auch oft reichen und kostbaren Kleidung. Die

Herabgekommenheit der Levantiner ist am deutlichsten zu erkennen an der jungen Welt, sowohl der männlichen als der weiblichen. Nichts Charakterloseres und Schwächlicheres als ein junger geputzter Levantiner, der in seiner halb oder ganz europäischen Kleidung, im Munde die tagesläufigen Phrasen einer europäischen Sprache, den eleganten oder gar gebildeten Mann spielen will. Und nichts Weichlicheres und Faderes als die Gestalten dieser jungen Levantinerinnen mit ihren blut- und leblosen, aber stark mit Schminke bedeckten Gesichtern, wie sie in Seide rauschend und mit buntem Flitter behängt, kokett und doch ungeschickt sich in den Straßen oder in öffentlichen Gärten bewegen. Die Levantiner unserer Tage sind übrigens schon stark verändert gegen jene vor etwa einem Menschenalter. Die nationale Frische und Triebkraft, die in den europäischen Völkern wieder erwacht ist, äußert auch ihre Wirkungen im Orient. Die Lingua franca hört mehr und mehr auf, und der Levantiner lernt dafür Italienisch, Französisch oder Spanisch rein sprechen. Die Levantiner Familien verlieren damit ihre Besonderheit und verschwinden allmählig, denn ihre Sprößlinge werden wieder Griechen oder Italiener, Franzosen oder Engländer. Dies ist als eine höchst günstige Wendung zu betrachten, und es läßt sich nach dem oben Ausgeführten nur wünschen, daß die Zwitterrasse der Levantiner im Laufe der Zeit wieder gänzlich aus dem Orient verschwinden möge. Fr. v. Hellwald.

Die Hunde im Depeschendienst. — Als die deutschen Truppen im Kriege von 1870—1871 Paris belagerten, suchte die eng cernirte Hauptstadt Frankreichs durch Luftballons und Brieftauben einen Verkehr mit der Außenwelt zu unterhalten. Es war zu dem Zwecke in Paris ein aëronautisches Postbureau eingerichtet worden, das während der Belagerung nicht weniger als 64 Luftballons emporsteigen ließ. Eines Tages erschien nun bei dem damaligen Pariser Postdirektor Rampont ein Herr Hurel

und bot ihm seine fünf dressirten Hunde mit dem Bemerken an, daß sich diese Vierfüßler vortrefflich zum Depeschendienst eignen würden. — „Zum Depeschendienst?" wiederholte Rampont verwundert und schüttelte den Kopf. — Der Gefragte bestätigte dies mit großem Eifer und erzählte dann dem Postdirektor, daß seinen Hunden der Weg aus der Normandie nach der Hauptstadt sehr genau bekannt sei. — „Und woraus schließen Sie das?" forschte Rampont weiter. — „Weil die Hunde die großen Viehheerden, welche ich seit Jahren aus der Normandie nach Paris brachte, stets begleitet haben. Einmal konnten indeß meine vierfüßigen Wächter in dem Hundecoupé des Eisenbahnzuges nicht mehr untergebracht werden, weil dasselbe schon völlig besetzt war. Mir war dies fatal, da ich die Hunde beim Transport des Viehes nur schwer entbehren konnte, dessenungeachtet mußte ich auf ihre Mitnahme verzichten und sie trotz allen Heulens zurücklassen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als mir beim Betreten der Pariser Herberge, in welche ich einzukehren pflegte, die Hunde mit freudigem Gekläff entgegensprangen. Die klugen Thiere hatten allein den Weg aus der Normandie nach Paris gefunden. Seit dieser Zeit ziehe ich aus dem wunderbaren Instinkte derselben einen pekuniären Nutzen, indem ich niemals mehr Geld für Hundebillets verausgabe." — Rampont nahm nach einer Rücksprache mit Herrn Chassinat, dem Direktor des aëronautischen Postbureau's, den Vorschlag des Viehhändlers an und ließ ihm in dem Ballon „General Faidherbe", welcher gerade zum Aufsteigen bereit lag, für sich und seine fünf Hunde einen Platz anweisen. Vor der Auffahrt in die Luftregionen waren die vierfüßigen Passagiere in Leinensäcke eingenäht worden, damit sie während der Fahrt nicht die Lust anwandle, über Bord zu springen. Die Thiere verhielten sich jedoch völlig ruhig, es war in den oberen Luftschichten empfindlich kalt, und diesem Umstande darf man es wohl zuschreiben, daß die Hunde keine

Anstalten machten, sich ihrer unbequemen Hüllen zu entledigen. Nachdem der Ballon in Saint-Avis (Departement Gironde) glücklich wieder zur Erde gelangt war, wurde der projektirte Depeschendienst eingerichtet, indem man den Hunden Tausende von mikroskopisch verkleinerten Depeschen zwischen das doppelte Leder ihrer Halsbänder einnähte und sie dann hinter den deutschen Linien bei Orleans losließ. Man darf vielleicht annehmen, daß die klugen Thiere ihr Ziel erreicht haben würden, wenn man ihnen in der Normandie die Freiheit gegeben hätte, aber die Gegend bei Orleans war ihnen völlig unbekannt, und deshalb bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß die fünf Hunde des Herrn Hurel auf Nimmerwiedersehen verschwanden und keiner von ihnen jemals nach Paris zurückkehrte. H. Ww.

Punsch. — Wenn es zu schneien und zu frieren beginnt, wenn die Wasser stille stehen und die Menschen sich um so rascher bewegen, kleidet man sich nicht nur in Pelze und steckt die Hände in einen Muff, sondern man ißt und trinkt auch anders als im Sommer, wo das Bedürfniß nach Kühlung zu Gefrorenem führt, während bei dem Selbstfrieren das Verlangen nach heißen Getränken rege wird. Die Sodawasserbuden stehen geschlossen, und man geht an ihnen vorüber wie an den Oefen im Sommer; dagegen lenken sich die Schritte den Punschhallen zu und das Augenmerk richtet sich auf jene gefärbten Wasser, die dem Quell des Lebens entsprungen scheinen. Von dem Sura oder dem Safte der Kokospalme, der sehr süß ist und gleich dem Most der Weintrauben eine berauschende Kraft hat, stammt der Arac. Das Bedürfniß, durch warme Getränke in kalten Tagen Herz und Nieren zu stärken, veranlaßte zuerst die Holländer und Engländer, den sogenannten Massack aus dem Sura zu bereiten. Dies geschah, indem man einen Theil frischen Saftes der Kokospalme mit einem Theile Uraca, einer Art Branntwein aus destillirtem Sura und Reis, mit etwas Zucker vermischte; in diese Masse

wurden frische Eidotter geschlagen, etwas Butter, gestoßener Zucker, Muskat und dergleichen hinzugethan und diese Mischung aus Tassen, gleichwie Thee, getrunken. Nicht allgemein dürfte die Ableitung des Wortes Punsch, scheinbar dem englischen punsh entlehnt, bekannt sein. Dieses Wort ist indischen Ursprungs und bedeutet, da pautscha fünf heißt, so viel als Fünftrank, d. h. ein aus fünf Bestandtheilen bestehendes Getränke. Das indische Gemisch wird aus folgenden fünf Ingredienzien komponirt: Arac (oder Rum), Thee, Wasser, Citrone und Zucker; es ist, wie es in einer alten Chronik heißt, eine köstliche Latwerge. Ungeachtet der Hinweisung auf die Fünfzahl schrieb Schiller sein „Punschlied". „Vier Elemente innig gesellt" sind es hier, welche das Leben beherrschen und die Welt regieren; ein Beweis, welche Bedeutung man noch in der klassischen Periode dem Einflusse des Punsches zuschrieb. Eine gute Bowle Punsch zu brauen, ist eine große Kunst und verlangt genaue Sachkenntniß; denn der Punsch muß entzückend wärmen und alle Lebensgeister erregen, soll aber nie erhitzen und berauschen. G. Pf.

Lohn der Kühnheit. — Napoleon I. hatte zuweilen, wenn auch nicht allzu oft, Anwandlungen von Edelmuth, und einer solchen verdankten einst zwei englische Matrosen ihr Leben. Diese waren in französische Gefangenschaft gerathen und in Verdun internirt worden. Aber der Drang nach Freiheit war so stark in ihnen, daß sie endlich Mittel und Wege fanden, ihrer Haft zu entfliehen und nach unendlichen Beschwerden und Gefahren nach Boulogne zu gelangen. Aber es war zur Zeit der Kontinentalsperre, und eine Möglichkeit, nach England zu entkommen, erschien völlig ausgeschlossen. Die Matrosen wußten jedoch Rath; in einem Wald bei Boulogne, unweit des Meeresstrandes, hielten sie sich verborgen und verfertigten dort unter den denkbar größten Mühen, nur mit ihren Messern versehen, eine Art von Kahn, der endlich nach rastloser Arbeit zur Abfahrt bereit war.

In einer finsteren Nacht wollten sie die englische Küste mit diesem elenden, kaum sechs Fuß langen Fahrzeug zu gewinnen suchen; die Liebe zum Vaterlande war in ihnen größer, als die Furcht vor dem fast sicheren Tode, der ihnen auf dem Meere durch Sturm und Wellen drohte. Aber sie scheuten vor dem Wagniß nicht zurück; das Boot wurde flott gemacht und die Flüchtlinge stießen ab. Kaum waren sie indeß einige hundert Klafter vom Lande entfernt, als sie vom Wachtschiffe aus bemerkt, eingeholt und in's Lager geführt wurden. Als Napoleon von der kaum glaublichen Verwegenheit der Matrosen Kunde erhielt, befahl er, ihm die Leute mit ihrem Boote vorzuführen. „Ist es wahr, daß Ihr mit dieser erbärmlichen Nußschale über's Meer setzen wolltet?" fragte er herablassend. — „Ah, Sire, wenn Sie daran zweifeln, so geben Sie uns Erlaubniß, es vor Ihren Augen auszuführen," versetzten die Engländer. Da entgegnete der Kaiser: „Ihr seid kühne Männer, und ich bewundere überall den Muth, wo ich ihn auch gewahre. Ich will nicht, daß Eure Verwegenheit Euch das Leben kostet, darum soll man Euch an ein englisches Schiff abgeben. Kehrt zurück nach England und sagt dort, daß ich brave Männer stets achte, auch wenn sie meine Feinde sind." Und so geschah es, am nächsten Tage landeten die Matrosen auf dem Boden der Heimath. M. L.

Guter Rath. — Ein alter Hofprediger zu Braunschweig, dessen ermüdende und inhaltslose Predigten auf die Gemeinde der Hofkirche abschreckend wirkten und sie einem begabteren Redner, dem Hauptpastor der Stadtkirche, zutrieben, klagte dem Grafen Münster, der für die Söhne des bei Quatre-Bras gefallenen Herzog Friedrich Wilhelm die Verwaltung des Landes leitete, seinen Kummer, daß die Hofkirche immer leer, die Stadtkirche immer voll sei. — „Ich will Ihnen ein Mittel angeben, daß das Verhältniß sich geradezu umkehre und die Hofkirche die gefüllte, die Stadtkirche die leere werde!" sprach der Graf nachdenklich. —

„Excellenz verbinden mich zu größter Dankbarkeit," stotterte der erfreute Hofprediger; „und das Mittel lautet . . .?" — „Räumen Sie," entgegnete der Graf, langsam eine Prise nehmend, „räumen Sie dem Stadtpfarrer ohne Zögern Ihre Hofkirche ein und predigen Sie dafür in der Stadtkirche! Den Erfolg verbürge ich!" L. Z.

Geige und Kontrabaß zu gleicher Zeit zu spielen, dies seltsame Kunststück produzirte um die Mitte der dreißiger Jahre ein schottischer Musiker Namens Watson in allen größeren Städten, auch des Kontinents, unter bedeutendem Zulauf. Er spielte die Geige auf gewöhnliche Art und den Baß mit den Füßen. Sein rechter Fuß steckte in einem Schuh am Griff des Bogens, und eine an dem hohen Stuhle, worauf er saß, angebrachte Feder unterstützte seinen Schenkel. Mit dem linken Fuße regierte er eine Reihe von Hebeln, welche leicht und exakt die Saiten griffen. C. Sp.

Bestraftes Mißtrauen. — Im Kasino des Badeortes Royat traf ein Pariser Bankier mit einem sehr zerstreuten Mitgliede der Akademie zusammen. Während der Erstere das Börsenblatt studirte, blickte der Letztere starr auf des Bankiers weißes Beinkleid und fingerte an dem auf dem Tische stehenden Schreibzeuge umher. Dieses entleerte denn alsbald seinen Inhalt glücklich auf die weiße Hose, für welche deren Besitzer Schadenersatz verlangte und zwar auf der Stelle und ohne Aufschub, da er dem etwas schäbig aussehenden Fremden die Zahlungsfähigkeit nicht zutraute. Der Philosoph zahlte und sprach dann: „Ich nehme die Anwesenden zu Zeugen. Ich habe die Hose bezahlt, sie ist also mein Eigenthum, und ich verlange deren Auslieferung auf der Stelle und ohne Aufschub." Der Bankier machte zwar Einwände, mußte sich endlich aber dem berechtigten Verlangen als Strafe für seinen Vertrauensmangel fügen und eine Stunde lang in einem Nebenzimmer warten, bis

aus seiner Wohnung ein anderes Beinkleid gebracht wurde. Er ist seitdem an der Pariser Börse unter dem Spitznamen „Sans-Culotte“ bekannt. R.

Gut gegeben. — Der preußische General Ramin war wegen der harten Behandlung seiner Soldaten allgemein bekannt und es gab kaum Jemand in Berlin, der ihm nicht dafür gelegentlich einen derben Denkzettel gewünscht hätte. Eines Abends saß der geistreiche und liebenswürdige Prinz Friedrich von Braunschweig mit einigen Prinzessinnen am Spieltisch, als der General Ramin herantrat, um die Damen zu begrüßen. „Sie haben ein treffliches Musikcorps bei ihrem Regimente, Herr General,“ sagte eine von den Prinzessinnen, „das Spiel desselben hat mir großes Vergnügen gemacht, als ich es heute Morgen gehört habe.“ Ramin strich sich stolz den Schnurrbart und nickte: „da hätten Eure Königliche Hoheit einmal das Musikcorps blasen hören sollen, als ich das Regiment bekam; damals bliesen die Kerle unter aller Kritik; aber ich habe jeden Hautboisten so lange auf dem hölzernen Esel reiten lassen, bis er besser blies!“ — „Sie sehen, meine Damen,“ fiel Prinz Friedrich lächelnd ein, „was ein Esel vermag!“ Die Zurechtweisung war derb, aber gerecht, und Jedermann freute sich darüber. J.

Ein vorsichtiger Vater. — Die Tochter eines Geheimmittel-Fabrikanten wurde gefragt, ob sie oder ein anderes Familienmitglied auch von Papa's Arzneien manchmal einnehme. „O behüte,“ antwortete sie, „Papa hat uns strenge verboten, jemals etwas davon zu berühren!“ R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

Gefälliger besonderer Beachtung empfohlen!

Um unseren geehrten Abonnenten, wie überhaupt Jedermann, Gelegenheit zur leichten Anschaffung eines **schönen** und **gediegenen Kunstblattes** zu geben, offeriren wir hiermit den großen prachtvollen Stahlstich:

Fröhliche Fahrt,

nach einem Gemälde von **C. E. Böttcher** gestochen von **A. Schultheiß**;
Papiergröße 71 Centimeter breit und 58½ Centimeter hoch,
Stichgröße 50 Centimeter breit und 37 Centimeter hoch.

Dieser Stahlstich, von dem wir umstehend eine allerdings **sehr verkleinerte** Copie in Holzschnitt veröffentlichen, war bisher dem Publikum nur in Abdrücken **à 15 Mark** zugänglich, und wird von uns jetzt, um auch dem weniger Wohlhabenden den Bezug zu ermöglichen, zum Preise von

nur 1 Mark pro Exemplar

abgegeben. Die Lieferung erfolgt trotz der enormen Billigkeit genannten Kunstblattes nur in tadellosen Exemplaren.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, insbesondere diejenige Buchhandlung, Journal-Expedition oder der Buchbinder, von welchem man die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" bezieht; auch kann beiliegender Bestellzettel dem Colporteur oder Boten, welcher die Bände in's Haus bringt, übergeben werden.

☞ Außerdem ist die Verlagsbuchhandlung bereit, die schnelle Uebersendung durch die nächstgelegene Buchhandlung zu vermitteln, wenn anderweitige Bestellung mit Schwierigkeiten verknüpft sein sollte, und wolle man sich in diesem Falle in frankirtem Briefe an die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung wenden.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:

Hermann Schönlein.

Verkleinerte Holzschnitt-Nachbildung des großen Stahlstichs:

Fröhliche Fahrt.



„**Fröhliche Fahrt**", Stahlstich, nach einem Gemälde von **C. G. Böttcher** gestochen von **A. Schultheiß**; Papiergröße 71 Centimeter breit und 58½ Centimeter hoch, Stichgröße 50 Centimeter breit und 37 Centimeter hoch.



